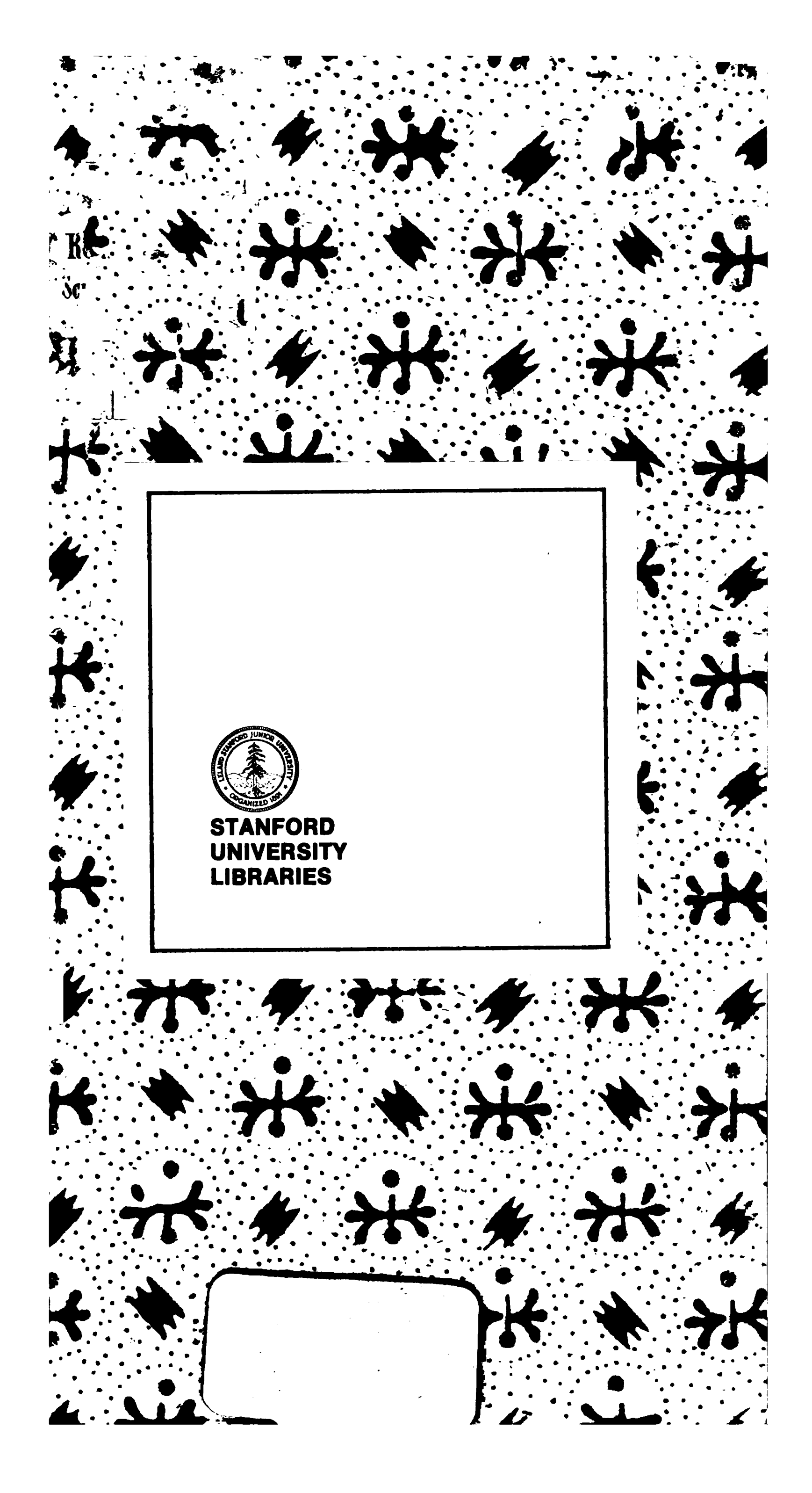



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Charakteristik

der

wichtigsten Ereignisse

des

siebenjährigen Krieges,

in

Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen.

Von

einem Zeitgenossen.

Suum cuique decus posteritas rependit. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

Tacit. Ann. IV. 35.

Zweiter Theil.

Berli[illegible] [illegible]2.

In der Himbur[illegible] [illegible]handlung.

T[illegible]

2 of 12 (Argus) 2-30

p. 6-45

Charakteristik

der

wichtigsten Ereignisse

des

siebenjährigen Krieges,

in

Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen.

Von

einem Zeitgenossen.

Suum cuique decus posteritas rependit. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

Tacit. Ann. IV. 35.

Zweiter Theil.

Berlin, 1802.
In der Himburgischen Buchhandlung.

Inhalt
des
zweiten Theils.

I.

Historisch-politische Uebersicht von Europa im Anfange des Jahres 1759.

Am Schlusse des vorjährigen Feldzuges waren auf dem festen Lande die kriegführenden Mächte größtentheils in eben den Verhältnissen geblieben, unter welchen sie im Anfange desselben in die Schranken traten. Hatten Klugheit, tiefe Einsicht, Muth und zweckmäßige Operationen, an der Hand der Hoffnung oder des Glücks, ihre abgemessenen Schritte geleitet; hatten größere oder geringere Fechterstreiche einem oder dem andern Theile mehr oder weniger Ruhm erworben: so mußten dagegen Schwächen, Leidenschaften, üble Rathgeber, Kabalen, manches schon gewonnen geschienene Spiel wieder verlieren machen. Man wird bewogen, dergleichen im Widerspruch stehende Begebenheiten unter die nothwendigen zu rechnen, welche die Vorsehung zuläßt, um ihre weisen Absichten zu erreichen; und so mußte alles dazu beitragen, die streitenden Partheien, ohne erlangte wesentliche Vortheile, wieder in ihre erste Lage zurückzuweisen, um für jezt noch das Gleichgewicht zu erhalten.

So sah es auf dem festen Lande aus. Auf den Meeren waren dagegen fruchtbarere Thaten ausgeführt worden. Englands Geschwader, die seit dem Ausbruche des Krie-

ges so wenig thätig gewesen waren, hatten sich im abgewichenen Jahre in einem glänzendern Lichte gezeigt. Seitdem ein wichtigeres Interesse die im Parliamente herrschenden Privatzänkereien verscheucht hatte, und seitdem ein Pitt das Staatsruder regierte, waren sie in allen vier Welttheilen vom Glück begleitet gewesen. Man sah mit Bewunderung, wie viel Eintracht in den Meinungen, über den Schwindel des Partheigeistes zu bewirken vermochte. Bisher waren fast alle Unternehmungen, so ungeheure Summen auch die Zurüstungen gekostet hatten, theils durch widrige Zufälle, theils durch die Ungeschicklichkeit derer, die sie auszuführen den Auftrag erhielten, fruchtlos abgelaufen; gegenwärtig aber genoß Groß-Britannien des günstigsten Zeitpunktes, dessen es sich seit dem Ausbruche des Krieges zu erfreuen gehabt hatte. Fast allenthalben war der Sieg der Begleiter der stolzen Britten gewesen, und außer Europa hatten sie Eroberungen gemacht, deren Einfluß Frankreich schon zu fühlen anfing. In Afrika hätten sie die Franzosen aus allen ihren Forts und Pflanzstädten auf der Gummiküste und am Flusse Senegal vertrieben. Durch die Eroberung derselben wurde nunmehr ihr Handel in jenem Welttheile nicht mehr so beschränkt, als zur Zeit, da die Franzosen Besitzer dieser Küste waren. Goldstaub und Gummi, diese beiden kostbaren Produkte, von denen sie besonders letzteres in Absicht ihrer gefärbten und gedruckten Zeuge nicht entbehren konnten, kamen dadurch in ihre Gewalt. In Asien spielte Lord Clive den Meister. Er machte daselbst durch List und Tapferkeit eben so viele Eroberungen für die Nation, als er, aus Eigennutz, Reichthümer für sich selbst erwarb. Das, was im Jahre 1757 Lord Landon in Nordamerika mit einer ansehnlichen Macht zu versuchen sich nicht getrauet

hatte, war gegenwärtig ausgeführt worden. Admiral Boscaren hatte den General Ancherst nach der Küste von Cap Breton gebracht. Dieser hatte daselbst Louisburg durch die Kühnheit des Generals Wolf erobert, sich in den Besitz der ganzen Insel gesetzt, und dadurch den Grund zur Eroberung von Canada gelegt, die im folgenden Jahre zu Stande gebracht wurde. Nur die dem Lord Anson gegen den Hafen von St. Malo und die französischen Küsten von Bretagne aufgetragene Expedition war minder glänzend; denn, obgleich solche nicht ganz fruchtlos ablief, so ward sie doch für die darauf verwendeten ungeheuern Kosten mit zu wenigem Nachdruck ausgeführt. Man empfand dies selbst in London. Der Geist der Satyre, der im Parliamente die Beschlüsse der Minister so gern anzugreifen pflegt, war auch bei dieser Gelegenheit geschäftig. Herr Fox verglich diese Expedition mit der Fabel von dem Berge und der Maus, und versicherte: man habe Fenster mit Guineen eingeworfen.

Das außerordentliche Glück, welches die Engländer zur See gehabt hatten, weckte sie zu noch größerer Thätigkeit auf. So namhafte Summen auch die Nation seit drei Jahren auf den Krieg verwendete, so wurden doch die zu dem bevorstehenden Feldzug erforderlichen 12,300000 Pf. Sterling ohne Widerrede bewilligt, in kurzer Zeit unterzeichnet, und noch mehr Geld angeboten, als man haben wollte. Der Enthusiasmus der Engländer, ihr Reichthum und die ungewöhnliche Einigkeit, die im Parliamente herrschte, erleichterten auch die schwersten Unternehmungen, und dies alles bewirkte das Genie eines Pitt. In einem Staate, wo jeder die Freiheit hat, seine Gedanken ohne Scheu zu eröffnen; wo jede vorgetragene Meinung des Ministers eifrig bestritten zu

werden pflegt, riß er durch seine feurige Beredsamkeit alle Parliamentsglieder an sich. Im Oberhause durfte er nur die Grundsätze seiner Staatsklugheit vortragen, so wurden sie fast einmüthig angenommen; im Unterhause konnte er so viel Geld fordern, als er zu brauchen glaubte, es wurde bewilligt, und so ward er das Wunder seiner Nation, ein Wunder für Europa *). Seine Vorliebe für den Krieg auf dem festen Lande war das einzige, worüber man in London nicht durchgängig mit ihm einerlei Meinung war. Von je her sind die Britten mehr für den Seekrieg gewesen, weil, nach ihrem Dafürhalten, durch denselben mehr erworben werden kann, als wenn man sich zu Lande zum Vortheil seiner Bundesgenossen herumschlägt. Allein Pitt überwand auch dies Nationalvorurtheil. Er behauptete keck gegen alle ihm dagegen gemachten Einwendungen: Nordamerika müsse in Deutschland erobert werden, und der Ausgang hat die Richtigkeit seines angenommenen Grundsatzes erwiesen. Auch ward das seit der berühmten Schlacht

*) Wie sehr haben seitdem die Zeiten sich in England geändert! Statt Pitt der ältere nur 13 Millionen Pf. Sterling zu einem Feldzuge forderte, verlangt Pitt der jüngere dazu 26 bis 28. Damals bot man mehr Geld an, als man haben wollte; jezt hält es schwer, ohne hohe Prämien, das erforderliche zu beziehen. Ersterer besaß das Vertrauen seiner Nation wegen seiner edlen Grundsätze, und erhielt alles ohne Umstände. Letzterer, zwar eben so fest und beredt, aber aus Hang zum Neide und zu Vorurtheilen weniger weise, als sein Vater, muß durch Bestechungen und Intriguen die Majorität erzwingen. Demungeachtet hat England gegenwärtig keinen Feind mehr als damals; hat keine Truppen auf dem festen Lande zu besolden; hat eben so viel Eroberungen gemacht, und allein durch die Zerstörung des Reichs des Tippo-Saib, mehr Schätze erworben, als zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

bei Crevelt versprochene Hülfscorps von 12,000 Engländern, nicht allein auf deutschem Boden gelassen, sondern auch ergänzt, und die dem Könige von Preußen versprochenen Subsidien eben so pünktlich bezahlt, als die in Sold genommenen Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger.

Je höher der Glanz von Groß-Britannien stieg, desto tiefer sank Frankreichs ehemaliger Ruhm. Dies Königreich kränkelte an politischer Schwäche und an einem ganz zerrütteten Finanzzustande. Der Abt Bernis, der, wie wir im ersten Theile dieses Werkes, S. 170, erwähnt haben, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Cardinal war erhoben worden, weil er die Allianz mit Oestreich begünstigte, stürzte jezt über einen vernünftiger angelegten Plan. In jener Zeit hatte ihm jeder Weg, sein Glück zu gründen, gleichgültig geschienen. Um der Marquisinn von Pompadour den Hof zu machen, und sich ihrer Protection zu versichern, hatte er den Traktat von Versailles (1756) unterzeichnet. Jezt, da reiferes Nachdenken und die Erfahrung zweier nicht glücklichen Feldzüge ihm seinen damaligen Leichtsinn vorwarfen, sah er diese Allianz aus einem entgegengesetzten Gesichtspunkt an; jezt ward es ihm einleuchtend, wie nachtheilig Frankreich gegen sein wahres Interesse gehandelt habe, da es eine Verbindung einging, die nur dem Hause Oestreich Vortheile gewährte. Er überschlug den außerordentlichen Aufwand, den der Staat gemacht hatte, um Schweden und Rußland in Bewegung zu bringen, und einen Krieg fortzusetzen, in welchem er sich keiner Eroberungen zu rühmen, wohl aber manchen Verlust zu beseufzen habe. Da man die zu den Staatsausgaben aufzunehmenden Capitale schon zu 7 vom Hundert verzinsen, und die Assekuranz zur See mit 70 pro Cent bezahlen mußte: so sah er ein,

daß die Fortsetzung des Krieges das Reich unter einer ungeheuern Schuldenlast zu Boden drücken werde, und alle diese Betrachtungen machten ihm einen baldigen Frieden sehr wünschenswerth. Durch verborgene Wege suchte er daher in London eine Friedensunterhandlung anzuspinnen, um dadurch seine Nation von einer erzwungenen, verderblichen Allianz abzuziehen; so geheim er aber auch seine Negotiationen betrieb, so entgingen diese der scharfsichtigen Pompadour doch nicht. Sie ward unwillig, daß man zu einer Zeit, da sie der Kaiserinn-Königinn zu Gefallen Krieg wollte, ohne sie zu befragen, über einen Frieden verhandelte; ihre Allgewalt fand sich dadurch beleidigt. Stolz auf ihren bekannten Einfluß, und hingerissen durch die Schmeicheleien, die Maria Theresia gegen sie verschwendete, um die französische Hülfsleistung in ihrem ganzen Umfange zu nutzen, beschloß sie, den Cardinal von der Höhe herabzustürzen, auf welche ihre Protection ihn gestellt hatte. Er fiel in Ungnade, weil er das Beste von Frankreich einsah; man beraubte ihn seiner Würde, weil er der königlichen Mätresse mißfiel, und verwies ihn nach dem Bisthum Aix, als wenn er ein Staatsverbrechen begangen hätte.

Der Herzog von Choiseul, französischer Gesandter am Wiener Hofe, ward sein Nachfolger. Durch das Beispiel seines Vorgängers gewarnt, hütete er sich, das der Pompadour so verhaßt gewordene Wort Friede auszusprechen. Unbekümmert über den Ausgang der Sache, ward er vielmehr der Gegenfüßler des verabschiedeten Cardinals, indem er seinen Eintritt ins Ministerium durch eine noch engere Allianz bezeichnete, die er zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande brachte. So nachtheilig auch diese erneuerte Verbindung dem Interesse Frankreichs war; so

sehr der Inhalt des Traktats das Gewicht verrieth, welches das Haus Oestreich über den Hof zu Versailles sich anmaßte, und so viel Anstrengung der äußersten Kräfte es erforderte, um den Verbindlichkeiten zu genügen, wozu sich Ludwig XV anheischig machte: so war dies Bündniß doch nach dem Geschmacke seiner herrschsüchtigen Mätresse. Sie war nicht nur völlig von Oestreich gewonnen, sondern würde auch (wäre es möglich gewesen) einen immerwährenden Krieg gewünscht haben, um nach ihrer Lieblingsneigung die Rollen der bei den Armeen anzustellenden Hauptpersonen nach ihrem Gefallen austheilen zu können. An den Herzog von Choiseul fand sie gerade den Mann, der sich ihren Absichten am besten zu fügen wußte. Er war es gewesen, der das Bündniß mit Oestreich in Vorschlag gebracht hatte; sein feuriger Charakter und der Stolz, Frankreich allein regieren zu wollen, machten ihn zu allem fähig, was die Marquisinn nur zu wünschen äußerte. Ein solcher Mann ward ihr eben so unentbehrlich, als sein eignes Interesse ihn an das der Frau von Pompadour kettete *). Kaum kann man sichs be-

*) Der Ehrgeiz dieses stolzen Ministers übersteigt alle Gränzen, und er scheint seine Tage ohne Intriguen und Kabale nicht haben zubringen zu können. Kaum hatte der Friede zu Versailles (1762) dem bisherigen Kriege ein Ende gemacht: so fing er einen andern mit dem Orden der Jesuiten an. Die Gunst, in der er bei dem schwachen Könige Ludwig XV stand, schien ihm kein Hinderniß in den Weg zu legen, diese sonderbare Fehde nach seinem Wunsche zu vollenden; dagegen hatte er aber die Vorurtheile des Dauphins und der Dauphine, die sich dieses Ordens kräftig annahmen, zu bestreiten, und erst nach dem schnell auf einander erfolgten Tode dieser Personen und der Marquisinn von Pompadour, gelang es ihm, sein Vorhaben, die Vertreibung der Mitglieder desselben zu bewirken, durchzusetzen. Der Verdacht, als habe er zu der schnellen

daß die Fortsetzung des Krieges das Reich unter einer ungeheuern Schuldenlast zu Boden drücken werde, und alle diese Betrachtungen machten ihm einen baldigen Frieden sehr wünschenswerth. Durch verborgene Wege suchte er daher in London eine Friedensunterhandlung anzuspinnen, um dadurch seine Nation von einer erzwungenen, verderblichen Allianz abzuziehen; so geheim er aber auch seine Negotiationen betrieb, so entgingen diese der scharfsichtigen Pompadour doch nicht. Sie ward unwillig, daß man zu einer Zeit, da sie der Kaiserinn-Königinn zu Gefallen Krieg wollte, ohne sie zu befragen, über einen Frieden verhandelte; ihre Allgewalt fand sich dadurch beleidigt. Stolz auf ihren bekannten Einfluß, und hingerissen durch die Schmeicheleien, die Maria Theresia gegen sie verschwendete, um die französische Hülfsleistung in ihrem ganzen Umfange zu nutzen, beschloß sie, den Cardinal von der Höhe herabzustürzen, auf welche ihre Protection ihn gestellt hatte. Er fiel in Ungnade, weil er das Beste von Frankreich einsah; man beraubte ihn seiner Würde, weil er der königlichen Mätresse mißfiel, und verwies ihn nach dem Bisthum Aix, als wenn er ein Staatsverbrechen begangen hätte.

Der Herzog von Choiseul, französischer Gesandter am Wiener Hofe, ward sein Nachfolger. Durch das Beispiel seines Vorgängers gewarnt, hütete er sich, das der Pompadour so verhaßt gewordene Wort Friede auszusprechen. Unbekümmert über den Ausgang der Sache, ward er vielmehr der Gegenfüßler des verabschiedeten Cardinals, indem er seinen Eintritt ins Ministerium durch eine noch engere Allianz bezeichnete, die er zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande brachte. So nachtheilig auch diese erneuerte Verbindung dem Interesse Frankreichs war; so

die Engländer. Der Mangel an Geld, an Bedürfnissen und zweckmäßigen Einrichtungen zog alle diese Widerwärtigkeiten nach sich, und diese bewiesen hinlänglich die eingewurzelten Fehler der innern Staatsverfassung, die England vollkommen zu benutzen verstand.

So gewiß sich Pitt auf seine, zu Frankreichs Ruin getroffenen Maßregeln stützte: eben so sehr schmeichelte sich Oestreich, in dem bevorstehenden Feldzuge den König von Preußen zu vernichten. Die Aussichten dazu schienen ganz erwünscht. Das verflossene Jahr war für die kaiserlich-königlichen Waffen minder unglücklich gewesen als das Jahr 1757. Nur noch mit Mühe und Kunst hatte Friedrich II die zu seinem Untergange abzielenden Unternehmungen vereitelt; und war keins der großen Projekte des Feldmarschalls Daun ganz in Erfüllung gegangen, so lag die Schuld weder an dem Wiener Hofe noch an seinen Heeren; letztere waren gewissermaßen in einer besseren Verfassung als die preußischen, weil diese die Auswahl von trefflichen Soldaten, womit sie den Krieg anfingen, größtentheils eingebüßt, jene hingegen nur den Abschaum der Nationen zuerst zum Kampfe geführt hatten. Hiernächst waren ein mit Frankreich enger geschlossenes Bündniß, und die gemeinschaftlichen Bemühungen beider Verbündeten, den Hof zu St. Petersburg zu noch größerer Thätigkeit aufzufordern; glückliche Anlagen zur wirklichen Ausführung des großen Vorhabens. So schmeichelhaft indeß alle diese Aussichten einer frohen Zukunft zu seyn schienen; so legte doch Oestreichs Finanzzustand der Sache manches erhebliche Hinderniß in den Weg. Das Geld, diese nicht zu entbehrende Triebfeder aller kriegerischen Unternehmungen, fing an zu mangeln. Drei kostspielige Feldzüge hatten den großen Schatz des Hauses Medicis

greiflich genug vorstellen, mit welchem Leichtsinne Frankreich damals regiert wurde. Finanzen, Gesetze, Bündnisse, Kriege, beruhten nicht mehr auf festen Grundsätzen; das große Gebäude des Staats fing an zu schwanken, weil man seine Grundpfeiler geflissentlich untergrub, um ehrsüchtige und eigennützige Absichten zu begünstigen, und dies sonst so mächtige Reich, welches unter Ludwig XIV Europa Gesetze vorschrieb, 100 Millionen Thaler jährliche Einkünfte hatte, und bei einer zweckmäßigen Verwaltung der Finanzen eines der furchtbarsten werden kann, sank allmählich zu einer Ohnmacht hinab, die seinen Untergang um so mehr ahnen ließ, da seine Feinde die Angelegenheiten ihres Staats weder Mätressen noch Choiseuls anvertrauten. In Amerika hatten die Franzosen Cap Breton verlohren, und Canada stand in großer Gefahr; in Ostindien waren die Befehlshaber ihrer dortigen nicht unbedeutenden Land- und Seemacht nicht glücklich: ihr General Lally ward gezwungen, die Belagerungen von Tanschur und Madras aufzuheben, und der Admiral Asche verlohr ein zweimaliges Seetreffen gegen

---

Auflösung dieser ihm entgegen arbeitenden Personen mit beigetragen, bleibt daher eben so wenig wiederlegt †), als man dergleichen Frevelthat einem Manne wohl zutrauen kann, dem keine Bosheit einige Ueberwindung kostete, und der zu den sonderbarsten Unternehmungen — wovon das inconsequente, aber dafür auch mißlungene Projekt, die Londner Bank sprengen zu wollen, ein redender Beweis ist — seine Zuflucht zu nehmen sich nicht scheute. Der Anfang und das Ende seines Ministeriums waren gleich sonderbar. Seine Erhebung verdankte er einer klugen Mätresse, deren Wille für ihn Gesetz ward, und eine zweite von schlechterem Schlage (die Gräfinn Dubarry) stürzte ihn, weil er seine Verachtung gegen sie nicht mäßigen konnte.

†) Wollmanns Geschichte der europäischen Staaten. 1ster Theil.

ken. So sprachen die Gesandten Frankreichs, Oestreichs und des Königs von Pohlen am Hofe zu St. Petersburg. Sie ließen kein Mittel unversucht, die Kaiserinn zur Fortsetzung des Krieges zu reizen, und die über sie so viel vermögenden Lieblinge zu erkaufen, weil England sich damals viel Mühe gab, Rußland von der östreichischen Parthei abzuziehn. Der Ritter Keith hatte dazu den Auftrag. Statt Rußland, für die von Frankreich und Oestreich gezahlten Subsidien Armeen ausrüsten, und solche den Gefahren des Krieges aussetzen mußte, bot der großbritannische Gesandte eben die Subsidien an, wenn es von der Allianz abtreten und sich ruhig verhalten wollte. So vortheilhaft aber auch dieser Wechsel dem Staate war; so verachtete ihn Elisabeth dennoch. Von ihrem persönlichen Haß angetrieben, und von ihren verkauften Günstlingen beredet, versprach sie vielmehr ihren alten Bundesgenossen eben so thätig beizustehn, wie bisher. Sie ergänzte und vermehrte ihr Heer, ertheilte dem General Soltikow den Oberbefehl über dasselbe, und gab ihm auf, wegen der vorzunehmenden Operationen jederzeit im Einverständnisse mit den östreichischen Feldherren zu handeln. Zugleich ließ sie eine Flotte ausrüsten; und da die mit England abgebrochenen Traktaten besorgen ließen, daß diese Macht ein ansehnliches Geschwader in die Ostsee senden, und dadurch dem Hafen von Kronschlot gefährlich werden könnte; so mußten ihre Minister an den Höfen von Stockholm und Kopenhagen einen Verbindungstraktat betreiben, um allen fremden Schiffen den Durchzug durch den Sund zu verwehren. Dies Bündniß kam bald zu Stande. Die Krone Schweden sah dabei auf ihren eigenen Vortheil, und französische Subsidien machten Dänemark dazu willig. Die Besorgniß war indeß zu vor-

eilig. So dringend auch der König von Preußen auf die Absendung einer Flotte in die dasigen Gewässer anhielt; so fanden doch die Engländer nicht für gut, noch mehr Geld auf Zurüstungen zu verwenden, wobei sie ihre Rechnung nicht zu finden glaubten.

Bei allen diesen zu St. Petersburg gespielten Intriguen war der König von Pohlen nicht müßig gewesen. Nachgerade ward ihm sein Aufenthalt zu Warschau, wo man ihn und den Grafen Brühl mehr haßte als liebte, lästig; er wünschte daher sehnlichst sich mit Anstand nach seinen Erbländern begeben zu können, noch mehr aber reizte ihn eine Familienangelegenheit, der Kaiserinn den Hof zu machen. Der ehemalige Herzog Biron von Kurland, war unlängst bei dem russischen Hofe in Ungnade gefallen, und aus Staatsursachen, nebst seiner Familie, nach Sibirien gebracht worden; zu seiner Befreiung war keine Aussicht, und der König von Pohlen glaubte den gegenwärtigen Zeitpunkt nützen zu können, um das Herzogthum für seinen dritten Sohn, den Prinzen Carl, zu negociren. Rußlands Beistand und Vermittlung war dazu nöthig; er erbat sich diesen, und Elisabeth, dadurch geschmeichelt, daß es in ihrer Macht stehe, Herzogthümer zu vergeben, willigte in das Gesuch des Königs. August III belehnte hierauf seinen Sohn mit einer Feierlichkeit, die noch von dem ehemaligen Hange zum Luxus zeigen sollte, obgleich die Umstände seines Hofes nicht gestatteten, dieser Zeremonie den gewünschten Glanz anders, als durch die Freigebigkeit einiger pohlnischen Magnaten, zu ertheilen.

Die Schweden und die Reichsfürsten blieben zwar ihren Verbindungen noch getreu; allein sie zeigten sich, wie zuvor, nur als die unbedeutendsten Theilnehmer des großen Bundes.

Portugall, Spanien, Holland und Italien blieben noch müßige Zuschauer des großen Zwistes.

Portugall hatte mit inneren Unruhen zu kämpfen. Der von jeher in diesem Königreiche, so wie in Spanien, sehr zahlreiche Orden der Jesuiten hatte, seit der Entdeckung von Amerika, sich in jenem Welttheile außerordentlich ausgebreitet. Die ersten Missionarien welche diese Gesellschaft dahin sandte, um die Ueberbleibsel der dortigen, der Mordsucht der Spanier und Portugiesen entgangenen wilden Nationen zum Christenthume zu bekehren, hatten bei den Eingebohrnen durch Sanftmuth mehr bewirkt, als die Eroberer durchs Schwert. Es war ihnen gelungen, durch Vertraulichkeit, Zureden und kleine Geschenke, das Andenken an jene Grausamkeiten zu verwischen, und die Nachkommenschaft eines Volks zu gewinnen, dessen Blut die bloß nach Gold lüsternen Europäer ohne Schonung vergossen hatten. Ihre Nachfolger behielten das angenommene und bewährt gefundene System bei, und es glückte ihnen in Paraguay, am Amazonenfluß, am Uraguay und Maragnon, viele Neophyten zu bilden, dieselben von ihrer bisherigen bloß sinnlichen Lebensart abzuziehn, und zu einem gesellschaftlichen thätigen Leben zu gewöhnen. Das Zutrauen, welches sie sich bei diesen Gemeinden zu verschaffen wußten, war so allgemein, daß man ihnen die größte Ehre erwies, sie beschenkte, und nichts ohne ihren Rath vornahm. Diese unbegränzte Ergebenheit, so wie die Aufmerksamkeit dieser Väter, ihre Gemeinden gegen manche harte Bedrückungen der Stadthalter zu schützen, verschaffte ihnen sowohl über die Bekehrten als auch über die noch herumschwärmenden wilden Indianer eine sehr ausgedehnte Macht. Diese ward bald die Mutter des Stolzes und des Eigennutzes. Da die

Eingebohrnen zu träge waren, um ihre erzeugten Produkte mit Vortheil zu vertauschen; so gingen sie alle durch die Hände der Jesuiten. Diese trieben damit einen starken Handel nach Europa, und erwarben sich viele Reichthümer. Hierdurch aufgemuntert, versuchten sie ein besonderes Reich zu stiften, und sich vom Mutterlande unabhängig zu machen. Die große Entfernung, der Einfluß ihrer Gesellschaft an den Höfen zu Madrid und Lissabon, ingleichen die innere fehlerhafte Konstitution dieser Reiche, ließ sie nicht viel Widerstand befürchten. Seit mehreren Jahren hatten sie daher an der Vollendung dieses großen Werks gearbeitet; allein der natürliche Hang der Eingebohrnen zur Trägheit, die strengen Regeln der Ordnung und Sittlichkeit, die sie ihren Unterthanen vorschrieben, und die einförmige Lebensart, an die sie dieselben gewöhnten, erzeugte eher eine Republik von Mönchen, als einen Staat voll innerer Stärke. Endlich suchten sie doch ihr Vorhaben durchzusetzen. Sie spannen Streitigkeiten an, die zu Thätlichkeiten führten; sie zogen gegen die Spanier und Portugiesen zu Felde, und was noch mehr ist, hatten das Glück sie zu schlagen.

Dergleichen Empörungen, wovon die Folgen wichtig werden konnten, mußten natürlicherweise die Beherrscher von Spanien und Portugall reizen, diese neuen Republikaner die Gewalt ihres Ansehns fühlen zu lassen, und der König von Portugall war der erste, der sich ihnen widersetzte. Die Politik rieth ihm, sein Reich der bisher überhand genommenen Hierachie zu entreißen, und sein Gewissen so wenig, wie seine Regierungsgeschäfte, der Leitung einer Gesellschaft anzuvertrauen, die sich Eingriffe in seine Gerechtsame zu erlauben wagte. Um aber bei einer Sache, welche die Klerisei betraf, das Oberhaupt derselben nicht zu übergehn, und Beweise der

größten Mäßigung zu einer Zeit zu geben, wo er offenbare Gewalt gebrauchen konnte, begnügte er sich, seinen Beichtvater, den der Königinn seiner Gemahlinn, und alle übrigen Jesuiten an seinem Hofe, von demselben zu entfernen, und Beichtväter aus andern Orden zu wählen. Zugleich ließ er aber, durch seinen Gesandten zu Rom, dem Pabste die Unternehmungen der Jesuiten in Amerika bekannt machen *), mit dem Ersuchen, durch sein Ansehn und seine apostolische Gewalt diese Geistlichen zu reformiren, und ihren sich angemaßten Eingriffen und ihren Empörungen Einhalt zu thun. Allein Clemens XIII war nicht geneigt, dem gerechten Verlangen Josephs zu willfahren, und zufälligerweise geschah es damals, daß der König, der ein heimliches Liebesverständniß mit einer Nonne unterhielt, und Abends, in dem Wagen seines Kammerdieners, aus dem Kloster nach seinem Schlosse zurückkehrte, durch zwei Schüsse, die auf denselben gerichtet waren, am Arm verwundet wurde. Dieser Vorfall machte bei Hofe eine außerordentliche Sensation, und man war um so sorgfältiger, die Urheber dieses vermeinten Königsmordes zu entdecken, da der Staat die gerechte Bestrafung derselben zu fordern schien. Der erste Verdacht fiel auf den Herzog von Aveiras, und der nächste auf die Jesuiten. Man hatte erfahren, das zwei Bediente des erstern die Schüsse gethan hatten, und die Empörungen in Amerika, so wie die Entfernung der königlichen Beichtväter, ließen glauben, daß die heiligen Väter — wie sie die Geschichte

*) Die Druckschrift, die er bei dieser Gelegenheit übergeben ließ, führte den Titel: Kurzer Bericht von der Republik, welche die geistlichen Jesuiten in den Provinzen von Spanien und Portugall, in beider Reiche jenseits des Meeres belegenen Herrschaften aufgerichtet haben.

dessen verschiedentlich beschuldigt — auch jezt den Tod des Königs beschlossen haben mochten, um Rache für die ihren Brüdern angethane Beschimpfung auszuüben.

So stark auch, in Rücksicht der amerikanischen Begebenheiten und der bekannten Lehrsätze des Ordens, der Verdacht auf die Jesuiten fallen mochte; so viel Einverständniß mit dem Herzoge von Aveiras man ihnen zumuthete; so gewaltsam man mit ihren Häuptern umging; so schnell man ihre Güter einzog, und sie in der Folge aus Portugall und Brasilien verbannte; so sehr sie auch, wegen ihrer übrigen Vergehungen, gestraft zu werden verdienten: so waren sie doch an dem vorgeblichen Königsmorde unschuldig. Ihnen so wenig als dem Herzog und allen den mit ihm hingerichteten Vornehmsten des Reichs, war es in den Sinn gekommen, sich an der Person des Monarchen zu vergreifen. Nur Zufall hätte ihm beinahe das Leben gekostet, und niedrige Kabale war es, welche diese That als glaubwürdig vorstellte, und den König reizte, die vermeinten Urheber der Verschwörung exemplarisch bestrafen zu lassen. Diese ganze Begebenheit, die so viel Aufsehen in Europa machte, und in der Folge mehrere katholische Höfe aufmunterte, die Jesuiten aus ihren Staaten zu verbannen, verhielt sich ganz anders, als sie damals im Publikum verbreitet wurde, und von mehreren, selbst königlichen Schriftstellern *) dargestellt worden ist. Erst nach dem Tode dessen, der die Hinrichtung der angeblichen Königsmörder beförderte, hat man den wahren Aufschluß dieser sonderbaren Geschichte erfahren, deren wesentlicher Inhalt folgender war.

Zwar

*) Hinterlassene Werke Friedrich II, Königs von Preußen, dritter Band, S. 303.

Zwar hatte der Herzog von Aveiras zwei seiner Bedienten gedungen, um in der bekannten Nacht die Schüsse zu thun, die auf die Kutsche, worin der König saß, abgefeuert wurden; keinesweges geschah dies aber in der Absicht, denselben zu ermorden, vielmehr war der Anschlag auf das Leben des königlichen Kammerdieners, Pedro Tazeira, gerichtet, den der Herzog in Verdacht hatte, als habe er seinen Tod beschlossen. Die Kutsche war die seinige, sie war ohne alle Begleitung, und die Schüsse geschahen zu einer Zeit, da der König gewöhnlich mit seinen Ministern Rath zu halten pflegte: alles Umstände, welche die Unschuld des Herzogs schon an sich rechtfertigen, wenn man auch nicht durch anderweitige Zeugnisse von derselben versichert wäre. Das Unglück wollte indeß, daß sich der König gerade dieser jedem bekannten Zeit und dieses Fuhrwerks bedienen mußte, um unbemerkt seine geliebte Nonne zu besuchen, und ein noch schrecklicheres Ungefähr verhängte es, daß er durch einen dieser Schüsse am Arme verwundet werden sollte. Der Marquis von Pombal, sein erster Minister und Liebling, war dem Thäter zuerst auf die Spur gekommen. Er hatte das mit diesen Schüssen verbundene eigentliche Geheimniß erfahren; und obgleich er überzeugt war, daß man den Kammerdiener, und nicht den König, zu fassen geglaubt hatte: so rieth ihm doch sein unbegränzter Stolz, diese Gelegenheit zu nutzen, um sein Ansehn auf den Trümmern des Herzogs von Aveiras und der Familie Tavora, zu befestigen, deren Einfluß und Wirkungskreis seinen ehrsüchtigen Absichten gefährlich zu seyn schien. Es kostete ihm wenig Mühe, den furchtsam gewordenen König zu überreden, man habe wirklich einen Angriff auf sein Leben im Sinne gehabt. Er war es, der dieser vermeintlichen Verschwörung so viel

Wahrscheinlichkeit zu geben verstand, daß man sie fast nicht bezweifeln konnte. Er war es, der ganz unschuldige Personen vom ersten Adel des Königreichs dem Schwerte oder dem Rade des Henkers überantworten ließ, auch den Grund zur Verfolgung und Verbannung der Jesuiten legte. Die Güter dieses Ordens, so wie die Besitzungen der hingerichteten Personen vom Adel, fielen an die Krone, und sollen nach einer damals angelegten Berechnung den dritten Theil des Werths des ganzen Königreichs ausgemacht haben. Vielleicht wollte Pombal durch die dem Schatz erworbene reiche Beute eine schwarze That verwischen, deren Andenken ihn in den Augen des Publikums als den hassenswerthesten Menschen darstellt, wenngleich seine sonstigen Verdienste um den Staat bekannt sind.

Dies war der Ausgang einer Begebenheit, die, so lange Pombal lebte, dem Publikum ganz falsch erzählt worden ist. Erst nach seinem Tode hat man von guter Hand die nur von wenigen geahnete Unschuld des Herzogs von Aveiras und der mit ihm hingerichteten Personen erfahren, und durch authentische Zeugnisse bestätigt erhalten. Diese Begebenheit hat also das Schicksal so vieler Staatsgeheimnisse gehabt, die erst dann, wenn die darin verwickelten Personen nicht mehr sind, ans Licht kommen. —

In Spanien sah man dem Tode des Königs entgegen. Dieser Fürst war — gewiß ein seltenes Beispiel unter den Großen der Erde — über den Verlust seiner Gemahlinn untröstlich. Der Schmerz, den er darüber empfand, verzehrte seine Gesundheit, verrückte seinen Verstand, und es war vorauszusehn, daß sein naher Tod, oder seine Unfähigkeit zu regieren, Veränderungen im Staate hervorbringen würden, wozu der Grund im Achener Friedensschlusse (1748)

gelegt war; man blieb also unthätig, um auf alle Ereignisse gefaßt zu seyn.

Holland schien seine einmal angenommene Neutralität behaupten zu wollen, obgleich solche wenig geachtet wurde, und wirklich wenig achtungswerth war. Kein festes System zeichnete diese Republik aus; Privatinteresse war die einzige Triebfeder, welche diese Völkerschaft in Bewegung brachte; daher beleidigten sie die Engländer, ohne den Franzosen zu nützen; unter der Hand betrieben sie Frankreichs Handel mit ihren Schiffen; öffentlich wurden diese durch die englischen Kaper aufgebracht. Die Staaten von Holland erhoben darüber Klagen, man achtete aber darauf nicht. Die Sache zog sich in die Länge, bis die Eroberung der besten französischen Kolonien dem Streite, durch die Vernichtung des Gegenstandes, ein Ende machte.

Dagegen fing jezt das türkische Reich an, ein neues Ansehn zu behaupten, und Einfluß auf die Angelegenheiten von Europa zu gewinnen. Nach dem Tode des friedfertigen Sultans Osmann III hatte Mustapha III den Thron wiederum bestiegen. Dieser sonst furchtsame und wenig ausgebildete Regent genoß die Ehre, daß die europäischen Höfe, auch selbst diejenigen, die sich bisher um die Freundschaft der Pforte wenig bekümmert hatten, ihr Interesse bei derselben geltend zu machen suchten. So bemühte sich unter andern der König von Preußen, sie zu einem Bruch mit Oestreich zu bereden; er ließ es nicht an Geschenken und Bestechungen fehlen, und dennoch brachte sein zu Constantinopel accreditirter Gesandte, der Herr von Rexin, beinahe ein Jahr zu, ehe er eine Audienz beim Sultan erhalten konnte. Ihm wurde von verschiedenen Seiten entgegen gearbeitet, und

seine angefangene Negociation glückte nicht, weil die Türken zu gewissenhaft sind, um bundbrüchig zu werden. Nichts konnte sie daher bewegen, die Gesetze der Redlichkeit, in Beobachtung ihrer Traktaten, zu überschreiten, da die Zeit, in welcher sie im Belgrader Frieden (1739) das Haus Oestreich nicht zu befeinden sich anheischig gemacht hatten, noch nicht abgelaufen war. Hiernächst verschwendeten die Höfe zu Wien und Versailles mehr Geld, um die Türken zu fernerer Beobachtung des Friedens zu stimmen, als Friedrich II, um sie in Bewegung zu setzen.

Dieser blieb abermals seinen eigenen Kräften überlassen, da ihm seine Bemühungen um fremde Hülfe fehlschlugen. Der Divan war nicht zu seinem Vortheil zu bewegen gewesen, folglich war die Hoffnung, durch eine von den Türken unternommene Diversion in Ungarn, einen Theil des östreichischen Heeres auf diesen Punkt hinzulenken, vergeblich. Eben so vergeblich war sein Bestreben, England dahin zu stimmen, eine Flotte nach der Ostsee zu senden, um seine pommerschen Küsten zu decken; und da Rußland, Schweden und Dänemark Schiffe ausrüsteten, um sie in dasigen Gewässern kreuzen zu lassen: so waren die dortigen Provinzen allen Gefahren einer Landung ausgesetzt. Dagegen hatte er am Ende des vorigen Feldzuges das Glück gehabt, noch ziemlich in eben dem Verhältnisse mit seinen Feinden zu bleiben, worin er zu Anfange des abgewichenen Jahres gestanden hatte. Noch besaß er, wie damals, seine Länder, bis auf das Königreich Preußen und einige westphälische Provinzen; noch war er Herr von ganz Sachsen, auch hatte er das Herzogthum Mecklenburg und den schwedischen Antheil von Pommern, bis an die Thore von Stralsund, besetzt. Aus diesen Ländern, so wie aus den Anhaltischen

Fürstenthümern *), zog er ansehnliche Kontributionen und Natural-Lieferungen, um dasjenige an seinen Einkünften zu ersetzen, was ihm seine Feinde geraubt hatten, oder er vielmehr nothgedrungen ihnen hatte überlassen müssen. Aus denselben verschaffte er sich Rekruten, Pferde, Magazinlieferungen und alles, was er habhaft werden konnte, um sein Heer mit dem Nöthigen zum künftigen Feldzuge zu versehen.

Mecklenburg wurde jezt besonders angestrengt, weil der Herzog sich an die Spitze der Achtserklärer zu Regensburg gestellt hatte, und dies unglückliche Land würde in diesem und in den folgenden Jahren dergestalt mitgenommen, daß es viel Zeit erforderte, ehe es sich wieder zu erholen vermochte **). So mußten also unschuldige Unterthanen für

*) Diese Fürstenthümer mußten an Requisitionen abliefern:

Zerbst .	180,000 Thlr.	1000 Rekruten.	500 Pferde.
Cöthen	80,000 "	400 "	300 "
Bernburg	100,000 "	800 "	800 "
Dessau	— "	— "	200 "
Zusammen	360,000 Thlr.	2200 Rekruten.	1800 Pferde.

**) Zufolge des, durch einen der dortigen Landstände mir zugestellten Aufsatzes kann man berechnen, daß die vom Herzogthume Mecklenburg-Schwerin und Güstrow, während des Krieges, an die preußische Armee bezahlten Kontributionen, geleisteten Natural-Lieferungen an Mehl, an Korn und Pferden, verwirkten Executionsgebühren, aufgelaufenen sonstigen Kosten und Zinsen, 17 Millionen Thaler betragen haben: eine Summe, die den Werth des Herzogthums gewissermaßen übersteigt, weil, wenn solche auf die Zahl von 3500 Hufen repartirt wird, auf eine jede Hufe 4856 Thaler kommt, welches ein Kaufpreis seyn würde, den eine Hufe in den fettesten Gegenden von Deutschland nie erreichen kann. Die specielle Nachweisung dieser Summe findet der Leser am Schlusse dieses zweiten Theils.

die Uebereilungen eines Fürsten büßen, der es sich beikommen ließ, die zahlreichste Parthei der kriegführenden Mächte als die unstreitig siegende anzusehn, und, aus Privatabneigung gegen den König von Preußen, ihren stolzen Ahnungen ein unbedeutendes Gewicht zu geben. Dem Strelitzischen Antheile von Mecklenburg wurde zwar anfänglich auch sehr hart begegnet; nachdem aber eine Prinzessinn aus diesem Hause zum Throne von Groß-Britannien berufen war, so wurde das Schicksal dieses Antheils sehr gemildert, und kommt in keine Vergleichung mit den Behandlungen, welche die preußischen Befehlshaber sich in dem Schwerinischen Antheil erlaubten. Man kann sagen: sie gingen hier mit mehr Grausamkeit zu Werke, als in einer eroberten feindlichen Provinz.

Außer allen diesen Hülfsmitteln legte der König noch Werbeplätze an, und die Officiere, die er dazu gebrauchte, hatten vielen Zulauf, weil der preußische Soldat unter allen am richtigsten seine Löhnung bekam. Er bezahlte auf jeden Mann zehn Thaler. Für diesen geringen Preis *) erhielt er viel Mannschaft, und die Entreprenneurs verdienten noch ansehnlich dabei. Freilich waren es nicht die ehemaligen preußischen auserlesenen Krieger, die durch ihre erlangte Geschicklichkeit die ersten Siege erfechten halfen; allein Friedrich II verstand die Kunst, sie so wie seine alten Soldaten für sich einzunehmen, und seine Officiere, sie zum Dienst brauchbar zu machen. An Geld fehlte es ihm gleichfalls nicht; die zu dessen Vervielfältigung angewandten reichhaltigen Resourcen, so wie die durch den mit England am 1sten

*) Nach damaliger Währung noch keine fünf Thaler in gutem Gelde.

December vorigen Jahres erneuerten Traktat stipulirten 680,000 Pf. Sterling Subsidien, ließen ihn keinen Mangel befürchten, und so gerüstet, erwartete er vom Schicksale den Ausgang eines Krieges, dessen Ende er sehnlichst wünschte. —

So war der Zustand von Europa beschaffen, als der Frühling die Streiter wieder auf den Kampfplatz rief, und die von jeder Seite entworfenen Operationsplane zur Ausführung gebracht werden sollten. Der Zustand, worin sich die Partheien befanden, war so verschieden, als die gegenwärtige Verfassung ihres Staats; die Geisteskraft oder Schwäche der Regenten und ihrer Minister; der Ueberfluß oder der Mangel an Geld; das Verhältniß ihrer Leidenschaften zu ihrem wahren Interesse; Vorurtheile, Mißtrauen und Ränke, oder geprüfte Klugheit, sie das Uebergewicht zu erhaschen berechtigten, oder ihren nahen Fall ahnen ließen. Nur die Vorsehung behielt es sich abermals vor, die Begebenheiten des bevorstehenden Feldzuges nach ihrer Weisheit zu lenken, Stolz und Uebermuth durch sich selbst zu bestrafen, den Unglücklichen aber nicht ganz fallen zu lassen.

II.

Charakteristik des Feldzuges der Alliirten gegen die Franzosen, im Jahre 1759.

Noch war es Winter: die Jahrszeit also zu großen Unternehmungen noch nicht günstig, und noch wünschten die, durch einen Feldzug von zehn Monaten erschlafften Krieger, einige Erholung, als sich schon Vorfälle ereigneten, welche die Ruhe störten, und manche derselben zwangen, sich wieder in Bewegung zu setzen. Zu diesen Vorfällen gaben theils Zufall, theils die in den Kabinetten entworfenen Operationsplane, theils die Vorsichtigkeit der Befehlshaber Anlaß, und letztere sahen sich auch wider Willen gezwungen, einen Theil ihrer Kriegsmacht allen Unannehmlichkeiten der rauhesten Witterung auszusetzen, um den künftigen drohenden Gefahren nach Möglichkeit vorzubeugen.

Nachdem die verschiedenen Heere ihre Winterquartiere bezogen hatten, waren ihre Führer auf deren Sicherung bedacht gewesen. Vielen war es geglückt, sich so zu lagern, daß sie während des Winters nichts befürchten zu dürfen glaubten, andere hatten mit ihren Gegnern ein Uebereinkommen getroffen, sich vor dem März nicht zu beunruhigen; der Prinz von Soubise allein war in seiner Stellung nicht ganz sicher. Nach seinem Rückzuge aus Hessen hatte er seine Quartiere längs des Mains, in der Grafschaft Hanau, genommen; er hatte aber keinen festen Posten, wodurch er die

Gemeinschaft mit der an den Niederrhein verlegten Armee des Marschalls von Contades sichern, und den er zugleich zur Hauptniederlage seiner Bedürfnisse machen konnte. Marburg, Gießen und einige feste Schlösser, die in der Kette seiner Postirung lagen, waren nicht haltbar genug, um einen so kühnen Feldherrn, wie den Herzog Ferdinand, zu verhindern, die gegen den Grafen Clermont mit Glück ausgeführte Unternehmung hier zu wiederhohlen; dieser Verlegenheit wollte er sich aber nicht gern aussetzen, um seinen bei Sangerhausen und Lutterberg erlangten Ruhm nicht durch eine mögliche Zersprengung seiner Quartiere zu verlieren. Er warf daher die Augen auf Frankfurt. Diese am Ufer des Mains belegene und befestigte freie Reichsstadt schien ihm sehr geschickt, um daselbst sein Hauptmagazin anzulegen, und von dort aus seine künftigen Operationen zu begünstigen. Die Unternehmung erforderte aber mehr Klugheit als offenbare Gewalt. Ohne die Freiheiten des Reichs zu verletzen, konnte dieser Ort nicht besetzt werden, und ein solcher Schritt mußte nothwendig die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Staatskörpers erregen. War gleich von Seiten seines Oberhaupts kein Widerspruch zu besorgen, vielmehr zu erwarten, daß Franz I die dadurch begünstigten Absichten seiner Gemahlinn gutheißen würde: so konnte doch das zwischen Frankreich und seinen Bundesgenossen, den Deutschen, herrschende gute Vernehmen leicht gestört werden, wenn die Gegner des Petersburger Bündnisses es sich angelegen seyn ließen, das Bedenkliche dieser Unternehmung ihren Mitständen sinnlich darzustellen. So viel Gefahr indeß auch damit verknüpft war, so erforderten dennoch die Gesetze des Krieges und das Interesse des Hofes zu Versailles diesen Entschluß.

brechen, und mit einem Theile der Reichscontigente bis Erfurt und Eisenach vorrücken, während der Herzog von Broglio, der an die Stelle des Prinzen von Soubise den Oberbefehl über die an den Main verlegte französische Armee übernommen hatte, einige Bewegungen gegen Marburg machte.

Durch diese Schritte wurde die Aufmerksamkeit des Herzogs Ferdinand von Braunschweig sowohl wie die des Prinzen Heinrich von Preußen rege gemacht. Ersterer war für den Prinzen von Ysenburg, der mit einem nicht zahlreichen Corps seine Winterquartiere in Hessen bezogen hatte, besorgt; letzterer konnte nicht gestatten, daß sich die Oestreicher und Reichsvölker in Thüringen ausbreiteten und festsetzten. Beide beschlossen daher, sich den weitern Vordringen ihrer Feinde zu widersetzen, und sie aus einer zu nahen Nachbarschaft zu entfernen. Der Herzog trug dem Erbprinzen von Braunschweig, der Prinz Heinrich dem General Knoblauch dies Geschäft auf, und beide richteten dasselbe mit vieler Einsicht aus. Ersterer trieb die Oestreicher und Reichscontingente aus dem hessischen Gebiete, und besetzte Hersfeldt; letzterer eroberte Erfurt durch Kapitulation, wovon die Neutralität der Festung Petersberg eine Bedingung war. Ungeachtet des tiefen Schnees und der verdorbenen Wege, verfolgte er die feindlichen Generale Guasco und Riedesel durch den Thüringer Wald bis Ilmenau, während der Obristlieutnant Kleist mit seinen Husaren bis ins Fuldaische drang, und den Fürst-Bischof in seiner Residenz zu einer Brandschatzung von 12,000 Gulden verurtheilte.

Diese abgenöthigten Streifzüge gaben gewissermaßen die Einleitung zum Feldzuge von 1759. So glücklich solche

auch ausgefallen waren, so gewährten sie doch nicht völlig den Nutzen, den man sich davon hätte versprechen können, wenn eine bessere Jahrszeit und eine zweckmäßigere Vorbereitung im Stande gewesen wäre, ihnen den erforderlichen Nachdruck zu geben. So blieb alles nur ein Palliativmittel, wodurch man Zeit gewann; und die Absichten der Feinde vor der Hand rückgängig machte. Diesen war indeß zu viel daran gelegen, ihren einmahl entworfenen Operationsplan durchzusetzen, als daß sie nicht denselben gleich wieder hätten zur Hand nehmen sollen, sobald sie niemand mehr daran verhinderte. Kaum hatten daher die Preußen Erfurt und die umliegende Gegend verlassen, als die Reichsvölker aufs neue vorrückten, diese Stadt wieder besetzten und zu ihrem Waffenplatze machten. Zugleich näherte sich General Arberg der hessischen Gränze wieder, vertrieb die Verbündeten aus Bacha und Hersfeldt, bemächtigte sich des Schlosses zu Friedewald, besetzte das ganze Bisthum Fulda, und sicherte dadurch seine und der Reichsarmee Gemeinschaft mit den Franzosen.

Durch diese bewirkte Gemeinschaft hatten beide französischen Heere ein ungleich größeres Uebergewicht über die Verbündeten erhalten, und es ward dem Herzoge Ferdinand nicht so leicht, einen Entschluß zu fassen, als im Anfange des vorhergehenden Feldzuges. Wollte er den im abgewichenen Jahre mit dem Grafen von Clermont gemachten Versuch wiederholen, so wären alle dabei vorkommenden Umstände sich einander nicht gleich. Die damals bei den Franzosen ganz vernachlässigte Kriegeszucht war durch die Betriebsamkeit der Feldherren und durch die strengen Ahndungen des Marschalls von Bellisle wieder gehoben worden; jene hatten unter bessern Heerführern wieder Muth ge-

faßt, und der Marschall Contades hatte seine Armee am Niederrhein so geschickt verlegt und so gute Posten gewählt, daß ein Uebergang über diesen Fluß eine der schwersten Unternehmungen blieb. Hiernächst kam die Gefahr, Hessen zu verlieren, und die hannöverischen Provinzen angefallen zu sehn, ungleich mehr in Anschlag als damals. Die Armee am Main war nicht nur zahlreicher und besser, sondern auch, im Einverständnisse mit den Oestreichern und Reichscontingenten, zu dieser Unternehmung ungleich fähiger; überdies stand jezt an ihrer Spitze derselbe Herzog von Broglio, der dem Prinzen von Soubise zwei Siege erfochten hatte. Wollte hingegen der Herzog diesen vom Main zu vertreiben suchen, so konnte die Armee am Niederrhein sich einen Weg durch Westphalen bahnen, und ihn dadurch zwingen, auf seinen Rückzug bedacht zu nehmen, um hier nicht noch mehr zu verlieren als er auf der andern Seite gewinnen konnte. In beiden Fällen war also die Gefahr auf Seiten der Verbündeten: weil man voraussehn konnte, daß ihre Feinde gewiß suchen würden, sie mit vereinigten Kräften aus Westphalen und Hessen bis über die Weser zu verdrängen. Dies konnte Herzog Ferdinand aus vielen triftigen Ursachen nicht abwarten, wollte er sich nicht schlechterdings bloß auf einen Vertheidigungskrieg einschränken. An der Spitze einer, durch 7000 Mann Hessen verstärkten, folglich bis zu 60,000 Streiter angewachsenen, auserlesenen Armee, schien ihm dies eben so nachtheilig als unrühmlich, und in diesem Falle rieth die Klugheit, einem oder dem andern französischen Heere entgegen zu gehen, und einen Versuch zu machen, es zu schlagen, um alsdann dem andern desto thätiger die Spitze bieten zu können.

Ein solcher Entschluß, dessen zureichender Grund in

dem Systeme lag, das sein großer Lehrmeister in der Kriegskunst, Friedrich II, angenommen, und bisher mit Nutzen in Ausübung gebracht hatte, ward auch gegenwärtig der seinige. So vielerlei Schwierigkeiten auch bei der einen oder der andern Unternehmung obwalteten, so glaubte er doch die Abwesenheit des Marschalls Contades von der Armee nutzen zu müssen, um gegen den Herzog von Broglio etwas zu unternehmen. Es war wahrscheinlich, daß die Feldherren am Niederrhein, bei der Abwesenheit ihres Heerführers, keinen festen Entschluß fassen würden, und er hoffte daher einen Streich auszuführen, ehe die Franzosen über den Rhein zu setzen, und sich weiter auszubreiten im Stande seyn könnten. In dieser Absicht ließ er 25,000 Mann, unter den Befehlen des englischen Generals Sackville und des hannöverischen Generals Spörken, im Münsterschen stehn; den übrigen Theil seiner Armee aber zog er in Hessen zusammen.

Bevor er indeß seine auf den Herzog von Broglio gerichtete Hauptabsicht ausführen konnte, mußte er die Oestreicher und Reichsvölker, die sich im Bisthume Fulda festgesetzt hatten, so weit zurückzutreiben suchen, daß sie nichts, weder auf Kassel, noch auf die hannöverischen Provinzen unternehmen konnten, während er es mit den Franzosen aufnahm. Diese Unternehmung konnte nicht sicherer und schicklicher unterstützt werden, als wenn auch der Prinz Heinrich von der Seite von Sachsen eine Diversion in Franken veranstaltete. Beide Prinzen verabredeten also diesen Plan, und demselben zufolge bestimmte Prinz Heinrich die Generale Knobland und Linstadt mit 7000 Mann zu dieser Expedition. Sie hatten Befehl, den feindlichen Cordon im Baireuthischen zu eben der Zeit zu sprengen, da die Ver-

bündeten dessen Postirung, von der Seite von Hessen, anfallen würden. Alles ging nach Wunsch. Die Quartiere der Oestreicher und Reichscontingente wurden durchbrochen, und ihre Feldherren flüchteten bis nach Bamberg.

Nach dieser kurzen, doch glücklich ausgeführten Unternehmung ging der Erbprinz von Braunschweig, der das Corps der Alliirten angeführt hatte, wieder zur Armee, die Preußen aber marschirten nach Sachsen zurück. Ihre unerwartete Erscheinung, so wie ihre gemessenen Schritte hatten das bewirkt, was man dabei zur Absicht gehabt hatte. Die feindlichen Generale Arberg, Brown und Campitelli waren mit großem Verluste tief nach Franken hinein verwiesen, und nun konnte Herzog Ferdinand seinen Entwurf mit mehr Sicherheit zur Reife zu bringen suchen; auch säumte er nicht ihn zu realisiren, ehe die zurückgeworfenen Feinde sich wieder ermannen konnten, und das bei der französischen Armee erwartete Corps des Grafen St. Germain Zeit gewann, daselbst einzutreffen. Er war dem Erbprinzen bis Fulda gefolgt. Hier traf er alle Anstalten zur Ausführung seines Vorhabens; dann brach er in drei Kolonnen auf, und brachte die Nacht bei Windeken unter dem Gewehre zu.

Aus allen diesen Bewegungen konnte der Herzog von Broglio leicht schließen, daß nun die Reihe an ihn kommen, daß man dahin trachten werde, auch seine Quartiere zu zersprengen, und besonders ihm Frankfurt zu entreißen. Als einer der besten Feldherren, die Frankreich damals aufzuweisen hatte, ließ er sich nicht, wie einst Graf Clermont, übervortheilen. Um zeitig genug von der Ankunft der Alliirten unterrichtet zu seyn, hatte er vor der ersten Linie seiner Quartiere eine Kette von Posten gezogen, und seine leichten Truppen sogar acht bis neun Meilen weit vor dieselben

selben geworfen. Der allmählige Rückzug derselben war das Signal des Anmarsches der Verbündeten, und diese Losung gerade die Zeit, in welcher er alle nöthigen Vorkehrungen traf, um den Herzog Ferdinand zu empfangen. Da er sich einmal zu einem Postengefecht anzuschicken vorgenommen hatte, so wählte er die Gegend zwischen dem unweit Frankfurt belegenen Flecken Bergen und den steilen waldichten Anhöhen unweit des Dorfes Wilbel, und auf diesem, wegen seines mäßigen Umfangs sowohl, als seiner äußerst durchschnittenen Lage, für eine Armee von 25,000 Mann so schicklichen Terrain, entwarf er eine Disposition zur Vertheidigung, die ihm Ehre machte. Seine Schlachtordnung war von einer neuen Erfindung, und wich in vielen Stücken von dem alten Herkommen ab. Er wies den verschiedenen Gattungen seiner Kriegsvölker, so wie seinem Geschütze, diejenigen Positionen an, worin sie auf diesem oder jenem Boden am zweckmäßigsten wirken konnten, und die Unterstützungen der muthmaßlich anzugreifenden Punkte waren mit so vieler Einsicht versteckt, daß er, aller Anstrengung seines Gegners ungeachtet, fast mit Gewißheit hoffen konnte, nicht aus diesem so vortheilhaften Posten geworfen zu werden *).

Auf den Herzog Ferdinand machte die künstliche feindliche Stellung einen besondern Eindruck, als er am 13ten April mit seiner Armee in fünf Colonnen gegen Bergen anrückte. Er staunte eine Gegend an, wo es der Natur gefallen hatte, einen der festesten Posten zu bilden, wenngleich der französische Heerführer dessen Vortheile in ihrem

*) Die ausführliche Beschreibung dieses Postens, so wie das Detail des Treffens, findet man in Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges, im 3ten Theile, S. 27 — 33.

ganzen Umfange gehörig zu benutzen nicht verstanden hätte. Desto mehr bewunderte er dessen weise und zweckmäßige Anordnungen, da er bisher von seinem Gegner dergleichen treffliche militärische Dispositionen nicht gewohnt war. Anfänglich stand er bei sich an, ob er schlagen oder sich wieder zurückziehen sollte, indem ihm der Sieg sehr zweifelhaft vorkam. Letzteres schien ihm unrühmlich; und da er aus dem, was sich seinem Auge darstellte, urtheilte, daß der Flecken Bergen, so stark er auch besetzt seyn möchte, dennoch zu erobern seyn würde; so entschloß er sich, einen Versuch zu machen, den Feind daraus zu vertreiben, um sich den Weg nach Frankfurt zu bahnen. Der Tapferkeit seiner Truppen traute er den glücklichen Ausgang des Angriffs zu, und war Bergen einmal erobert, so war, dem Anscheine nach, die feindliche Flanke gewonnen, und der französische Feldherr verlohr dadurch alle Vortheile, die gegenwärtig auf seiner Seite waren. Allein die Voraussetzungen des Herzogs, der den Posten von Bergen nur für den Anhaltspunkt des feindlichen rechten Flügels hielt, und demselben weniger natürlichen Widerstand zutraute, waren unrichtig. Der mit Mauern, Hecken und Gräben umgebene Flecken, eine aus der Mitte des Treffens flankirende Batterie, und besonders 15 Bataillone, die Broglio in eine Kolonne gestellt hatte, um die Besatzung stets durch frische Regimenter zu unterstützen, waren erhebliche Hindernisse, welche den Angriff vereiteln mußten. Auch scheiterte hier die so geprüfte Tapferkeit der braven Hessen, deren Anführer, der Prinz von Ysenburg, hier den rühmlichen Tod fürs Vaterland starb.

Dieser mißlungene Versuch überzeugte den Herzog, daß es ihm, aller Anstrengung ungeachtet, nicht gelingen würde, den Posten von Bergen zu überwältigen. Jezt erkannte er

erst die Stärke desselben, das Zweckmäßige in der ihm bisher so künstlich versteckt gebliebenen Stellung der französischen Armee, und wie viel die Kriegszucht bei derselben unter geschickteren Feldherren gewonnen hatte. Die Klugheit rieth ihm also, sich keinen größern Gefahren auszusetzen, da sein erlittener Verlust noch unbeträchtlich war, vielmehr auf einen Rückzug Bedacht zu nehmen, da die Ordnung unter seinen geworfenen Truppen leicht herzustellen war. Dies stand um so mehr in seiner Gewalt, weil er nicht, wie Friedrich II bei Kollin, den größten Theil seiner Armee unweislich ins Feuer brachte, folglich seine Niederlage vergrößerte: sondern die Vorsicht gebraucht hatte, nur einen Theil seines linken Flügels zum Angriff anzuwenden, während er den Rest des Heeres an dem Gefechte keinen Antheil nehmen ließ. Dieser klugen Vorsicht, die ihm die Ehre dieses Tages erwarb, hatte er es zu verdanken, daß er, selbst nach dem widrigen Ausgange seiner Unternehmung, im Stande blieb, in dem übrigen Theile des Feldzuges nicht allein dem Feinde die Spitze zu bieten, sondern denselben auch rühmlichst zu endigen.

Demungeachtet war ein Rückzug im Angesicht eines siegenden Feindes, in Absicht der Folgen, gefahrvoll; der Tag war kaum halb verflossen, und nur die Nacht konnte ihn begünstigen. In dieser Verlegenheit mußte die List ersetzen, was die Macht nicht vermochte. Schon hatte er seine Armee hinter eben den Anhöhen gesammelt, hinter welchen er sie am Morgen in Schlachtordnung gestellt hatte; das Feuer aus dem groben Geschütz hatte von beiden Seiten aufgehört, und alles schien den Rückzug der Alliirten anzukündigen, als man diese auf einmal wieder auf die Anhöhe rücken, und Batterien auf derselben errichten sah. Diese unerwartete Erscheinung ließ den französischen Heerführer ahnen, man

von wo aus er sich näher nach Kassel zog, und seine Armee in Kantonnirungsquartiere verlegte.

Broglio hingegen ließ sich durch die über die Verbündeten an diesem Tage erhaltenen Vortheile weder verleiten, seinen festen Posten zu verlassen, um sie selbst anzugreifen, noch war er geneigt, ihnen nach Windecken zu folgen. Verschiedene seiner Unterfeldherren riethen ihm, das verbreitete erste Schrecken zu benutzen, dem flüchtig gewordenen Feinde den Rückzug zu erschweren, und so ihm eine tödliche Wunde beizubringen. Allein der französische Heerführer war diesmal zu vorsichtig, und wider den natürlichen Charakter seiner Nation zu kaltblütig, als daß er das einmal gewonnene Spiel auf eine leichtsinnige Art sich wieder entreißen lassen sollte. Er kannte die militärischen Talente seines Gegners, so wie Feldmarschall Daun die des Königs von Preußen. So wie dieser bei Kollin, aus Besorgniß übler Folgen, seinen Feind in Frieden ziehen ließ; so war jener auch nicht geneigt, sich durch einen unzeitigen Eifer fortreißen zu lassen. Selbst, nachdem der Graf St. Germain mit 10,000 Mann zu ihm gestoßen, folglich seine Armee über 30,000 angewachsen war, verleitete ihn dies Uebergewicht nicht, einen falschen Schritt zu thun, der ihn um den ihm so kostbaren Ruhm, den Herzog zum erstenmal geschlagen zu haben, bringen konnte, indem er sehr richtig urtheilte, daß der Mangel an Lebensmitteln die Alliirten bald zwingen würde, sich tiefer in Hessen und vielleicht noch weiter zurückzuziehn. Broglio folgte vielmehr dem Beispiele des Herzogs, verlegte seine Armee längs der Lahn in Kantonnirungsquartiere, und so genossen beide Heere einiger Erholung, bis die Lobsprüche, die Frankreich an dem Sieger bei Bergen verschwendete, die Eifersucht des Marschalls Contades in Feuer setzte.

Das Treffen bei Bergen war für den Herzog Ferdinand das, was die Schlacht bei Kollin für Friedrich II war. Beide Feldherren erfuhren an diesen Tagen zum ersten Mal den Wankelmuth des Glücks; zum ersten Mal mußten sie ihren Gegnern das Schlachtfeld überlassen. Bei beiden Gelegenheiten siegten die Anführer der zweiten Armee, aber das Benehmen der Oberbefehlshaber der östreichischen und französischen Macht war sich gänzlich ungleich. Prinz Carl von Lothringen verschwendete die Zeit mit Zaudern, vielleicht aus Besorgniß, des Glücks eines Dauns nicht theilhaftig zu werden; Contades hingegen ließ sich angelegen seyn, Broglio's Beispiel zu folgen, vielleicht gar zu übertreffen. Noch war er in Paris, als die Nachricht von dem Siege bei Bergen dort einlief. Er war Zeuge, mit welchem Enthusiasmus die Franzosen den Sieger bis in den Himmel erhoben *). Edler Eifer, seinem glücklichen Nebenbuhler nichts nachzugeben, forderte ihn zu eben so rühmlichen Thaten auf. Sogleich entwarf er mit den Ministern des Kriegsdepartements einen neuen Operationsplan, der nichts

*) Am Hofe zu Versailles, wo Einfluß und Kabale einheimisch waren, fehlte es indessen nicht an einer Parthei, die sich bemühte, das Verdienst des Herzogs von Broglio um das Treffen bei Bergen herabzuwürdigen. Man behauptete: die ganze Sache laufe doch nur darauf hinaus, daß er sich in einem so starken Posten nicht habe schlagen lassen Prinz Soubise, der ihm das Kommando so ungern hatte abtreten müssen, scheuete sich nicht sogar zu versichern: er sey es gewesen, der diesen Posten genau untersucht, und dessen Vortheile dem Herzoge empfohlen habe. Eine ächte französische Prahlerei, die von dem schlechten Charakter dieses, auf die Talente seiner würdigern Collegen so eifersüchtigen Prinzen zeugt, der sicher nicht Kopf genug besaß, Broglio die treffliche Disposition zur Vertheidigung zugleich mitzutheilen. —

von wo aus er sich näher nach Kassel zog, und seine Armee in Kantonnirungsquartiere verlegte.

Broglio hingegen ließ sich durch die über die Verbündeten an diesem Tage erhaltenen Vortheile weder verleiten, seinen festen Posten zu verlassen, um sie selbst anzugreifen, noch war er geneigt, ihnen nach Windecken zu folgen. Verschiedene seiner Unterfeldherren riethen ihm, das verbreitete erste Schrecken zu benutzen, dem flüchtig gewordenen Feinde den Rückzug zu erschweren, und so ihm eine tödliche Wunde beizubringen. Allein der französische Heerführer war diesmal zu vorsichtig, und wider den natürlichen Charakter seiner Nation zu kaltblütig, als daß er das einmal gewonnene Spiel auf eine leichtsinnige Art sich wieder entreißen lassen sollte. Er kannte die militärischen Talente seines Gegners, so wie Feldmarschall Daun die des Königs von Preußen. So wie dieser bei Kollin, aus Besorgniß übler Folgen, seinen Feind in Frieden ziehen ließ; so war jener auch nicht geneigt, sich durch einen unzeitigen Eifer fortreißen zu lassen. Selbst, nachdem der Graf St. Germain mit 10,000 Mann zu ihm gestoßen, folglich seine Armee über 30,000 angewachsen war, verleitete ihn dies Uebergewicht nicht, einen falschen Schritt zu thun, der ihn um den ihm so kostbaren Ruhm, den Herzog zum erstenmal geschlagen zu haben, bringen konnte, indem er sehr richtig urtheilte, daß der Mangel an Lebensmitteln die Alliirten bald zwingen würde, sich tiefer in Hessen und vielleicht noch weiter zurückzuziehn. Broglio folgte vielmehr dem Beispiele des Herzogs, verlegte seine Armee längs der Lahn in Kantonnirungsquartiere, und so genossen beide Heere einiger Erholung, bis die Lobsprüche, die Frankreich an dem Sieger bei Bergen verschwendete, die Eifersucht des Marschalls Contades in Feuer setzte.

Das Treffen bei Bergen war für den Herzog Ferdinand das, was die Schlacht bei Kollin für Friedrich II war. Beide Feldherren erfuhren an diesen Tagen zum ersten Mal den Wankelmuth des Glücks; zum ersten Mal mußten sie ihren Gegnern das Schlachtfeld überlassen. Bei beiden Gelegenheiten siegten die Anführer der zweiten Armee, aber das Benehmen der Oberbefehlshaber der östreichischen und französischen Macht war sich gänzlich ungleich. Prinz Carl von Lothringen verschwendete die Zeit mit Zaudern, vielleicht aus Besorgniß, des Glücks eines Dauns nicht theilhaftig zu werden; Contades hingegen ließ sich angelegen seyn, Broglio's Beispiel zu folgen, vielleicht gar zu übertreffen. Noch war er in Paris, als die Nachricht von dem Siege bei Bergen dort einlief. Er war Zeuge, mit welchem Enthusiasmus die Franzosen den Sieger bis in den Himmel erhoben *). Edler Eifer, seinem glücklichen Nebenbuhler nichts nachzugeben, forderte ihn zu eben so rühmlichen Thaten auf. Sogleich entwarf er mit den Ministern des Kriegsdepartements einen neuen Operationsplan, der nichts

*) Am Hofe zu Versailles, wo Einfluß und Kabale einheimisch waren, fehlte es indessen nicht an einer Parthei, die sich bemühte, das Verdienst des Herzogs von Broglio um das Treffen bei Bergen herabzuwürdigen. Man behauptete: die ganze Sache laufe doch nur darauf hinaus, daß er sich in einem so starken Posten nicht habe schlagen lassen Prinz Soubise, der ihm das Kommando so ungern hatte abtreten müssen, scheuete sich nicht sogar zu versichern: er sey es gewesen, der diesen Posten genau untersucht, und dessen Vortheile dem Herzoge empfohlen habe. Eine ächte französische Prahlerei, die von dem schlechten Charakter dieses, auf die Talente seiner würdigern Collegen so eifersüchtigen Prinzen zeugt, der sicher nicht Kopf genug besaß, Broglio die treffliche Disposition zur Vertheidigung zugleich mitzutheilen. —

geringeres als die Eroberung der hannöverischen Lande, und ein Gegenstück zur Convention von Kloster Seeven zur Absicht hatte. Dieser Plan wurde indeß auf einen andern, zweckmäßiger scheinenden Grund gebaut. Die Erfahrung des vorigen Feldzuges hatte hinreichend erwiesen, mit wie vielen Schwierigkeiten die Züge der französischen Heere verknüpft waren, wenn sie es unternahmen, den Schauplatz des Krieges in Westphalen zu eröffnen, um durch diese Länder bis an die Weser zu dringen, zugleich aber eine feste Gemeinschaft mit der Armee in Hessen zu behaupten. Der Besitz von Münster und Lippstadt, obgleich keiner Hauptfestungen, machte es dem Herzoge Ferdinand immer möglich, diese Plätze auf eine kurze Zeit bloßzustellen, mit vereinigten Kräften den Feind aus Hessen zu vertreiben, und dann der Hauptarmee wieder die Spitze zu bieten. Man beschloß daher einen sichern Weg einzuschlagen; mit Heeresmacht in Hessen einzudringen, dadurch die Verbündeten zu nöthigen, die westphälischen Provinzen zu räumen, und sie zu zwingen, zur Deckung der hannöverischen Lande über die Weser zurückzugehn; dann aber ein Corps von 25,000 Mann von Wesel aus vorrücken zu lassen, um das Bisthum Münster und die Festung dieses Namens, so wie Lippstadt, zu erobern.

Der alte Herzog von Bellisle, der damals im Kriegskollegium den Vorsitz hatte, versprach sich sehr viel von diesem weitumfassenden Plane; er unterstützte ihn also aus allen Kräften, suchte, so viel Frankreichs Finanzzustand es erlaubte, die Armee mit allem, was zur Ausführung des großen Entwurfes nothwendig war, zu versehen, und so entließ er, voll stolzer Zuversicht, seinen, dem Könige empfohlenen General.

war Contades ihm in den Pässen an der Dymel zuvorgekommen; hatte er die schnelle Eroberung von Minden nicht hindern können: so zeigte er dagegen, wie viel Ressourcen sein fruchtbares militärisches Genie besaß, um eine Lage zu verbessern, in welcher ihn eine so rasch vorrückende, ihm weit überlegene Armee versetzt hatte. Weder der Verlust von Minden, noch das Schrecken, welches die französischen leichten Truppen, bis an die Thore von Hannover und Wolfenbüttel, verbreiteten, verleiteten ihn, nach dem Wunsche seiner Feinde, über die Weser zu setzen; vielmehr traf er von nun an die weisesten Vorkehrungen, dem weiteren Vorrücken der Franzosen Gränzen zu setzen, und alles zu einer ganz nothwendig werdenden Schlacht mit Klugheit vorzubereiten. Da er keinen festen Posten an der Weser mehr hatte, so setzte er sich keck über alle reichsstädtischen Bedenklichkeiten hinweg, und machte sich Meister von Bremen; den Franzosen nahm er das zu Osnabrück eroberte und verstärkte Magazin weg; seine Detaschements beunruhigten Contades Zufuhren unaufhörlich; und da dieser das Lager bei Minden bezogen hatte, so sah er diesen Zeitpunkt für den günstigsten zu seinem Vorhaben an. Mit bewunderenswürdiger Geistesgegenwart nutzte er die begangenen Fehler seines Gegners, ging ihm entgegen, und indem er ihn gewissermaßen selbst einengte, zwang er ihn, die Sache zur Entscheidung zu bringen, ehe es ihm gelungen seyn würde, Lippstadt und Hameln zu erobern.

Am 1sten August erfolgte die berühmte Schlacht bei Minden, deren ausführliches Detail in mehreren vorhandenen Zeitschriften zu finden ist. Sie erwarb dem Herzoge Ferdinand einen unsterblichen Ruhm. Europa bewunderte seine Geschicklichkeit eben so sehr, als der Hof zu Ver-

failles, und besonders der Marschall Bellisle, der, nach der Eroberung von Minden, die Besitznahme der hannöverischen Länder schon als gewiß voraussetzte, über deren Verlust bestürzt wurden. Die Anlage des Herzogs zur Schlacht war ein Meisterstück taktischer Kunst, gleichwohl war der Entschluß, das Wangenheimische Corps gewissermaßen en prise aufzustellen, um Contades zu veranlassen, solches eher als das in seinen Rücken detaschirte Corps des Erbprinzen anzugreifen, und solchergestalt auf das ihm bestimmte Schlachtfeld zu führen, ein Wagestück, welches die unglücklichsten Folgen hätte haben können, wenn es dem französischen Heerführer möglich gewesen wäre, ersteres in der Nacht überfallen zu lassen, und zugleich mit seiner ganzen Macht die Verbündeten im Zaume zu halten. Es scheint also, daß der Herzog das zu einer solchen Unternehmung erforderliche beschwerliche Herausziehen und Vorrücken der Contadesschen Armee aus ihrem so beschränkten Lager, insgleichen daß Broglio ohne ihre Unterstützung nicht angreifen konnte, mit in Anschlag gebracht, und so mit tiefer Einsicht alle Möglichkeiten berechnet habe, welche die Lage des Feindes und der Charakter des Heerführers ihm zum Maßstabe angaben. Diese richtige Berechnung, noch mehr aber die inconsequente Stellung die Contades seiner Armee gab; der durch die schwerfällige Entwickelung der französischen Kolonnen verzögerte Angriff der Wangenheimischen Division, und die Schnelligkeit mit der die Alliirten sich dem Feinde zeigten und ihn angriffen, da er noch damit umging, seine Schlachtordnung zu formiren, verschafften ihm einen der rühmlichsten Siege.

Auch hätte wahrlich Contades nicht verdient an diesem Tage zu siegen, so links war sein Benehmen gegen seine

war Contades ihm in den Pässen an der Dymel zuvorgekommen; hatte er die schnelle Eroberung von Minden nicht hindern können: so zeigte er dagegen, wie viel Ressourcen sein fruchtbares militärisches Genie besaß, um eine Lage zu verbessern, in welcher ihn eine so rasch vorrückende, ihm weit überlegene Armee versetzt hatte. Weder der Verlust von Minden, noch das Schrecken, welches die französischen leichten Truppen, bis an die Thore von Hannover und Wolfenbüttel, verbreiteten, verleiteten ihn, nach dem Wunsche seiner Feinde, über die Weser zu setzen; vielmehr traf er von nun an die weisesten Vorkehrungen, dem weiteren Vorrücken der Franzosen Gränzen zu setzen, und alles zu einer ganz nothwendig werdenden Schlacht mit Klugheit vorzubereiten. Da er keinen festen Posten an der Weser mehr hatte, so setzte er sich keck über alle reichsstädtischen Bedenklichkeiten hinweg, und machte sich Meister von Bremen; den Franzosen nahm er das zu Osnabrück eroberte und verstärkte Magazin weg; seine Detaschements beunruhigten Contades Zufuhren unaufhörlich; und da dieser das Lager bei Minden bezogen hatte, so sah er diesen Zeitpunkt für den günstigsten zu seinem Vorhaben an. Mit bewunderenswürdiger Geistesgegenwart nutzte er die begangenen Fehler seines Gegners, ging ihm entgegen, und indem er ihn gewissermaßen selbst einengte, zwang er ihn, die Sache zur Entscheidung zu bringen, ehe es ihm gelungen seyn würde, Lippstadt und Hameln zu erobern.

Am 1sten August erfolgte die berühmte Schlacht bei Minden, deren ausführliches Detail in mehreren vorhandenen Zeitschriften zu finden ist. Sie erwarb dem Herzoge Ferdinand einen unsterblichen Ruhm. Europa bewunderte seine Geschicklichkeit eben so sehr, als der Hof zu Ver-

unterstützt werden; er gebrauchte zu viel Zeit sich zu formiren; der Angriff ward zu lange verzögert, und endlich, durch die unerwartete Erscheinung der Armee der Alliirten überrascht, ja selbst lebhaft angegriffen, verwirrte er sich in seinen Handlungen. Seine Befehle wurden unbestimmt; einige und 70 Schwadronen seiner Cavallerie wurden nacheinander durch das lebhafte Feuer der Engländer und Hannoveraner über den Haufen geworfen; dadurch wurden seine beiden Flügel getrennet; er verlohr den Kopf, und so mußte er geschlagen werden, weil er mitten im Gefechte nicht mehr vermochte, seinen falschen Hypothesen durch Kunst zweckmäßiger zu begegnen. Ein Glück war es, daß der englische General Sackville *), den wiederhölten Befehlen des Herzogs ungehorsam, nicht in seine durcheinander geworfenen Cavallerie einhieb, sonst ward die ganze französische Armee wahrscheinlich aufgerieben.

Um das Unglück an diesem Tage vollkommen zu machen,

---

*) Das Benehmen dieses Engländers an einem Tage, an welchem seine Landsleute so viel Ruhm erwarben, hat viel Aufsehn im Publikum gemacht. Die Erzähler dieser Begebenheit haben seinem so auffallenden Betragen verschiedene Bewegungsgründe untergelegt. Herr von Archenholz unter andern glaubt darin einen eingewurzelten Neid zu finden, daß nicht er, statt des Herzogs von Braunschweig, den Oberbefehl über die ganze Armee der Alliirten erhalten habe; andere behaupten hingegen: Feigheit habe ihn zurückgehalten, sich einiger Gefahr auszusetzen. Wenn auch nicht die gegen ihn verfügte Untersuchungskommission ihn verdammt hätte, so würde ich doch der letzten Meinung beipflichten; denn wie konnte Sackville es sich nur träumen lassen, die Stelle eines der berühmtesten Feldherren seiner Zeit mit Würde bekleiden zu können. Hiernächst scheint sein Betragen, während des letzten amerikanischen Krieges, diese Voraussetzung vollkommen zu bestätigen.

erhielt Contades, während des Gefechts, die Nachricht, daß der Herzog von Brissac, den er zur Deckung seiner Zufuhren bei Edfeld aufgestellt hatte, dem Erbprinzen von Braunschweig habe weichen müssen. Der schon betäubte Marschall verlohr auch jezt die Hoffnung, sich durch die in seinem Rücken belegene Gebirgskette glücklich zurückziehen zu können; obgleich ein rascher Entschluß, und die Voraussetzung, der Erbprinz könne einer ganzen Armee nicht stand halten, ihn sicher nach Hervorden gebracht haben würden. Hier erwartete ihn ein guter Posten, und durch die Corps von Armentiere und Chevreuse verstärkt, würde er die Freiheit behalten haben, sich entweder hinter die Dymel zu ziehn, oder zwischen Hervorden und Paderborn festzusetzen, um, so wie es bereits mit Münster geschehen war, auch Lippstadt zu erobern. Statt aber diesen, in seiner damaligen Lage so zweckmäßigen Entschluß zu fassen, gerieth er auf den unglücklichen Einfall, in der Nacht nach der Schlacht über die Weser zu setzen, um längs dem rechten Ufer dieses Flusses die gefährlichen Defilees bei Minden zu gewinnen, und von dort aus Kassel zu erreichen.

Eine schlechtere Wahl konnte Contades nicht treffen. Sie vergrößerte sein Unglück, indem er dadurch den größten Theil seines Gepäckes einbüßte, seine Armee durch einen Umweg von drei starken Meilen äußerst abmattete, und so in sehr traurigen Umständen nach Kassel brachte. So kann auch ein sonst geschickter Feldherr, durch unerwartete Widerwärtigkeiten verblendet werden, dann sich selbst nicht zu rathen wissen, und erst bei wiederkehrender Besinnung, jedoch zu spät, bereuen, keinen festern Charakter gezeigt zu haben. Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes sollten billig die ersten Eigenschaften eines

Heersführers seyn: Talente, die Herzog Ferdinand und Prinz Heinrich von Preußen in hohem Grade besaßen, und fast bei allen Gelegenheiten dieses beschwerlichen Krieges gezeigt haben.

Die Schlacht bei Minden machte in Paris eine sehr widrige Sensation. Man hatte sich von dem diesjährigen Operationsplane um so mehr versprochen, da die französischen Waffen bis zu dieser Epoche so glücklich gewesen waren; man hoffte täglich auf die Nachricht, daß die Armee der Verbündeten, so wie im Jahre 1757, an die Elbe herangedrückt seyn würde, und statt aller dieser frohen Aussichten, erfuhr man die Niederlage der Franzosen. Diese Nachricht traf eben in Versailles ein, als der König im Begriff war auf die Jagd zu reiten. Schweigend und niedergeschlagen ging er in das Zimmer der Marquise von Pompadour, und niemand durfte vor ihn gelassen werden. Der Marschall Bellisle, der den Operationsplan entworfen, und dessen siegreiche Erfüllung so sicher erwartet hatte, daß er schon vorläufig das Schicksal der hannöverischen Länder *) zu bestimmen wagte, konnte sich in das, dem so auserlesenen Heere

*) Unter dem erbeuteten Gepäcke des Marschalls Contades fanden sich Briefe des Herzogs von Bellisle an denselben, die von dem schrecklichen Schicksale handelten, welches man den deutschen Provinzen des Königs von England bereitete. Der Herzog Ferdinand ließ sie bekannt machen, und sie erregten eben so viel Abscheu gegen die französische Regierung und Spott ihrer Ohnmacht, als allgemeine Bewunderung des Herzogs, der die Menschheit von dem Anblicke solcher Greuel gerettet hatte. Mauvillon's Geschichte Ferdinands Herzogs von Braunschweig, zweiter Theil, S. 71.

Heere wiederfahrne Unglück so wenig wie in das Betragen seines Günstlings finden. Man war gegen Contades aufgebracht; allein ein Heerführer, der eine Schlacht verliert, wird nie die Schuld auf sich kommen lassen; vielmehr — sey es auch nur um wenigstens das Publikum zu täuschen — wälzt er solche auf einen oder den andern seiner Unterfeldherren. Dies war auch gegenwärtig der Fall. Contades beschuldigte den Herzog von Broglio der Unredlichkeit, da er nach dem ertheilten Befehle das Wangenheimische Corps nicht zu rechter Zeit angriff. Zwar lag es in dem ehrsüchtigen Charakter des Siegers bei Bergen, den es vielleicht schmerzen mochte, unter eines andern Befehle stehen zu müssen, nachdem er selbst eine Armee mit Beifall angeführt hatte, daß er sich den Oberbefehl über die ganze französische Macht wünschte; allein daß er diesen Zweck durch eine an seinem Heerführer geflissentlich begangene Verrätherei zu erreichen gesucht habe, ist um so weniger denkbar, weil Broglio schon dem Prinzen von Soubise die Ehre zweier blutigen Tage erfocht; der Leser aus unsern über die Schlacht bei Minden angestellten Betrachtungen ersehen haben wird, wer an diesem merkwürdigen Tage eigentlich gefehlt hatte, und der ersterem von Contades angehängte Prozeß, ungeachtet der geringen Protection, die er bei Hofe genoß, zu seinem Vortheil entschieden ward.

Contades und sein Beschützer verlohren bei dieser Gelegenheit viel von ihrem Kredit, und die Zänkereien der Feldherren veranlaßten den Hof zu Versailles, den alten Marschall d'Etrees zur Armee zu senden, um dasjenige wieder gut zu machen, was jener verdorben hatte. Nicht selten werden, bei allgemeinem Unglück, große Männer aus ihrer Zurückgezogenheit hervorgerufen, und so sah sich denn auch

der durch Widerwärtigkeiten gebeugte Hof gezwungen, zum Dienst des Staats einen General wieder aufzufordern, den eine niedrige Kabale dem Heere raubte, als er gerade seinen ersten Feldzug durch einen glänzenden Sieg gekrönt hatte. Nur mit Widerwillen nahm der Sieger bei Hastenbeck die ihm ertheilte Vollmacht an; er konnte seinen Schmerz nicht verhehlen, als er die Ueberbleibsel der schönen Armee erblickte, die sich unter seiner Leitung so viel Ruhm erworben hatte; und sey es nun, daß er gegenwärtig mit derselben wenig mehr auszurichten glaubte, oder daß er, durch die Erfahrung belehrt, einsah, wie unglücklich ein Heerführer sey, wenn er von den Intriguen der Hofschranzen und seiner Unterfeldherren fast mehr zu befürchten hat, als von seinem Feinde: genug, das traurige Schicksal des unglücklichen Contades ging ihm so zu Herzen, daß er sich den Oberbefehl auf keine Weise anzumaßen suchte. Diese Stimmung entlockte ihm daher die feierliche Versicherung: „er sey nur „gekommen, den Marschall mit seinem Rathe beizustehn, „übrigens aber seine Befehle anzunehmen."

Die Folgen der Schlacht bei Minden waren schrecklich für die Franzosen. Sie wurden von Kassel über die Eder und Ohm zurückgedrückt, und endlich gezwungen, sich nach Gießen zurückzuziehn. Hessen hatten sie nunmehr wieder geräumt, und von allen den anfänglich so großen Contadesschen Fortschritten in diesem Feldzuge blieb ihnen nur noch Münster, welche letzte Festung ihnen zu entreißen der Herzog Ferdinand dem General Imhof auftrug. Französischer Seits hatte man den Fehler begangen, sich nicht zeitig genug zu bestimmen, ob Münster behauptet oder verlassen werden sollte. Die Antwort auf die beim Kriegsdepartement dieserhalb eingereichte Anfrage kam zu spät, so daß man nicht

Zeit gehabt hatte, den Ort mit Vertheidigungsmiteln gehörig zu versorgen. An der Spitze einiger aus dem Innern von Frankreich gezogenen und andrer an den Rhein verlegten Truppen, mußte also der Marquis d'Armentieres versuchen, die Unternehmung der Alliirten zu vereiteln, und die Festung zu verproviantiren. Beides glückte ihm, da Imhof zu schwach war, ihm Widerstand zu leisten, und der Graf von der Lippe-Bückenburg — der einzige Mann bei der Armee der Verbündeten, der den Belagerungsdienst gehörig verstand — sich mit der Belagerung von Marburg befassen mußte. Zwar verstärkte der Herzog in der Folge das Imhofische Corps, ließ ihm verschiedenes grobes Geschütz zuführen, und übertrug die eigentliche Belagerung dem Grafen von der Lippe; allein mittlerweile war der November und mit demselben die ungünstigste Jahrszeit eingetreten. Bei der standhaften Gegenwehr der Besatzung und ihren häufigen Ausfällen verzögerte sich die Eroberung von Münster, und man würde vielleicht genöthigt gewesen seyn, sie abermals aufzugeben, wäre Armentiere's Versuch, einen zweiten Transport in die Festung zu werfen, nicht mißlungen. Sogleich kapitulirte der Kommandant Marquis de Gaillon *) unter der Bedingung eines freien Abzuges.

*) Der Verfasser der Galerie des aristocrates militaires, legt das ganze Verdienst dieser hartnäckigen Vertheidigung der Geschicklichkeit und dem Muthe des Herrn von Boisclerau bei. Dieser war ein alter Officier, der in einem Militär, wo Regimenter und Compagnien nur vornehmen und reichen Leuten käuflich zustanden, erst nach langen Dienstjahren endlich Obristlieutenant geworden war, den man, da man ihn im Felde nicht mehr für brauchbar hielt, gewissermaßen in den Ruhestand gesetzt, und ihm zu Münster die Charge eines Unterstatthalters (Lieutenance du roi) ertheilt hatte.

Diese Festung, die der hannöverische General Zastrow kaum zehn Tage lang zu vertheidigen vermochte, hielt sich also an die drei Monate, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Zastrow sich zum Kriegsgefangenen ergeben mußte, die Alliirten aber genöthigt waren, den Franzosen einen freien Abzug zuzugestehn.

Während dieser Zeit fielen Veränderungen bei der französischen Armee vor. Der Hof zu Versailles entschied den Prozeß des Marschalls Contades, gegen den Herzog von Broglio, zu Gunsten des letztern, ertheilte ihm den Marschallsstab, und zugleich das Kommando der ganzen Armee. Aus Dankbarkeit wollte der Sieger bei Bergen den französischen Angelegenheiten in Deutschland das verlohrne Uebergewicht wieder zu verschaffen suchen. Seine Absicht ging also dahin, die Verbündeten von Kassel abzuschneiden. Er wählte zu dieser Unternehmung das Truppencorps, welches der Herzog von Würtemberg, laut erneuertem Subsidientraktat, zur Armee stoßen lassen sollte. Aus einem ganz sonderbaren Eigensinne hatte dieser Fürst sich ausdrücklich ausbedungen, mit diesen Truppen nur allein und unter seiner eigenen Leitung zu agiren. Broglio konnte daher diese Hülfsvölker nicht anders, als zu Detaschements ge-

---

Dies erinnert mich an einen beißenden Verweis, den einst zu Potsdam, an der Tafel Friedrichs II, der Marschall von Sachsen einem jungen französischen Brigadier gab, der die alten Obristlieutenante — die doch eigentlich die Bataillone kommandirten und für das Exerciren sorgen mußten — hämisch durchzog. Unwillig, das Geschwätz des jungen Menschen mit anhören zu müssen, stopfte ihm der Marschall den Mund, indem er sagte: et ce sont précisement ceux, qui ne font pas de vers, et qui ne disent pas des belles choses. —

brauchen, trug also dem Herzoge auf, nach Fulda zu marschiren, und die Gemeinschaft mit Kassel zu unterbrechen. Triumphirend zog er dahin, aber allzu sorglos überließ er sich Vergnügungen, die kein zu einer solchen Expedition aufgeforderter Feldherr sich gestatten sollte. Die Strafe folgte auch auf der That. Der Erbprinz überfiel ihn an einem bloß den Lustbarkeiten gewidmeten Tage, zersprengte das ganze Corps, und nur mit genauer Noth entkam der Herzog der Gefangenschaft.

Einige andere Versuche, die Broglio auf die Magazine und die Vorposten des Herzogs unternahm, wurden durch die Wachsamkeit der Alliirten gleichfalls vereitelt; und Ferdinand würde sicher getrachtet haben, die Franzosen noch weiter zurückzudrängen, hätte er seine durch die nach Westphalen gesandten Truppen bereits geschwächte Armee nicht noch durch ein Corps von 12,000 Mann verringern müssen, das er, um den König von Preußen aus seiner damaligen sehr bedenklichen Lage zu reißen, unter Anführung des Erbprinzen, nach Sachsen marschiren zu lassen gezwungen war.

Herzog Ferdinand erwarb sich in dem nunmehro geendigten Feldzuge einen unsterblichen Ruhm. Georg II, König von England, bezeigte ihm die Empfindungen seiner Dankbarkeit dadurch, daß er ihm den Orden des Hosenbandes ertheilte, und einen goldenen, reich mit Diamanten besetzten Degen verehrte. Zugleich erreichte der Enthusiasmus der englischen Nation für ihn, den höchsten Gipfel. Sie verabscheute Sackville, der durch seinen Ungehorsam die zum Verderben der Contadesschen Armee so weise entworfenen Dispositionen so schändlich vereitelte, und dies ging so weit, daß man den einen Sackville nannte, den man als das Ideal eines schlechten, niederträchtigen Menschen bezeichnen wollte.

III.

Uebersicht der preußischen und östreichischen Operationen im Anfange des Feldzuges von 1759 bis zur Ankunft der Russen.

So wenig der Vertheidigungskrieg nach dem Geschmack Friedrichs II war; so bestimmt auch sein militärisches System lehrt, demselben geflissentlich auszuweichen: so sah er sich doch gezwungen, gegen seine Lieblingsneigung zu handeln, da eine politische Uebersicht seiner gegenwärtigen Lage ihm diesen Weg einzuschlagen anrieth. Er hatte dazu verschiedene Veranlassungen. Eines Theils waren seine Armeen zwar wieder vollzählig; allein an Güte der Mannschaft, an Disciplin und an gutem Willen, für das Interesse des Heerführers zu fechten, fingen sie schon an, eben so unter ihrer ehemaligen Würde zu sinken, als die Oestreicher und Russen sich über die ihrige zu erheben schienen. Zehn, in einem Zeitraume von drittehalb Jahren gelieferte blutige Schlachten, einige Belagerungen und die angestrengtesten Märsche drückten den alten Kriegern, die sie überlebten, das lebhafte Andenken an ihre getödteten vielen Mitkämpfer eben so scharf ein, als sie selbst ahneten, bei fortdauerndem Kriege endlich auch ein Opfer seiner Wuth werden zu müssen. Kein Wunder also, wenn das menschliche Gefühl über den Enthusiasmus der ersten glücklichen Vorfälle siegte, da man der Auftritte des grausamsten Mordens noch kein Ende sah. So

viel diese aber, durch dergleichen Vorstellungen veranlaßt, von ihrer bisherigen Spannkraft allmählich verlohren; so viel Muth und Patriotismus äußerte dagegen die aus dem Lande gezogene junge Mannschaft. Ich bin selbst Augenzeuge gewesen, wie diese Jünglinge, noch unbekannt mit jeder Art von Gefahr, es den alten Soldaten an Diensteifer und Tapferkeit zuvorthaten. Auf ihre Unerschrockenheit war noch am sichersten zu rechnen; allein ihre Anzahl war zu gering, indem sie von den 30,000 Mann, die der König zur Ergänzung seiner Heere gebrauchte, etwa nur den dritten Theil ausmachten. Die übrigen zwei Drittheile bestanden aus Ausreißern, aus den in Sachsen, Mecklenburg, den anhaltischen Fürstenthümern und aus Schwedisch-Pommern mit Gewalt ausgehobenen Rekruten, und aus Kriegsgefangenen, die man zur Annahme des preußischen Dienstes — willig machte. Dagegen hatten die Oestreicher 40,000 Landeskinder eingestellt, und die Russen erschienen mit einem Heere von 70,000 Eingebohrnen, lauter rüstige, zum blinden Gehorsam, wie zum Ausdauern, gewöhnte Leute.

Andern Theils gingen Preußens Feinde schon mit mehr Eintracht zu Werke, da eine gegründetere Hoffnung eines glücklichen Ausgangs sie aufmunterte, ihr Vorhaben gemeinschaftlich zu vollenden. Die Russen waren ihm um ein gutes Theil näher als zu Anfange des vergangenen Feldzuges; und obgleich er ihre Magazine zu Posen und an der Warthe hatte zerstören lassen, so war dies ein bloßes Palliativ, wodurch ihr Einmarsch in die Staaten des Königs nur um ein paar Monathe verzögert wurde. Die Oestreicher zogen ihre ganze Macht, sowohl in Mähren als auch in Böhmen, an der schlesischen Gränze zusammen, legten unweit derselben Vorrathshäuser an, und alle ihre Bewegungen schienen den

Vorsatz anzukündigen, daß sie diesmal mit völligem Nachdruck und mit Uebereinstimmung zu Werke gehen würden. Es war also nothwendig, sich von der Vertheidigungslinie nicht zu entfernen, um nach Beschaffenheit der Umstände allen Vorfällen von hier aus begegnen zu können. Denn eine Diversion wie die, welche im abgewichenen Jahre in Mähren ausgeführt wurde, ließ sich diesmal nicht mehr anbringen, weil alle Umstände dazu minder günstig waren. Da indeß das politische System des Hauses Oestreich erwarten ließ, daß es seine Armeen nicht eher in Bewegung setzen würde, als bis die Russen wirklich in Schlesien einzubrechen bei der Hand wären, so zog der König inzwischen seine Truppen aus den Winterquartieren näher zusammen, um dem ersten ernstlichen Schlage von dieser oder jener Seite zweckmäßig zu begegnen.

Diesen Gründen gaben hiernächst noch politische Aussichten ein größeres Gewicht, und veranlaßten ihn um so mehr für jezt vertheidigungsweise zu handeln. Erstlich hoffte er noch, die Türken würden sich verleiten lassen, die Waffen zu seinem Vortheile zu ergreifen, um Rußland oder Oestreich zu bekriegen; zweitens glaubte er, daß der Tod des Königs von Spanien, dem man fast täglich entgegen sah, unfehlbar einen Krieg in Italien veranlassen würde. Traf der Ausfall der Türken die Russen, so war voraus zusehn, daß sie bald die Ufer der Weichsel verlassen würden, um ihr Vaterland zu decken; wurde hingegen Oestreich von ihnen angegriffen, so mußte ein beträchtlicher Theil der Daunischen Armee nach Ungarn wandern, und starb der König von Spanien, so schien es höchst wahrscheinlich, daß Frankreich mit Oestreich zerfallen würde. Wenn auch nur einer dieser Fälle eintrat, so bekamen seine Angelegenheiten schon ein

viel günstigeres Ansehn, und die Klugheit rieth ihm daher, sich vor der Hand leidend zu verhalten, um bei einem oder dem andern dieser zu hoffenden Ereignisse in zweckmäßiger Verfassung zu bleiben, und dann wieder angriffsweise zu Werke zu gehen. Allein die Türken erschienen weder an der Gränze von Rußland, noch von Ungarn, und der König von Spanien lebte länger als man es voraussetzen konnte. Friedrich II blieb also seinem Schicksale überlassen, und der Feldzug, von dem wir zu reden gedenken, ward für ihn der unglücklichste von allen; obgleich man sich nicht verhehlen kann, daß manche, durch Leidenschaften erzeugte Uebereilungen sein Unglück selbst vergrößerten. —

In der Mitte des Märzes ließ er 45 000 Mann nach dem Gebirge rücken, und zwischen Schweidnitz und Löwenberg die Kantonirungsquartiere beziehen. Gegen ihn versammelte sich das große östreichische Heer von 83,000 Mann. Feldmarschall Daun, der, nach einer nach Marienzell gehaltenen sehr andächtigen Wallfahrt, in Böhmen angelangt war, verlegte 37,000 Mann in die Gegend von Gitschin, wo er sein Hauptquartier nahm; 46,000 Mann aber wurden in verschiedenen Abtheilungen unter den Generalen Laudon, Beck und Harsch längs der Gränze postirt, um alle aus Schlesien nach Böhmen führenden Wege zu beobachten. In Oberschlesien zog General Fouquet ein Corps von 13,000 Mann zwischen Ratibor und Leobschütz zusammen, um den General de Ville, der 20,000 Mann auf der mährischen Gränze befehligte, die Spitze zu bieten. Sachsen deckte der Prinz Heinrich mit einer aus 33,000 Mann bestehenden Armee, und der östreichische General Gemmingen sicherte die böhmische Gränze bis Eger. Zwar hatte er dazu nur 14,000 Mann, allein er unterhielt eine genaue Gemeinschaft

mit der Reichsarmee, die sich bis in Franken ausdehnte. Graf Dohna stand noch in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern mit 20000 Mann, und 70000 Russen warteten nur auf die Anfüllung ihrer Magazine, um den verabredeten Operationsplan auszuführen. So waren die Stellungen sämmtlicher Heere bei Eröffnung des Feldzuges. Europa erwartete mit Ungeduld die ersten Bewegungen derselben, und war auf die Entwickelung der Begebenheiten um so neugieriger, da aus der hier angeführten Stärke einer jeden Armee erhellet, daß, wenn man die Reichscontingente nur zu 20,000 Mann annimmt, der König von Preußen seinen 212,000 Mann starken Feinden nur 111,000 Mann entgegen stellen könnte. —

Kaum hatten die Oestreicher und Preußen die ihnen angewiesenen Stellungen eingenommen, als erstere schon den Anfang machten, die Vorposten der letzteren zu beunruhigen. Es sey nun, um sich das Ansehn zu geben, als wollten sie einen Einfall in Schlesien versuchen, oder daß sie, von dem einmal gefaßten Vorurtheile, der König fange seine Feldzüge immer mit dem Angriffe an, eingenommen, seine Bewegung auszuspähen trachteten, so hatten doch alle diese kleine Vorfälle keinen Einfluß auf das Ganze. Es waren Unternehmungen der Partheigänger, die durch ihre Wachsamkeit sich das Zutrauen ihres Heerführers erwerben wollten, und das Leben einiger hundert Panduren, die sie, nach der Mundart des General Beck zu reden, auflaufen ließen, nicht achteten. Größtentheils wurden sie aber mit blutigen Köpfen abgewiesen, und nur dem eben erwähnten Beck gelang es, ein in Greifenberg stehendes Grenadierbataillon aufzuheben, weil dasselbe von seiner Unterstützung zu weit entfernt war. — Zweckmäßiger schienen dagegen die ersten Schritte des Gene-

rals de Ville in Oberschlesien eingerichtet zu seyn. Seine Absicht war, Neustadt zu überrumpeln, den General Fouquet von Neiße abzuschneiden, und ihn zu zwingen, diese Gegend zu verlassen. Zu dem Ende hatte er den größten Theil seiner Armee in aller Stille bei Zuckmantel versammelt, und stand im Begriff sein Vorhaben auszuführen, als der preußische Feldherr, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sich ihm auf einmal entzog, und eine andere Stellung unweit Neustadt nahm. Hier ward er mit 1000 Mann verstärkt, und de Ville gab seine beabsichtigte Unternehmung auf.

Mit dergleichen Neckereien beschäftigten sich die Oestreicher, während es die Witterung noch nicht erlaubte sich zu großen Thaten anzuschicken. Daun war auch zu vorsichtig, um sich in ein ungewisses Spiel einzulassen, ehe sich die Russen nicht der Oder genähert hatten, und beide einander die Hand bieten konnten. Friedrich II, der den Charakter seines Gegners eben so wie die Maximen des Wiener Hofes genau kannte; den weder die Ankunft der Türken noch der Tod des Königs von Spanien begünstigen wollte, glaubte diese Zwischenzeit anwenden zu müssen, um die Operationen seiner ihm so mächtigen Feinde nach Möglichkeit zu vereiteln. Die Zerstörung ihrer Magazine schien ihm dazu das sicherste Mittel zu seyn, und es bleibt es auch unstreitig, besonders wenn es bei Eröffnung des Feldzuges geschehen kann. Wer in dem Fache der Verpflegungsanstalten einer Armee gearbeitet hat, weiß, wie viel Zeit und Aufmerksamkeit erfordert wird, und was für ungeheure Kosten zu verwenden sind, um während eines Winters aus dem Reichthume der vorigen Ernten die Magazine zu füllen. Im Frühjahre aber sind diese Quellen versiegt; und da es als-

dann ungleich mehr Mühe verursacht, so viele tausend Wispel Getreide aufzukaufen, in Mehl zu verwandeln, und an den Ort der Bestimmung zu bringen: so ist es unleugbar, daß der nothwendige Ersatz der verlohrnen Vorräthe die Operationen eines Heeres wenigstens auf einige Monate verzögert, wenngleich der Kopf des Intendanten so voll Ressourcen, als die Kriegskasse voll Geld ist. Zeit gewonnen ist bei dem Schwächern alles gewonnen, und dies war auch alles was Friedrich II in seiner bedenklichen Lage zu bewirken übrig blieb.

Die Magazine, welche die Russen in Posen und längs der Warthe anlegten, waren die ersten, deren Zerstörung er beschloß. Bisher war das pohlnische Gebiet, als einer, dem Scheine nach, neutralen Macht gehörig, von preußischer Seite gänzlich verschont geblieben, und der König, sehr zufrieden, daß die den Russen so geneigten Pohlen sich nicht öffentlich gegen ihn erklärten, hatte jede Verletzung des Territoriums sorgfältig verhütet, wenngleich er es nicht mit gleichgültigen Augen ansah, daß sie seinen Feinden Durchzüge, Winterquartiere und die Anlegung ihrer Magazine, in ihrem eigenen Lande gestatteten, ja daß sogar der Fürst Sulkowsky ihnen allen möglichen Vorschub leistete. Von der einen Seite wünschte Friedrich II jezt, theils um den Anmarsch der Russen aufzuhalten, theils um sich an Sulkowsky zu rächen, einige Abtheilungen seiner Armee nach Pohlen ziehen zu lassen; da aber auf der andern zu besorgen war, daß der unerwartete Einmarsch dreier preußischer Corps der Republik auffallend seyn dürfe, und man befürchten mußte, daß ein solcher Schritt, den man mit den grellsten Farben auszuzeichnen gewiß nicht unterlassen haben würde, die Pohlen zu einer Konföderation reizen, und diese den

schlesischen Gränzen gefährlich werden könnte; so mußte, um allen falschen Eindrücken und allem Argwohne kläglich vorzubeugen, der General Wobersnow, dem die Zerstörung der russischen Magazine an der Warthe aufgetragen war, ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Manifest *) austheilen lassen. In demselben gab der König die Gründe an, die ihn veranlaßten, einen Theil seiner Truppen auf eine kurze Zeit in Pohlen einrücken zu lassen, gab aber dabei die bündigsten Versicherungen seiner vollkommensten Freund-

*) Da ich Gelegenheit gehabt habe, dieses Manifest in der Ursprache zu erhalten: so hoffe ich, dem künftigen pragmatischen Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich dieses Dokument hier wörtlich überliefere. Es lautete, wie folget:

Fridericus, Dei gratia Rex Borussiae etc. Serenissimae Polonorum reipublicae, perillustribus ejus Magnatibus atque omnibus et singulis hujus regni incolis, amicissimam clementissimamque salutem dicimus.

Quum praesens rerum status a Nobis exigat, ut unam alteramve exercitus nostrae partem, regnum Poloniae ingredi jubeamus, quilibet omni praejudicio vacuus deprehendet, Nos hac in re plenissime eodem jure uti atque agere, quo Russi usi sunt, dum se erga Nos hostes gesserunt. Attamen maximum hoc intercedit discrimen, ut Nos serenissimae reipublicae innoxium nec unquam ob futurum transitum tantum desideremus; dum contra Russi polonica praesidia atque traditionem nobilissimarum, quae serenissimae reipublicae tutela gaudent, urbium omni modo urgent.

Quemadmodum igitur in aditu, transitu et reditu Nostrarum copiarum tale quid nequaquam cupimus, neque quemquam serenissimae reipublicae subditorum hostium

schaft gegen die Republik, und daß er nur nothgedrungen einen dergleichen Schritt thue. Dadurch wurden die in Schrecken gesetzten Gemüther beruhiget; und obgleich die Faction des Grafen Brühl sich viel Mühe gab, den Marsch der Preußen als einen offenbaren Bruch auszuschreien, so überstimmten dieselbe doch die Feinde des Fürsten-Sulkowsky, der bei dieser Gelegenheit nebst seiner Leibwache aufgehoben und nach Glogau gebracht wurde. Das dem Fürsten wiederfahrene Schicksal war ihnen eben so angenehm,

---

more modoque haberi sumus, permissuri, ab iis discesseris, qui vel manifestos Russorum fautores vel licet privati se Nostros osores gesserunt, immo publice Nostrorum hostium partes tuendas susceperunt, qui justissimam nostram indignationem quodammodo jure meritoque sunt sensuri.

Ita per patentes hasce literas solemnissime declaramus, quod neque erga ipsum serenissimum Poloniae regem, neque erga illustrissimam rempublicam hostile quidpiam sumus acturi, sed potius ipsam rempublicam, ejusdemqne clientes atque subditos, quod ad omnes praerogativas, immunitates et privilegia spectat, omnibus nostris viribus defensuri et protecturi, ut porro ipsis certissime constet de Nostro erga Polonos animo. ab omni noxa alienissimo, atque arctissimum, quod inter nos mutuo est, vinculum hac et quacunque occasione conservandi studiodissimo. Siquidem iterum iterumque sanctissime pollicemur, nihil Nos hostile tendere vel moliri; sed tantum Nos velle hostes nostros repellere atque hostilia et perniciosa ipsorum molimina impedire.

In fidem hujus rei, regia Nostra manu has literas subscripsimus, et sigillo nostro regio confirmari jussimus. D. D. Vratislaviae d. 2. Martii MDCCLIX.

Fridericus.

als dem pohlnischen Bauer die schönen blanken Tympfe *) waren, die er für seine Produkte von den Preußen erhielt.

Wobersnow fand in Posen und in verschiedenen Depots an der Warthe so viel Mehl, daß 50,000 Mann davon 89 Tage verpflegt werden konnten. Dies wurde gänzlich zu Grunde gerichtet, und hierauf trat er seinen Rückzug nach Glogau an, ohne vom Feinde mehr als einige Kosacken gesehen zu haben, die ihm das Geleite bis zur schlesischen Gränze gaben. In Krakau fand man nichts, in Friedland hingegen einen kleinen Vorrath, dessen Werth man auf 15,000 Rubel schätzte; und so glückte eine Unternehmung, die, außer dem Verlust beträchtlicher Magazine, den Marsch der Russen auf einige Monate verzögerte. Während dieses Zuges verhielten sich die Pohlen nicht nur ganz ruhig, sondern die Republik gab auch in der Folge einen redenden Beweis, wie sehr sie mit dem Betragen des Königs zufrieden, und geneigt wäre, die willkührliche Verletzung seines Territoriums zu bestrafen. Denn als der junge Fürst Lubomirsky sich einfallen ließ, mit einem Anhange von einigen achtzig Mann, sowohl in Pohlen als Schlesien zu plündern, und das geraubte Vieh an die Russen zu verkaufen, so beorderte der Kronfeldherr ein Kommando von der Kronarmee, welches diesen saubern Fürsten nebst seinem Gefolge, unweit

*) Tympf ist eine in Preußen sehr gangbare Münze, wovon fünf Stück auf einen Thaler gehen. Diese waren erst kürzlich zu Breslau ausgeprägt worden, und das nach Pohlen bestimmte Corps empfing sie als Löhnung, um alle Bedürfnisse mit baarem Gelde zu bezahlen. Das wenige Silber, womit sie dem Anscheine nach prangten, gab ihnen ein äußeres empfehlendes Ansehn; der innere Werth aber richtete sich nach dem damals angenommenen sehr geringen Münzfuße. —

dem Kloster Czenstochau, aufhob. Er für seine Person mußte ins Gefängniß wandern, seine Spießgesellen aber wurden sämmtlich aufgehängt.

Die Vortheile, welche die Vernichtung der russischen Magazine in Pohlen dem Könige gewährten, waren sichtbar, obgleich diese Unternehmung wohl noch etwas zu früh ausgeführt wurde — Indeß erzeugte sie in ihm den Gedanken, ähnliche Versuche auf die östreichischen zu machen, die theils zur Verpflegung der de Villeschen Armee in Mähren, theils zur Begünstigung der Operationen gegen Sachsen, zwischen der Elbe und Eger, waren angelegt worden. Dem General Fouquet trug er den Versuch gegen die mährischen, dem Prinzen Heinrich aber den gegen die böhmischen auf.

Ersterer hatte dagegen viele Bedenklichkeiten. Er versicherte den König: „weder zu Jägerndorf noch zu Troppau wären die angeblichen Magazine vorhanden; die zu „Hof und Sternberg angelegten würde der Feind schon durch „eine vortheilhafte Position hinter der Morava zu decken „wissen, und ihn daraus zu vertreiben sey er zu schwach; „diese ganze Unternehmung könne also zu nichts dienen, und „schlage er dagegen vor: eine andere gegen Trautenau zu „unternehmen, um die Bewegungen der großen östreichi„schen Armee auszuspähen." Friedrich II fühlte zwar das Gewicht aller bei dem Zuge nach Mähren obwaltenden Schwierigkeiten; allein zu stolz, seine einmal gegebenen Befehle meistern zu lassen, behauptete er, die Zerstörung der dortigen Magazine sey nothwendig, um — wie er sich in einem Briefe an seinen Feldherrn ausdrückt — sich nicht die Gurgel zuschnüren zu lassen. Indessen verstärkte er ihn mit 8000 Mann und einigem groben Geschütze, und befahl ihm, den Marsch anzutreten. Dieser gehorchte

zwar;

zwar; allein so wie er es zuvor gesagt hatte, so fand er in Troppau und Jägerndorf auch keine Spur eines Magazins; auch konnte er nicht weiter als bis an die Ufer der Morava vordringen. Hier stand de Ville mit seiner ganzen Macht auf schroffen Anhöhen, mit einer zahlreichen Artillerie besetzt. Diese Stellung war zu gut gewählt und zu sicher, als daß Fouquet es wagen wollte, ihn darin anzugreifen. Es schien ihm die größte Verwegenheit, im Angesichte des Feindes über einen Fluß zu setzen, um aufs ungewisse hin das Leben einer Menge Soldaten aufzuopfern; er zog sich daher unverrichteter Sache nach Troppau zurück, von wo aus er ein Lager bei Leobschütz bezog. Der König war zwar über die mißlungene Expedition betreten; indeß, mit der Erfüllung seines Willens zufrieden, war er großmüthig genug, selbst seinen dieserhalb bekümmerten General zu trösten, indem er an ihn schrieb: „Alles, mein Freund, kann nicht „nach unserm Wunsche gelingen; indeß muß man doch das „Glück aufsuchen. Zuweilen erhascht man es, ehe man sichs „versieht, zuweilen aber läßt die unbeständige Göttinn uns „im Stiche, nachdem sie uns auf eine treulose Art aufgezogen „hat *).“ Die Lebensgeschichte Friedrichs II liefert uns mehrere Beispiele, wie großmüthig er gegen seine Freunde denken konnte. Da man dergleichen edele Züge nur selten bei Monarchen antrifft: so muß man sie in der Bestimmung aufsuchen, die sie ihrem Privatleben gaben, und dann bekommt man den Aufschluß, daß auch der Besitzer eines Thrones, selbst bei den widrigsten Ereignissen, im Stande seyn kann, die Lehrsätze der Philosophie, die er studirte, in

*) Correspondance entre S. M. le Roi de Prusse, et Mr. de la Motte Fouquet, Général d'Infanterie, en 1759. Lettre XII.

Anwendung zu bringen, ja sogar mit dem Salze der angenehmsten Laune zu würzen. Wie wenig Monarchen hat aber die Geschichte aufzuweisen, die dergleichen Stärke des Geistes eigenthümlich besaßen!

Zweckmäßiger und glücklicher waren dagegen die Unternehmungen des Prinzen Heinrich in Böhmen. Freilich waren ihm hier die Umstände günstiger, als Fouquet in Oberschlesien, auch die Sache selbst war mehr der Mühe werth; freilich hatte er nur 14,000 Mann gegen sich, womit Gemmingen die Gränzlinie von Peterswalde bis Eger eben so wenig sichern, als die an der Elbe und Eger angelegten großen Magazine zu decken vermochte. Der Fehler, den Feldmarschall Daun hier, wahrscheinlich in der Voraussetzung, beging, er habe von der Seite von Sachsen nichts zu besorgen, sondern müsse seine ganze Macht an der schlesischen Gränze concentriren, um dem unternehmenden Könige von Preußen gewachsen zu seyn, war eben so groß, als der Nutzen, den der Prinz daraus zu ziehen verstand. Allein, alle diese Vortheile abgerechnet, kann man doch seinen mit Einsicht gewählten Dispositionen und der Uebereinstimmung in Ausführung derselben, die gebührenden Lobsprüche nicht versagen. Es kam hier hauptsächlich auf Verschwiegenheit, Thätigkeit und Schnelligkeit an, und alles dieses leistete Prinz Heinrich vollkommen.

Unvermerkt zieht er 16,000 Mann in zwei verschiedenen Abtheilungen zusammen, läßt diejenige, die er selbst anzuführen gedenkt, sich unweit Gieshübel versammeln, und ordnet eine andre im Erzgebirge unter dem Befehl des Generals Hülsen. Beide brechen den 15ten April zugleich aus Sachsen auf; der Prinz dringt über Peterswalde und Töplitz zugleich in Böhmen ein, seine beiden Avantgarden

vertreiben daselbst die feindlichen Vorposten, gehen über Außig und Lowositz nach Leutmeritz, verderben alle auf diesem Zuge vorgefundenen und vom Feinde verlassenen Magazine, verbrennen die auf der Elbe angetroffenen Kähne, und richten dann ihren Marsch auf Buddin, woselbst eins der größten Futter-Magazine aufgehäuft war. Sie bemächtigen sich desselben und arbeiten unablässig an dessen Zerstörung; allein die Ankunft des Generals Gemmingen, der seine zurückgewichenen Truppen gesammelt hat, läßt ihnen dazu keine Zeit. Sie stecken daher diese ungeheuern Vorräthe in Brand, und hierdurch wird durch Zufall ein großer Theil der Stadt ein Raub der Flammen

Auf der andern Seite erscheint Hülsen vor Pasberg. Hier findet er sehr gut angebrachte und stark besetzte Verschanzungen. Unter Begünstigung der Waldungen umgeht seine Cavallerie diesen Posten. Die Furcht, abgeschnitten zu werden, räth dem östreichischen General Reinhart, den Rückzug nach Commetau anzutreten. Hier trifft ihn der preußische Obrist Belling, hau't in die Infanterie ein, sprengt sie auseinander, und mit Hülfe der herbeieilenden übrigen Cavällerie zwingt er den General, sich mit 52 Officieren und 1800 Mann zu Gefangenen zu ergeben. Nach diesem glücklich ausgeführten Streiche rückt Hülsen weiter vor, seine Avantgarde aber geht über Postelberg nach Saatz, und richtet daselbst das stärkste unter allen Magazinen zu Grunde; dann streift sie nach Brix und Worwiezahn in eben der Absicht.

In Zeit von fünf Tagen war diese wichtige Unternehmung rühmlichst beendigt. Die Präcision in der Anlage, die Einstimmigkeit und der Muth, mit der sie ausgeführt ward, erwarben dem Prinzen um so viel mehr Ehre, da er

dem Kloster Czenstochau, aufhob. Er für seine Person mußte ins Gefängniß wandern, seine Spießgesellen aber wurden sämmtlich aufgehängt.

Die Vortheile, welche die Vernichtung der russischen Magazine in Pohlen dem Könige gewährten, waren sichtbar, obgleich diese Unternehmung wohl noch etwas zu früh ausgeführt wurde — Indeß erzeugte sie in ihm den Gedanken, ähnliche Versuche auf die östreichischen zu machen, die theils zur Verpflegung der de Villeschen Armee in Mähren, theils zur Begünstigung der Operationen gegen Sachsen, zwischen der Elbe und Eger, waren angelegt worden. Dem General Fouquet trug er den Versuch gegen die mährischen, dem Prinzen Heinrich aber den gegen die böhmischen auf.

Ersterer hatte dagegen viele Bedenklichkeiten. Er versicherte den König: „weder zu Jägerndorf noch zu Troppau wären die angeblichen Magazine vorhanden; die zu „Hof und Sternberg angelegten würde der Feind schon durch „eine vortheilhafte Position hinter der Morava zu decken „wissen, und ihn daraus zu vertreiben sey er zu schwach; „diese ganze Unternehmung könne also zu nichts dienen, und „schlage er dagegen vor: eine andere gegen Trautenau zu „unternehmen, um die Bewegungen der großen östreichi„schen Armee auszuspähen." Friedrich II fühlte zwar das Gewicht aller bei dem Zuge nach Mähren obwaltenden Schwierigkeiten; allein zu stolz, seine einmal gegebenen Befehle meistern zu lassen, behauptete er, die Zerstörung der dortigen Magazine sey nothwendig, um — wie er sich in einem Briefe an seinen Feldherrn ausdrückt — sich nicht die Gurgel zuschnüren zu lassen. Indessen verstärkte er ihn mit 8000 Mann und einigem groben Geschütze, und befahl ihm, den Marsch anzutreten. Dieser gehorchte

zwar;

zwar; allein so wie er es zuvor gesagt hatte, so fand er in Troppau und Jägerndorf auch keine Spur eines Magazins; auch konnte er nicht weiter als bis an die Ufer der Morava vordringen. Hier stand de Ville mit seiner ganzen Macht auf schroffen Anhöhen, mit einer zahlreichen Artillerie besetzt. Diese Stellung war zu gut gewählt und zu sicher, als daß Fouquet es wagen wollte, ihn darin anzugreifen. Es schien ihm die größte Verwegenheit, im Angesichte des Feindes über einen Fluß zu setzen, um aufs ungewisse hin das Leben einer Menge Soldaten aufzuopfern; er zog sich daher unverrichteter Sache nach Troppau zurück, von wo aus er ein Lager bei Leobschütz bezog. Der König war zwar über die mißlungene Expedition betreten; indeß, mit der Erfüllung seines Willens zufrieden, war er großmüthig genug, selbst seinen dieserhalb bekümmerten General zu trösten, indem er an ihn schrieb: „Alles, mein Freund, kann nicht „nach unserm Wunsche gelingen; indeß muß man doch das „Glück aufsuchen. Zuweilen erhascht man es, ehe man sichs „versieht, zuweilen aber läßt die unbeständige Göttinn uns „im Stiche, nachdem sie uns auf eine treulose Art aufgezogen „hat *).“ Die Lebensgeschichte Friedrichs II liefert uns mehrere Beispiele, wie großmüthig er gegen seine Freunde denken konnte. Da man dergleichen edele Züge nur selten bei Monarchen antrifft: so muß man sie in der Bestimmung aufsuchen, die sie ihrem Privatleben gaben, und dann bekommt man den Aufschluß, daß auch der Besitzer eines Thrones, selbst bei den widrigsten Ereignissen, im Stande seyn kann, die Lehrsätze der Philosophie, die er studirte, in

*) Correspondance entre S. M. le Roi de Prusse, et Mr. de la Motte Fouquet, Général d'Infanterie, en 1759. Lettre XII.

haben anzukündigen. Noch war nicht entschieden, wohin eigentlich die Reichsarmee sich wenden würde; allein so viel man damals von dem entworfenen Operationsplane der Feinde entziffern zu können glaubte, so schien solche bestimmt, in Vereinigung mit dem Gemmingischen Corps, den Prinzen Heinrich zu beobachten, und falls er, wie man voraussetzte, etwas gegen die Russen detaschiren sollte, die Eroberung von Sachsen zu versuchen.

Den Russen hatte man für diesmal die Eröffnung des Feldzuges aufgebürdet; und da der Wiener Hof nicht geneigt war, allein der angreifende Theil zu seyn, so mußte er wenigstens Demonstrationen machen, um die Schritte seiner Bundesgenossen zu erleichtern, ohne jedoch sich selbst in Gefahr zu setzen. Das Corps des Grafen Dohna, welches der König von Preußen den Russen entgegenzustellen beabsichtigte, war zu schwach, um es mit ihnen aufzunehmen: es war also einem Theile der Armee seines Bruders vorbehalten, zu demselben zu stoßen, sobald General Fermor sich den schlesischen oder märkischen Gränzen nähern würde. Prinz Heinrich sah daher die Nothwendigkeit ein, einen wirksamen Streich auszuführen, um die Operationen seiner Gegner so viel möglich zu verzögern, damit bei eintretendem Falle — da Sachsen von einer Kriegsmacht fast ganz entblößt werden mußte — für dessen Schicksal weniger zu fürchten seyn möchte. Dies konnte nicht sicherer bewerkstelligt werden, als wenn er sich seiner ganzen Macht bediente, um die Oestreicher und Reichsvölker in Franken aufzusuchen, zu schlagen, ihre Magazine zu vernichten, und sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, in einigen Monaten etwas von Wichtigkeit zu unternehmen.

Durch die Zerstörung der östreichischen Vorrathshäuser

in Böhmen, von dieser Seite wenigstens, bis auf einige Streifereien, sicher gestellt, zog er seine Armee unweit Zwickau zusammen. Die Absicht war, dem Herzoge von Zweibrücken, der das ihm untergeordnete Heer an den Gränzen des Voigtlandes versammelte, entgegen zu gehen, und, wo möglich, aus Franken zu vertreiben. Diese Unternehmung ward mit dem Herzoge Ferdinand verabredet. Diesem war gleichfalls daran gelegen, die Schaar der Reichscontingente zurückgedrängt zu sehn, da sie die Operationen der Franzosen begünstigen zu wollen schienen, und er war also, zur Unterstützung des gemeinschaftlichen Entzwecks, gleich bereitwillig, den Erbprinzen mit 12,000 Mann aus Hessen abzusenden, um sich dem Stifte Würzburg zu nähern, und den feindlichen Rücken zu bedrohen.

Noch kantonnirte der größte Theil der Reichsarmee unweit Kulmbach; dagegen hatten die Generale Haddick, Maquire und Ried schon Läger bei Mönchsberg, Asch und vor dem Frankenwalde bezogen. Das erstere war mit Sorgfalt befestigt worden, und es hatte das Ansehn, als sey es bestimmt, der ganzen Armee zum Versammlungspunkte zu dienen, um von hier aus ins Erzgebirge vorzudringen. Auf dieses richtete der Prinz sein Hauptaugenmerk, und so vortreffliche Dispositionen er zu seinem Zuge nach Böhmen gemacht hatte, eben so weise und talentvoll richtete er seinen Marsch nach Franken ein. Auch glückte ihm alles. Bei Annäherung der drei Kolonnen, in welchen seine Armee nach verschiedenen Richtungen zog, und bei der Erscheinung des Erbprinzen bei Königshofen verließen die Feinde ihre Stellungen. Haddick und Ried flohen nach Kulmbach, und Maquire erblickte nicht sobald den Vortrab des Generals Fink, als er seinen Posten bei Asch und

das Schloß Sorge verließ, und, unter Begünstigung des Spittelwaldes, sich auf Eger zurückzog. Prinz Heinrich verfolgte die Haddickische Abtheilung, stieß auf ihren Nachzug, machte den General Riedesel nebst 800 Mann zu Gefangenen, und sandte den General Platen über Baireuth hinaus, um dem, von Fink verfolgten Maquire, den Ausweg nach dem Fichtelberge zu versperren. Wäre dieser so meisterhaft entworfene Plan in Erfüllung gegangen: so war der östreichische Feldherr unwiederbringlich verlohren. Nur der Zufall, daß er noch zu rechter Zeit den Befehl erhielt, seinen Marsch, statt nach Baireuth, auf Nürnberg zu richten, rettete ihn von einem gewissen Untergange.

General Knoblauch war indeß dem General Ried durch den Frankenwald gefolgt, und da sich dieser immer weiter nach Kulmbach zurückzog, so wagte er sich sogar durch die gefährlichen Wege bei Steinwiese, um die Höhen von Kronach zu gewinnen — eine Kühnheit, die ihm sehr theuer zu stehn gekommen seyn würde, hätte das Glück sich nicht für ihn erklärt. Denn, abgerechnet, daß von den Felsenwänden und waldichten hohen Bergen, die den zwischen Steinwiese und Geiern belegenen Paß beschränken, sein ganzes Corps, fast ohne Widerstand, aufgerieben werden konnte: so war er auch vor der Armee schon zu weit vorgerückt, als daß ein thätiger, der Gegend kundiger Gegner ihn nicht ganz von derselben hätte abschneiden, und in die Gefahr setzen können, hier ganz vernichtet zu werden. Bloß die Eilfertigkeit des Generals Ried begünstigte eine an die höchste Verwegenheit gränzende Unternehmung, so wie sie vielleicht auch das ihrige mit beitrug, den General Haddick zum ferneren Rückzuge nach Bamberg zu bewegen. Allein auch hier weilten die Reichsvölker nicht. Bei Annäherung

Vordringen abzuhalten. So sehr aber auch dieser Feldherr seinen Marsch beschleunigte, so war doch der Schlag schon geschehen und der Prinz schon wieder über der Gränze, ehe er ankommen konnte.

Der Zug des Prinzen Heinrich nach Böhmen ging einem wichtigern voran, den er nach Franken zu thun sich vorgenommen hatte. Jener mußte zu diesem die Bahn brechen, wenn er dem Entzweck entsprechen sollte, und dieser war um so wichtiger, da derselbe, ohne Sachsen großen Gefahren auszusetzen, wegen der Entfernung nicht unternommen werden konnte. Denn während der Prinz seine Armee bis nach Bamberg und Würzburg führte, mußte das Churfürstenthum seinem eigenen Schicksal überlassen bleiben; und wären die Oestreicher nicht durch die Zerstörung ihrer böhmischen Magazine außer Stand gesetzt worden, sich zu irgend einer Unternehmung anzuschicken, so gehörte der Marsch nach Franken und der damit verbundene Zweck zu den frommen Wünschen. Die Lage der preußischen Angelegenheiten machte ihn indeß nothwendig, wollte Prinz Heinrich allen kritischen Vorfällen zeitig vorbeugen, die ihn und die Armee der Verbündeten zugleich treffen konnten.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Bergen ward der Herzog Ferdinand gezwungen, Hessen allmählig zu verlassen, um gegen die auf ihn andringende ganze französische Macht sich vertheidigungsweise zu verhalten. Die vor dem Treffen so künstlich getrennte Gemeinschaft zwischen dem Heere des Herzogs von Broglio und der durch ein östreichisches Hülfskorps verstärkten Reichsarmee war nach demselben wieder völlig eröffnet. Die Franzosen lagen dem Herzoge von Zweibrücken an, mit ihnen zugleich vorzurücken, und die Bewegungen beider Theile schienen ein großes Vor-

bar bezahlt, theils durch Wechsel saldirt wurden; obgleich der Kaiser sich das Ansehn gab, die Gültigkeit derselben durch einen Machtspruch annulliren zu wollen.

Der östreichische General Brentano hatte inzwischen Zwickau besetzt, und streifte schon bis Chemnitz, Altenburg und Penig; allein die Generale Schenkendorf und Fink zwangen ihn bald zum Rückzuge. So ward das Erzgebirge schneller vom Feinde gesäubert als er Zeit angewendet hatte es zu besetzen, und so führte Prinz Heinrich, in Zeit von drei Wochen, einen Zug aus, der abermals seine militärischen Talente beweiset, und der den Angelegenheiten Friedrichs II mehr werth seyn mußte als eine gewonnene Schlacht. Denn nach einer solchen kann ein zwar geschlagener, jedoch unternehmender Feldherr dennoch gleich so viel Kräfte sammeln, um den erlittenen Schimpf zu rächen; allein nach dem gänzlichen Verlust hinlänglicher Verpflegungsmittel ist keine Operation von Wichtigkeit denkbar. Ohne den rühmlichen Ausgang dieser künstlichen Expeditionen würde der König das nicht haben leisten können, was er — wenngleich mit minderm Glücke — gegen die Russen unternahm. Auch säumte der Prinz nicht, den General Hülsen mit 9000 Mann durch die Nieder-Lausitz zur Armee des Grafen Dohna stoßen zu lassen, während er den General Fink mit 4000 Mann nach Dresden sandte, um die Bewegungen des Daunischen Heeres zu beobachten.

Während dies alles in Franken vorging, war der König bemüht gewesen, die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls Daun auf sich zu ziehn, um die Unternehmungen des Prinzen, seines Bruders, zu begünstigen. Verschiedene Bewegungen, die er auf der Gränze von Böhmen machen ließ, entsprachen seinen Wünschen. Der stets für sich be-

in Böhmen, von dieser Seite wenigstens, bis auf einige Streifereien, sicher gestellt, zog er seine Armee unweit Zwickau zusammen. Die Absicht war, dem Herzoge von Zweibrücken, der das ihm untergeordnete Heer an den Gränzen des Voigtlandes versammelte, entgegen zu gehen, und, wo möglich, aus Franken zu vertreiben. Diese Unternehmung ward mit dem Herzoge Ferdinand verabredet. Diesem war gleichfalls daran gelegen, die Schaar der Reichscontingente zurückgedrängt zu sehn, da sie die Operationen der Franzosen begünstigen zu wollen schienen, und er war also, zur Unterstützung des gemeinschaftlichen Entzwecks, gleich bereitwillig, den Erbprinzen mit 12,000 Mann aus Hessen abzusenden, um sich dem Stifte Würzburg zu nähern, und den feindlichen Rücken zu bedrohen.

Noch kantonnirte der größte Theil der Reichsarmee unweit Kulmbach; dagegen hatten die Generale Haddick, Maquire und Ried schon Läger bei Mönchsberg, Asch und vor dem Frankenwalde bezogen. Das erstere war mit Sorgfalt befestigt worden, und es hatte das Ansehn, als sey es bestimmt, der ganzen Armee zum Versammlungspunkte zu dienen, um von hier aus ins Erzgebirge vorzudringen. Auf dieses richtete der Prinz sein Hauptaugenmerk, und so vortreffliche Dispositionen er zu seinem Zuge nach Böhmen gemacht hatte, eben so weise und talentvoll richtete er seinen Marsch nach Franken ein. Auch glückte ihm alles. Bei Annäherung der drei Kolonnen, in welchen seine Armee nach verschiedenen Richtungen zog, und bei der Erscheinung des Erbprinzen bei Königshofen verließen die Feinde ihre Stellungen. Haddick und Ried flohen nach Kulmbach, und Maquire erblickte nicht sobald den Vortrab des Generals Fink, als er seinen Posten bei Asch und

seine Kriegsoperationen anzufangen sich vorgenommen hatte, war noch nicht eingetreten, weil die Russen noch nicht über die Weichsel gegangen waren; und obgleich er sich das Ansehn gab, als sey er fest entschlossen, einen Einfall in Schlesien zu unternehmen, auch in dieser Absicht starke Corps näher an die Gränze rücken ließ: so wären dergleichen Bewegungen doch nur Blendwerk. Der scharfsichtige Friedrich sah dies vollkommen ein; denn in einem Briefe an seinen General Fouquet drückt er sich folgendergestalt aus: „Die „Nachricht, die ich so eben erhalte, doch nicht verbürge, ist: „daß Daun von seinem Hofe den gemessenen Befehl er„halten haben soll, es koste was es wolle, in Schlesien ein„zubringen, und daß er in dieser Absicht 15,000 Mann zum „General Laudon, bei Trautenau, hat stoßen lassen. „Dies scheint mir unwahrscheinlich, theils weil noch alle „seine Grenadiere bei ihren Regimentern stehn, die er, wenn „er etwas gegen meinen Posten unternehmen wollte, gewiß „hätte vorrücken lassen, und doch noch glauben würde, deren „nicht genug zu haben; theils weil Lascy unsre Stellung „noch nicht recognosciret hat. So lange ich den Namen „dieses Mannes nicht auf unsrer Gränze nennen höre, werde „ich mich nicht überreden lassen, daß es dem Feinde Ernst „sey, mich anzugreifen." Man sieht aus diesem Zuge, wie fleißig Friedrich II die Charaktere seiner Gegener studirt, deren Grundsätze ausgeforscht hatte, und wie er durch die Verbindung der Ideen das Resultat ihrer Unternehmungen sich zu abstrahiren verstand. Ein vorzügliches Talent, das den Heerführer vor andern um so mehr auszeichnet, da ein dergleichen Scharfblick — wenngleich Beispiele, welche leidenschaftliche Vorurtheile oder Egoismus leiteten, zuweilen das Gegentheil beweisen — ihn nur selten Mißgriffe thun

der Preußen hoben sie ihr dortiges Lager auf, steckten das zu Bamberg angelegte große Magazin in Brand, traten den Marsch nach Nürnberg an, und nahmen daselbst eine sehr vortheilhafte Position an der Rednitz.

Prinz Heinrich folgte ihnen mit der Armee über Baireuth, und verpflegte diese aus denen aus dem Brande zu Bamberg geretteten Vorräthen; da aber der Feind bei seinem Rückzuge noch verschiedene kleinere Depots hatte verlassen müssen, so trug er dem General Knoblauch auf, solche aufzusuchen, zu zerstören, und den Verbündeten bis Würzburg entgegen zu ziehn. Andere Detaschements mußten bis Forchheim streifen, um der Reichsarmee Besorgnisse zu erwecken. Wirklich machte auch diese Anstalten zum ferneren Rückzuge. Sie ließ bereits ihr Gepäck nach der Donau abgehn; und es bleibt wahrscheinlich, daß der Herzog von Zweibrücken selbst in seinem festen Lager bei Nürnberg sich nicht sicher geglaubt haben würde, sobald der Prinz dessen vorgeschobene Corps hätte angreifen lassen; allein dieser konnte sich von dem Lande, welches er decken sollte, nicht weiter entfernen. Von den zwei Hauptabsichten, die ihn zum Zuge nach Franken bewogen, hatte er wenigstens die erreicht, die feindlichen Magazine zerstört, den Feind bis in die Oberpfalz zurückgedrängt, und auf einige Zeit unthätig gemacht zu haben. Die zweite, die Reichsarmee zu schlagen, war ihm nicht gelungen, weil er, aller künstlichen Manöver ungeachtet, sie nicht dahin bringen konnte, Stand zu halten. Zufrieden also, wenigstens das eine bewirkt zu haben, und von den Streifereien benachrichtigt, welche sich die Oestreicher im Erzgebirge erlaubten, führte er seine Armee nach Sachsen zurück, nachdem er aus dem Bisthume Bamberg ansehnliche Contributionen gezogen hatte, die theils

bar bezahlt, theils durch Wechsel saldirt wurden; obgleich der Kaiser sich das Ansehn gab, die Gültigkeit derselben durch einen Machtspruch annulliren zu wollen.

Der östreichische General Brentano hatte inzwischen Zwickau besetzt, und streifte schon bis Chemnitz, Altenburg und Penig; allein die Generale Schenkendorf und Fink zwangen ihn bald zum Rückzuge. So ward das Erzgebirge schneller vom Feinde gesäubert als er Zeit angewendet hatte es zu besetzen, und so führte Prinz Heinrich, in Zeit von drei Wochen, einen Zug aus, der abermals seine militärischen Talente beweiset, und der den Angelegenheiten Friedrichs II mehr werth seyn mußte als eine gewonnene Schlacht. Denn nach einer solchen kann ein zwar geschlagener, jedoch unternehmender Feldherr dennoch gleich so viel Kräfte sammeln, um den erlittenen Schimpf zu rächen; allein nach dem gänzlichen Verlust hinlänglicher Verpflegungsmittel ist keine Operation von Wichtigkeit denkbar. Ohne den rühmlichen Ausgang dieser künstlichen Expeditionen würde der König das nicht haben leisten können, was er — wenngleich mit minderm Glücke — gegen die Russen unternahm. Auch säumte der Prinz nicht, den General Hülsen mit 9000 Mann durch die Nieder-Lausitz zur Armee des Grafen Dohna stoßen zu lassen, während er den General Fink mit 4000 Mann nach Dresden sandte, um die Bewegungen des Daunischen Heeres zu beobachten.

Während dies alles in Franken vorging, war der König bemüht gewesen, die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls Daun auf sich zu ziehn, um die Unternehmungen des Prinzen, seines Bruders, zu begünstigen. Verschiedene Bewegungen, die er auf der Gränze von Böhmen machen ließ, entsprachen seinen Wünschen. Der stets für sich be-

sorgte östreichische Feldherr that keinen Schritt, um durch eine muthige, zweckmäßig eingerichtete Diversion in Sachsen einen Versuch zu machen, das nur mit einer sehr schwachen Besatzung versehene, von aller Unterstützung völlig entblößte Dresden zu erobern. Zu keiner günstigeren Zeit konnte er hoffen, diesen, für die preußischen Operationen so wichtigen Waffenplatz durch einen Handstreich wegzunehmen. Denn, wenngleich sein Magazin zu Leutmeritz vernichtet war: so waren doch Einrichtungen zu treffen, ein Corps von 10 bis 12,000 Mann, mit dem höchstnöthigen zu versehn, durch einen rückwärts unternommenen Marsch unvermerkt vor Dresden zu bringen, und dies durch einen unternehmenden General in der Geschwindigkeit erobern zu lassen. Die dort zu erbeutenden ansehnlichen Kriegsbedürfnisse, nebst vielen Millionen an barem Gelde, würden den Verlust von einigen tausend Mann gewiß aufgewogen haben; und gesetzt auch, der Anschlag fand zu viel Widerstand, so konnte doch Prinz Heinrich dadurch leicht gezwungen werden, seine fernere Expedition nach Franken aufzugeben. Statt einen so glänzenden Streich zu versuchen, begnügte er sich, den General Wehla mit einigen tausend Mann in die Ober-Lausitz vorrücken zu lassen. Diese Erscheinung, die eher die Mark, als Sachsen, zu bedrohen schien, entschied nichts; vielmehr war sie wohl nur eine bloße Demonstration, um den Russen ein Compliment zu machen, und sie dadurch zu bewegen, ihre Operationen zu beschleunigen. Der König sandte dagegen einige Abtheilungen seiner Armee gegen den Queis, Graf Dohna ließ aus dem Mecklenburgischen 2000 Mann nach Berlin aufbrechen, und so ward Wehla zum Rückzuge nach Zittau genöthigt.

Der Zeitpunkt, in welchem der Feldmarschall Daun

seine Kriegsoperationen anzufangen sich vorgenommen hatte, war noch nicht eingetreten, weil die Russen noch nicht über die Weichsel gegangen waren; und obgleich er sich das Ansehn gab, als sey er fest entschlossen, einen Einfall in Schlesien zu unternehmen, auch in dieser Absicht starke Corps näher an die Gränze rücken ließ: so waren dergleichen Bewegungen doch nur Blendwerk. Der scharfsichtige Friedrich sah dies vollkommen ein; denn in einem Briefe an seinen General Fouquet drückt er sich folgendergestalt aus: „Die „Nachricht, die ich so eben erhalte, doch nicht verbürge, ist: „daß Daun von seinem Hofe den gemessenen Befehl er„halten haben soll, es koste was es wolle, in Schlesien ein„zubringen, und daß er in dieser Absicht 15,000 Mann zum „General Laudon, bei Trautenau, hat stoßen lassen. „Dies scheint mir unwahrscheinlich, theils weil noch alle „seine Grenadiere bei ihren Regimentern stehn, die er, wenn „er etwas gegen meinen Posten unternehmen wollte, gewiß „hätte vorrücken lassen, und doch noch glauben würde, deren „nicht genug zu haben; theils weil Lascy unsre Stellung „noch nicht recognosciret hat. So lange ich den Namen „dieses Mannes nicht auf unsrer Gränze nennen höre, werde „ich mich nicht überreden lassen, daß es dem Feinde Ernst „sey, mich anzugreifen." Man sieht aus diesem Zuge, wie fleißig Friedrich II die Charaktere seiner Gegener studirt, deren Grundsätze ausgeforscht hatte, und wie er durch die Verbindung der Ideen das Resultat ihrer Unternehmungen sich zu abstrahiren verstand. Ein vorzügliches Talent, das den Heerführer vor andern um so mehr auszeichnet, da ein dergleichen Scharfblick — wenngleich Beispiele, welche leidenschaftliche Vorurtheile oder Egoismus leiteten, zuweilen das Gegentheil beweisen — ihn nur selten Mißgriffe thun

läßt. Daß der König überzeugt gewesen sey, daß er vor der Hand von der östreichischen Hauptarmee nichts zu befürchten habe, erhellet auch daraus, daß er, als nach dem mißlungenen Versuche auf die mährischen Magazine, de Ville mit Macht gegen Neustadt vordrang, seine Armee um 12,000 Mann schwächte, nach Neiße zog, und in Vereinigung mit dem General Fouquet, den feindlichen Feldherrn zu schlagen gedachte. Allein dieser war zu vorsichtig, sich in ein ungewisses Spiel einzulassen; er hütete sich in der Ebene zu erscheinen, und machte dadurch alle gegen ihn getroffenen Anstalten unnütz.

So waren einige Monate verflossen, in welchen sich beide Theile auf der Gränze von Schlesien und Böhmen beobachteten, ohne weder von der einen noch von der andern Seite etwas von Wichtigkeit zu beabsichtigen. Die glücklichen Unternehmungen des Prinzen Heinrich in Böhmen und Franken hatten die Sicherheit von Sachsen auf eine Zeitlang befestigt; allein die Bewegungen der Russen fingen allmählig an die Ruhe der Neumark und des jenseits der Oder belegenen Theils von Schlesien zu bedrohen. Der König urtheilte daher, daß es Zeit sey, ihnen die Spitze zu bieten, und da ihre Armee, noch in mehreren Abtheilungen zerstreut, auf verschiedenen Wegen sich langsam gegen die Weichsel fortwälzte, so glaubte er noch Zeit zu haben, um ein Gegenstück zu dem rühmlichen Zuge des Prinzen, seines Bruders, zu liefern, wenn er die Armee des Grafen Dohna in Pohlen einrücken und sie den Versuch machen ließe, das nur noch schwach gedeckte Magazin von Posen noch einmal zu zerstören.

In der Mitte des Mais hatte das Dohnaische Heer die bei Stralsund und auf der Insel Rügen eingeschlossenen

Schweden verlassen, um sich der Oder zu nähern; General Kleist war bloß mit 5000 Mann zurückgeblieben, um Pommern zu decken, und General Wobersnow sollte mit ungefähr 6000 Mann von der schlesischen Armee den Marsch nach Posen antreten. So gut auch diese Unternehmung berechnet war, so sicher auch deren glücklicher Ausgang die Ankunft der Russen verzögert haben würde: so bewog doch die unerwartete Erscheinung des Generals Wehla in der Ober-Lausitz Friedrich II, den schon bis Glogau vorgerückten Wobersnow nach Naumburg am Queis zu senden, um dies schon bis Spremberg vorgeschobene feindliche Corps, von Böhmen abzuschneiden. Der Entwurf, das Magazin von Posen, unter Begünstigung des Grafen Dohna, zu verderben, mußte also aufgegeben werden; und da letzterer sich zu schwach fühlte, eine Diversion in Pohlen zu unternehmen, ehe er das Corps, welches ihm General Hülsen aus Sachsen zuführte, an sich gezogen haben würde, so blieb er bei Landsberg an der Warthe stehn.

Diese Umstände brachten den Russen sehr wichtige Vortheile, indem sie dem General Fermor Zeit verschafften, seine ganze Macht bei Posen zusammenzuziehn, und ihr ein festes Lager anzuweisen. Hier übernahm Feldmarschall Soltikow den Oberbefehl über dieselbe, weil Fermor bei der Kaiserinn um die Erlaubniß angehalten hatte, das Generalkommando niederlegen, und als bloßer Feldherr unter seinem Nachfolger dienen zu dürfen. Gewiß eine beispiellose Selbstverleugnung, wovon der eigentliche Grund so lange unerklärbar bleibt, bis noch unbekannte Triebfedern entdeckt werden, die ihn zu diesem Schritte bewogen. In dem vorjährigen Feldzuge hatte dieser Heerführer, so viel man weiß, sich nichts vorzuwerfen; und um desto auffallender ist also seine Gleich-

gültigkeit gegen allen Ehrgeiz, diese mächtige Lockspeise für einen Soldaten. —

In der Voraussetzung, daß es dem Grafen Dohna möglich gewesen sey, mit schnelleren Schritten in Pohlen einzudringen, und die noch getrennten russischen Kolonnen einzeln aufzureiben, war der König mit dem Benehmen seines Heerführers sehr unzufrieden, obgleich es noch zweifelhaft bleibt, ob er es so geradezu wagen durfte, mit 26,000 Mann sich 70.000 Russen, die, wenngleich sie noch in einzelnen Kolonnen marschirten, sich doch bald auf einen Punkt vereinigen konnten, mit einigem Anschein von Glück entgegen zu stellen. Friedrich glaubte daher ihm einen Rathgeber zugesellen zu müssen, der durch Muth seine Unentschlossenheit beseelte. Hierzu wählte er den General Wobersnow, einen Mann, den natürliches Feuer und Unerschrockenheit auszeichneten, und der in der traurigen Epoche vor der Schlacht bei Leuthen sich durch seine stoische Denkungsart dem Könige besonders empfohlen hatte. Diese Verfügung hatte auch die Wirkung, daß die Dohnaische Armee über die Warthe setzte, und ihren Marsch gerade auf Posen richtete. Durch gemessene Befehle gefesselt, hatten die preußischen Feldherren die Absicht, die Russen, die sie auf dem rechten Ufer der Warthe anzutreffen glaubten, anzugreifen; da sie dieselben aber schon am linken Ufer vereinigt fanden, so war dies unzulässig. Es mußte indeß doch etwas geschehn, um Gehorsam zu beweisen, und man wollte daher wenigstens einen Versuch machen, den Train von Lebensmitteln und die Wagenburg der Bagage, die in der Vorstadt von Posen befindlich seyn sollten, zu verbrennen. Allein auch dies Projekt mußte man aufgeben, da Wobersnow, als er sich mit dem Vortrabe der Vorstadt bis auf einen Kanonenschuß genähert

suchte. Seine Unternehmungen entsprachen seinem Hauptentzwecke vollkommen, da Graf Dohna keine wirksamen Mittel versuchte, ihn daran zu hindern. Seit dem mißlungenen Versuche auf Posen war dieser wieder über die Warthe zurückgegangen, um seine Armee mit Brod zu versorgen; dann zog er längs dem linken Ufer dieses Flusses wieder herauf, um die Russen zu beobachten. Diese Gelegenheit nutzte Soltikow, sein Heer unvermerkt nach Tornova zu führen, während General Tottleben mit dem Schwarme der leichten Truppen den Vortrab der Preußen in der Gegend von Przikowa angriff, und so lange aufmerksam erhielt, bis er sein neues Lager erreicht hatte. Hierdurch gerieth der preußische Feldherr in Verlegenheit; das Brod ging zu Ende, die Bäckerei hatte, wegen Mangel an Mauerziegeln *), nicht aufgeschlagen werden können, und er sah sich daher genöthigt, sogleich den Marsch nach Casimirz anzutreten, um den Russen wieder zuvorzukommen. Hier stand er ihnen gegenüber, und da ihre rechte Flanke nicht gut angelegt zu seyn schien, so that General Wobersnow den Vorschlag, mit einbrechender Nacht durch das Defilee von Casimirz zu ziehn, diese schwache Seite des Feindes zu

*) Die preußischen Feldbacköfen bestehen aus Bügeln von Stabeisen, die auf einen ovalen breiten Rand von eben dem Metall angeschroben werden, und solchergestalt das Skelet eines gemeinen Backofens bilden. Der Raum zwischen den Bügeln, so wie der Heerd, werden mit Mauerziegeln ausgemauert, und so ist ein solcher Backofen in der größten Geschwindigkeit aufgebaut, wenn man voraussetzt, daß an allen Orten, wo man hinkommt, dergleichen Ziegel zu haben sind. In Pohlen hingegen ist nichts seltener, weil die Häuser alle von Holz und Lehm gebaut sind, und selbst in den Städten ein massiver Rauchfang unter die Merkwürdigkeiten gehört.

am Ende des Junius kündigten verschiedene Bewegungen denselben an, und Feldmarschall Daun machte damit den Anfang.

Sobald er mit einiger Zuverlässigkeit berechnen konnte, wenn die Russen bei Posen ankommen dürften, brach er auf, richtete seinen Marsch nach der Oberlausitz, und bezog das starke Lager bei Mark-Lissa. Zur Deckung der böhmischen Gränze blieb General Harsch mit 12,000 Mann bei Königshof, und ungefähr eben so viel führte ihm de Ville aus Oberschlesien zu. Haddik zog sein Corps bei Außig zusammen, und Gemmingen nahm den Weg nach Zittau, von wo Wehla sich bis Bauzen, Görlitz und Rothenburg ausbreitete. In dieser Stellung erwartete Daun die Zurückkunft des Obristen Botta, den er nach Posen gesandt hatte, um mit dem Feldmarschall Soltikow den Vereinigungspunkt eines Hülfscorps mit der russischen Armee zu verabreden. Diese verschiedenen Bewegungen zogen verhältmäßige von Seiten der Preußen nach sich. Der König bezog das äußerst vortheilhafte Lager bei Schmottseifen, wogegen Fouquet den verlassenen Posten bei Landshut wieder besetzen mußte. Prinz Heinrich verließ das Erzgebirge, und zog sich näher an Dresden, um die Bewegungen des Generals Haddik zu beobachten, und Fink mußte sich auf der andern Seite der Stadt lagern, weil Gemmingen bei Leutmeritz über die Elbe gegangen war.

Mittlerweile hatte die russische Armee, der mit den Obristen Botta genommenen Abrede gemäß, sich in Bewegung gesetzt, um die Oder und Frankfurt, als den zur Vereinigung gewählten Punkt, zu erreichen. Feldmarschall Soltikow nahm sich dabei so geschickt, daß er den Preußen jederzeit einen Marsch nach der Neumark abzugewinnen

suchte. Seine Unternehmungen entsprachen seinem Hauptentzwecke vollkommen, da Graf Dohna keine wirksamen Mittel versuchte, ihn daran zu hindern. Seit dem mißlungenen Versuche auf Posen war dieser wieder über die Warthe zurückgegangen, um seine Armee mit Brod zu versorgen; dann zog er längs dem linken Ufer dieses Flusses wieder herauf, um die Russen zu beobachten. Diese Gelegenheit nutzte Soltikow, sein Heer unvermerkt nach Tornova zu führen, während General Tottleben mit dem Schwarme der leichten Truppen den Vortrab der Preußen in der Gegend von Przikowa angriff, und so lange aufmerksam erhielt, bis er sein neues Lager erreicht hatte. Hierdurch gerieth der preußische Feldherr in Verlegenheit; das Brod ging zu Ende, die Bäckerei hatte, wegen Mangel an Mauerziegeln *), nicht aufgeschlagen werden können, und er sah sich daher genöthigt, sogleich den Marsch nach Casimirz anzutreten, um den Russen wieder zuvorzukommen. Hier stand er ihnen gegenüber, und da ihre rechte Flanke nicht gut angelegt zu seyn schien, so that General Wobersnow den Vorschlag, mit einbrechender Nacht durch das Defilee von Casimirz zu ziehn, diese schwache Seite des Feindes zu

*) Die preußischen Feldbacköfen bestehen aus Bügeln von Stabeisen, die auf einen ovalen breiten Rand von eben dem Metall angeschroben werden, und solchergestalt das Skelet eines gemeinen Backofens bilden. Der Raum zwischen den Bügeln, so wie der Heerd, werden mit Mauerziegeln ausgemauert, und so ist ein solcher Backofen in der größten Geschwindigkeit aufgebaut, wenn man voraussetzt, daß an allen Orten, wo man hinkommt, dergleichen Ziegel zu haben sind. In Pohlen hingegen ist nichts seltener, weil die Häuser alle von Holz und Lehm gebaut sind, und selbst in den Städten ein massiver Rauchfang unter die Merkwürdigkeiten gehört.

umgehen, und mit der ersten Dämmerung anzugreifen. Zwar billigte Dohna diesen Vorschlag, verschob aber die Ausführung bis auf den folgenden Abend, um, wie er behauptete, seinen sehr abgematteten Truppen einige Erholung zu gönnen. Dadurch aber ging ein kostbarer Zeitpunkt unwiederbringlich verlohren, weil sich Soltikow an eben dem Tage in Marsch setzte, um die preußische rechte Flanke abermals zu umgehen, und sich auf einer Kette von Anhöhen zu lagern, die sich bis Wilzinna erstreckt. Hätte er dies Vorhaben ausgeführt: so war Dohna gezwungen, sich entweder gegen die Warthe oder die Oder zurückzuziehn — ein Umstand, der seine bei herrschendem Mangel täglich zunehmende Verlegenheit noch um ein großes vermehrt, und seinen Feinden jederzeit die Mittel an die Hand gegeben haben würde, sich ihm mit Vortheil vorzulegen. Dieser Tag, den der preußische Feldherr in Ruhe zuzubringen gedachte, ward ihm daher ein Tag voll banger Ahnungen. Es war für ihn von der äußersten Wichtigkeit, sich der vorbenannten Höhen zu bemeistern, ehe sich die Russen darauf festsetzen konnten, und es blieb also nichts übrig, als ohne Zeitverlust auch dahin zu marschiren. Dies glückte noch, wiewohl nur in eben dem Augenblicke, da der feindliche Vortrab schon gegen den Fuß derselben anrückte. Auf beiden Seiten entstand ein heftiges Kanonenfeuer, welches fast bis in die Nacht fortdauerte. Indeß hatte sich die Armee auf den Anhöhen formirt, und die Russen nahmen ihr Lager in einer Entfernung von einer halben Meile.

Da Soltikows Entwurf hierdurch vereitelt worden war, suchte er seinen Entzweck auf der andern Seite zu erreichen. Hatte er anfänglich die rechte Flanke der Preußen zu umgehen getrachtet, so wandte er sich jezt gegen die linke.

zu geringe Vorsicht in Absicht der Verpflegungsanstalten für seine Armee, und vielleicht eine zu große Furcht vor den königlichen Ahndungen, jene Aengstlichkeit in ihm hervorgebracht haben, die ihn das nicht unternehmen ließ, was man von ihm erwartet hatte. Ausgemacht bleibt es, daß eben der Mann, dessen Betragen man den Verlust der Schlacht bei Groß Jägersdorf hat beimessen wollen, auch hier das Unglück hatte, dem Könige zu mißfallen.

Dieser war mit ihm völlig unzufrieden, weil er seinen Wünschen nicht zu entsprechen, am allerwenigsten den Russen die Erreichung seiner Gränzen zu erschweren vermocht hatte. Er beschloß daher, ihm einen Nachfolger im Kommando zu geben, der dem Feinde mit mehr Thätigkeit die Spitze bieten sollte. Der Fall war um so dringender, da die östreichischen Generale Haddik und Laudon schon durch die Nieder-Lausitz zogen, um Frankfurt an der Oder zu gewinnen, und sich dort mit der Armee des Feldmarschalls Soltikow zu vereinigen: eine Operation, deren Verhinderung von der äußersten Wichtigkeit blieb. Die Wahl fiel auf den General-Lieutenant Wedel, dessen Tapferkeit und natürliches Feuer dem Könige bei verschiedenen Gelegenheiten bekannt geworden waren. Dieser Feldherr war indeß jüngerer General, in Absicht der Zeit seines Dienstes, als einige andere, die sich bei der Dohnaischen Armee befanden, die aber das Vertrauen des Königs nicht besaßen. Um also der in dem preußischen Heere einmal eingeführten Rangordnung, worauf ein jeder Officier so stolz als eifersüchtig ist, nicht zu nahe zu treten, nahm derselbe seine Zuflucht zu eben dem Mittel, welches die Römer ergriffen, wenn durch die Schuld des an die Spitze des Heeres gestellten consularischen Feldherrn ihre kriegerischen Angelegenheiten in Verfall

gerathen waren. Sie wählten alsdann einen Mann, in dessen Einsichten und Muth sie ein völliges Vertrauen setzten, erhoben ihn zur Würde eines Dictators, und unter diesem angenommenen Titel ertheilten sie ihm eine unumschränkte Gewalt über die Armee und selbst über diejenigen Anführer derselben, die bei andern Gelegenheiten ihren Beifall erworben hatten. Da es einmal zur Observanz geworden war, einem solchen vorgesetzten Dictator zu gehorchen, so unterwarf sich jeder dessen Befehlen, ohne zu murren, und durch eine gewissermaßen eingeführte conventionelle Folgsamkeit des Heeres wurde oft die kritischste Lage der Republik verbessert, und die Uebermacht des Feindes gedämpft.

Friedrich II war mit der Geschichte der Vorwelt genau bekannt; sie machte gewissermaßen sein angenehmstes Studium aus; besondre Vorliebe aber hegte er für die Denkungsart, die militärische Verfassung und die Thaten der Römer. Unter allen Völkerschaften, welche vor Christi Geburt die bekannte Erde bewohnten, gab er dieser den Vorzug; und so viel die Sitten und Gebräuche seines Zeitalters sich mit denen der Vorwelt reimen ließen, dachte und handelte er als ein — Römer. So neu also auch die Idee war, im 18ten Jahrhundert einen Dictator, nach Art jener Republik, zu ernennen, so hoffte er doch, seinen in Verfall gerathenen Angelegenheiten einen unerwarteten Schwung zu geben, wenn er einen ähnlichen, bisher jedoch noch nicht gebahnten Weg einschlüge, zugleich aber den Ehrgeiz eines stolzen Mannes kitzelte, ohne die Eifersucht seiner übrigen Feldherren rege zu machen. Er benahm sich hierbei nach der ihm so eigenen Klugheit und Geistesgegenwart. Den General Wedel entließ er nach seinem neuen Posten, indem er mit dem Feuer seiner Beredsamkeit ihn folgendermaßen anredete:

„Graf Dohna hat durch sein schlechtes Betragen mich in „eine mißliche Lage versetzt, und die Armee, die ich ihm „anvertraut hätte, durch seine Zaghaftigkeit muthlos ge„macht. Da er sich stets zurückzieht, so haben die Russen „wieder den Fuß in die Neumark gesetzt; jezt stehn sie im „Begriff, sich der Oder zu nähern, und sich mit dem Corps „Oestreicher zu vereinigen, welches ihnen der Feldmarschall „Daun zu Hülfe sendet. Wenn ich dies zugebe: so ver„größert sich die Gefahr meiner Erbländer. Ich muß daher „eilen, den Absichten meiner Feinde zuvorzukommen. Ich „übertrage Ihm das Kommando über meine dortige Armee, „und um die Eifersucht verschiedener älterer General-Lieute„nante nicht zu reizen, so ernenne ich Ihn eben so zum „Dictator, als es Rom ehemals in kritischen Fällen zu thun „pflegte. Bei dem Heere stellt Er nunmehr meine Person „vor; was Er befiehlt, geschieht in meinem Namen, als „wäre ich selbst gegenwärtig. Ich habe Ihn bei Leuthen „kennen gelernt, und setze in Ihn das unbegränzte Ver„trauen, Er werde eben so, wie mancher von den Römern „ernannte Dictator, auch meine Angelegenheiten an der „Oder verbessern. Ich befehle Ihm daher, die „Russen anzugreifen, wo Er sie findet, sie „tüchtig zu schlagen, und dadurch ihre Verei„nigung mit den Oestreichern zu verhindern. „Nun begebe Er sich eiligst zur Armee, suche Er sich durch „Sein tapfres Betragen meiner fernern Gnade würdig zu „machen, und erfreue Er mich bald mit der Nachricht eines „vollkommnen Sieges."

Der König wiegte sich nunmehr in die süßeste Hoffnung ein; er wünschte sich Glück, diesen Entschluß noch bei Zeiten gefaßt zu haben, und war so voll von dieser Idee, daß er

mit Entzücken an den Prinzen **Heinrich** schrieb: Je suis très-mecontent de la conduite inhabile du Comte Dohna. Il a manqué les occasions favorables de battre les Russes. Sa pusillanimité a abbatu le courage de me troupes. Il ne fait que des pas en arrière. Soltikow s'approche de l'Oder, et sa jonction avec les Autrichiens, qui sont en pleine marche pour Francfort, menace visiblement mes Etats. J'ai donc cru devoir prendre une résolution vigoureuse, et ainsi que jadis le peuple Romain, j'ai nommé mon général de Wedel Dictateur, pour commander l'armée et réparer par un tour de force la mauvaise situation de mes affaires *). Der Prinz hatte indeß weniger Zutrauen zur Wahl des neuen Dictators. Weniger für die Gebräuche der Vorwelt eingenommen, dagegen aber voller Scharfsichtigkeit bei Zergliederung der Charaktere der Feldherren und der wahren Lage der Sachen, ahnete er keinen so glücklichen Ausgang, als der König mit Gewißheit erwartete. Auch hat der Erfolg die Richtigkeit seiner Voraussetzungen bestätigt.

So unzufrieden aber auch der König mit dem Grafen **Dohna** war, so ließ er ihm doch keine mit Verweisen be-

---

*) Ich bin mit dem ungeschickten Betragen des Grafen **Dohna** sehr unzufrieden. Er hat die vortheilhaftesten Gelegenheiten, die Russen zu schlagen, verabsäumt. Seine Kleinmüthigkeit hat meinen Truppen den Muth benommen. Er ist nur darauf bedacht, sich zurückzuziehn. **Soltikow** nähert sich der Oder, und seine Vereinigung mit den in vollem Marsch auf Frankfurt begriffenen Oestreichern kann meinen Staaten gefährlich werden. Ich habe daher geglaubt, einen herzhaften Entschluß fassen zu müssen, und wie ehedem das römische Volk, habe ich meinen General **Wedel** zum Dictator ernannt, um die Armee anzuführen, und durch einen kühnen Streich die schlechte Lage meiner Angelegenheiten zu verbessern.

gleitete Ungnade empfinden. In dem Kabinetsschreiben das er an ihn erließ, spricht er bloß von der Nothwendigkeit, den General Wedel zur Armee zu senden, um sie, da er selbst nicht gegenwärtig seyn konnte, in seinem Namen zu kommandiren — ein Beweis, wie Friedrich II, wenn er wollte, die Schwachheiten seiner Feldherren, von der wirklichen Untüchtigkeit, zu unterscheiden und zu tragen verstand *).

Wedel trat seine Reise an eben dem Tage an, an welchem Graf Dohna, durch das königliche Kabinetsschreiben veranlaßt, um die Erlaubniß anhielt, die Armee verlassen zu dürfen. Ein Grenadierbataillon und 200 Pferde, unter Anführung des Obristen Podewils, gingen ihm bis Tschicherzig entgegen, um seiner Person gegen die herumschweifenden Kosacken zur Bedeckung zu dienen. Durch dies Merkmal der Achtung fand er sich außerordentlich geehrt; zugleich aber hatte er das Vergnügen, daß die ihn begleitende Cavallerie eine russische Fouragierung antraf, sie angriff und 150 Mann davon zu Gefangenen machte. Diese wurden vor ihm her ins Lager bei Züllichau geführt, und auf solche Weise hielt der neue Dictator schon den, einem Triumph ähnlichen Einzug, ehe er noch eine Schlacht gewonnen hatte. Dem eigenthümlichen Stolze dieses aufge-

*) Unter dem erwähnten Kabinetsschreiben bemerkte der König eigenhändig: „Ihr seyd zu krank, um Euch ferner mit dem Ober„befehl zu befassen. Ihr werdet wohl thun, Euch nach Berlin „oder einem andern Orte bringen zu lassen, um Eure Gesundheit „wieder herzustellen." Kann man wohl schonender seyn, wenn man zu zürnen sich für berechtigt hält? oder minderte der Gedanke, einen ganz neu creirten Dictator eine Rolle spielen lassen zu können, den Unwillen Friedrichs?

blasenen Mannes ward dadurch nicht wenig geschmeichelt; er hielt diesen glücklichen Vorfall für eine günstige Vorbedeutung; doch bald verwandelte sich dies reizende Bild in einen Traum, der Dictator übereilte sich und — ward geschlagen.

Gleich am folgenden Tage (den 23sten Julius) recognoscirte Wedel die Stellung der Russen bei Babimost. Er konnte nur einen Theil ihres Lagers übersehn, und dies schien ihm der linke Flügel zu seyn. Was auf dem rechten vorging, konnte er, wegen der waldichten Gegend, nicht entdecken; aus der Ruhe aber, die im feindlichen Lager herrschte, überzeugte er sich, daß keine Veränderung vorgefallen sey. Allein er sah sich bald getäuscht. Was er für den linken Flügel angesehen hatte, war nur das Corps welches zur Bedeckung des Gepäckes diente. Feldmarschall Soltikow war schon vor Tagesanbruch treffenweise abmarschirt, um Crossen zu erreichen. Gegen Mittag erblickte man die Spitzen seiner Colonnen unweit des Dorfes Palzig, und Wedel, der Befehl hatte, die Russen anzugreifen wo er sie anträfe, gehorchte auch buchstäblicher als der eigentliche Sinn dieses ihm ertheilten gemessenen Befehls es mit sich brachte.

Der Marsch der Russen ging über eine Ebene, worauf das Dorf Palzig liegt. Zwischen dieser und dem preußischen Lager bei Züllichau fließt ein Bach, der sich in die Oder ergießt, und dessen sumpfige Ufer zwischen Anhöhen eingeschlossen sind. Dieser Bach treibt eine zum Dorfe Kay gehörige Mühle, und hier war der einzige Weg, der zu jener Ebene führt. Das Defilee, welches die Mühle, der Morast und die Anhöhen bezeichnen, ist so enge, daß es viel Zeit erfordert, dort eine Armee, besonders im Angesichte des

Feindes, durchzuführen; das schwere Geschütz aber konnte gar nicht durchgebracht werden.

So war das Terrain beschaffen, auf welchem beide Theile sich begegneten. Sollten Sachkundige wohl glauben, daß Wedel inconsequent genug handelte, diesen äußerst beschwerlichen Punkt zu wählen, um seine Armee gegen den Feind anrücken zu lassen? Sollte man wohl sich denken, daß ein Feldherr, der es bis zum Generallieutnant gebracht, und so manche militärische Erfahrungen gemacht hatte, den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung für so gewiß halten konnte? Und doch versuchte Wedel hier sein Glück, beging aber noch obenein den unverzeihlichen Fehler, die Russen — ohne zuvor seine Armee auf der jenseitigen Ebene formirt zu haben — durch einzelne Brigaden angreifen zu lassen. Zwar glückte es dem unerschrockenen General Manteuffel, der den Vortrab befehligte, einige russische Bataillone in Unordnung zu bringen; allein da frische Regimenter sich ihm entgegen stellten, er auch selbst schwer verwundet ward, so kam diese Abtheilung in Unordnung zurück. Dem General Hülsen, der den folgenden Angriff machen mußte, ging es noch schlechter, weil die Russen Zeit gewonnen hatten aufzumarschiren, und ihre Artillerie gegen ihn zu richten; auch konnte der Angriff den die Cavallerie auf die rechte Flanke und im Rücken des Feindes machen sollte, eben so wenig wie die Angriffe der Infanterie gelingen, da es aller Orten an Unterstützung fehlte.

Nach diesen mißlungenen Versuchen hätte man erwarten sollen, der preußische Dictator würde das unzweckmäßige seiner Anordnungen eingesehn, und unnützerweise Menschenblut zu vergießen aufgehört haben. Allein weit entfernt eine

Unternehmung aufzugeben, die nicht mehr gelingen konnte, weil sie gleich Anfangs in der Anlage versehn war, erneuerte er das Gefecht, so lange er noch Brigaden hatte, die noch nicht zum Treffen gekommen waren; da indeß Soltikow Mittel gefunden hatte, eine große Linie zu formiren, so wurden die einzeln anrückenden Brigaden überflügelt, und eine nach der andern geschlagen.

Die untergehende Sonne machte endlich einem Treffen ein Ende, welches von vier Uhr Nachmittags un unterbrochen angehalten hatte, und unter Begünstigung der Nacht zogen sich die Preußen durch das Defilee bei der Kayer Mühle zurück. Sie wurden nicht verfolgt; ja am folgenden Tage ließen die Russen sie eben so ruhig über die Oder gehn, als sie sie vom Schlachtfelde hatten abziehn lassen. Es scheint bald, als wenn Soltikow es sich zum Gesetz gemacht hatte, nur Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, keinesweges aber den Feind ganz zu vernichten. Sowohl bei dieser Gelegenheit, als auch nach der Schlacht bei Cunersdorf, war dies ein leichtes; und gleichwohl geschah es nicht. Man wird daher bewogen, der damaligen Sage: als wenn der Großfürst insgeheim die Hand im Spiele gehabt, und daß bei dem herannahenden Tode der Kaiserinn Elisabeth die russischen Feldherren, aus Achtung für den Thronerben, diese Rolle gespielt hätten, beizupflichten. Wenigstens erhält sie durch verschiedene Umstände eben so viel Wahrscheinlichkeit als eine zweite Behauptung: daß nämlich die Russen nicht gemeint gewesen wären, sich für die Angelegenheiten des Hauses Oestreich allein aufzuopfern, vielmehr ihre Politik dahin gegangen sey, auch ihren Bundesgenossen ihren Antheil an den Gefahren des Krieges zu überlassen, welches Solti-

kows Betragen nach der Schlacht bei Cunersdorf besonders zu rechtfertigen scheint.

Das Verfahren des preußischen Dictators, der aus Uebereilung einzelne Brigaden zur Schlachtbank führte, ist von Kennern mit Recht getadelt worden. Augenzeugen haben mir sogar versichert: „daß wenn Wedel seine ganze „Infanterie zuvörderst jenseits des Defilees formirt, dann „sich ansehnlich links gezogen, die feindliche Flanke zu ge„winnen gesucht, und dann in zusammenhangender Ord„nung den Angriff unternommen hätte, er durch dies „Manöver den Sieg eben so gut würde haben davon tragen „können, als der König bei Roßbach. Der Fall, so wie „die Richtung des Marsches von beiden Seiten, sey der „nämliche gewesen; und wenngleich der König damals kein „Defilee zu durchziehen gehabt habe, um den Franzosen zu „begegenen, so müsse man die Schwierigkeiten, die Wedel „hier antraf, gegen die Langsamkeit, mit welcher nur die „Russen eine Stellung zu fassen vermögend waren, aufgehn „lassen. Die Art zu fechten aber, die er hier erwählt, habe „das Verderben seiner Armee um so mehr nach sich ziehen „müssen, da er kein grobes Geschütz habe gebrauchen kön„nen, wogegen es dem Feinde leicht gewesen wäre, seine „einzeln angreifenden Brigaden aus seinen zahlreichen Bat„terien zu zerschmettern."

Die Preußen büßten an diesem Tage über 8000 Mann ein, die theils getödtet, theils verwundet und gefangen wurden. Dieser Verlust ward durch den Tod des Generals Woberснow noch vergrößert. Er ward an der Spitze seiner Brigade erschossen, und der Staat vermißte in ihm einen Mann, den persönliche Tapferkeit, Einsicht und Ent-

schlossenheit vor vielen seines Gleichen auszeichneten, den der König hochschätzte und die Armee liebte *).

Die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Palzig machte auf den König einen um so tiefern Eindruck, da er von der Geschicklichkeit des Generals Wedel sich mehr versprochen und einen gewissen Sieg erwartet hatte. Er, der in diesem seinen Feldherrn einen zweiten Winterfeldt an-

*) In den Campagnes de Fréderic II Roi de Prusse par Warnery, pag. 300, macht dieser Schriftsteller von dem General Wobersnow keine vortheilhafte Schilderung. Er nennt ihn einen Spieler, einen Säufer, auch schilt er ihn grob und liederlich. Es ist sehr lieblos gedacht, einen Mann öffentlich zu brandmarken, der die Achtung des Publikums verdiente, und die des Königs sich erworben hatte. Da ich den Herrn von Wobersnow von Person gekannt, vielen Umgang mit ihm gehabt, und es mir zur Pflicht gemacht habe, in dieser Geschichte die Charaktere der handelnden Personen mit aller Unpartheilichkeit zu schildern, so glaube ich die, diesem für die Angelegenheiten seines Monarchen sich aufgeopferten Manne öffentlich angedichteten Beschuldigungen auch öffentlich widerlegen zu müssen. Er war weder ein Spieler noch ein Säufer von Profession; grob war er gegen niemand, seine Untergebenen müßten denn den Ernst und die Entschlossenheit, womit er seine Befehle ertheilte, mit diesem unverdienten Namen bezeichnen wollen; dagegen kann ich nicht leugnen, daß er ein Freund des schönen Geschlechts war, doch war er nicht im eigentlichen Verstande liederlich. Wenn ich also auch hier eine, so vielen großen Männern anklebende Schwachheit zugebe, so erscheint doch Wobersnow niemals in dem gehässigen Lichte, in das Warnery ihn zu stellen bemüht ist. Er war es, mit dem sich Friedrich II vor der Schlacht bei Leuthen über die Mittel besprach, seiner Armee die Nothwendigkeit seines Vorhabens einleuchtend zu machen, und ihren Muth zu stählen; er war es, der den Stoff zu dem ausdrucksvollen Schlusse der schönen Rede des bekümmerten Königs lieferte, die wir im ersten Theile S. 241. angeführt haben.

getroffen zu haben glaubte, sah sich in seiner Erwartung merklich getäuscht, und nur mit Schmerz fühlte er jezt die Wahrheit des Satzes: daß auch der ausgekünstelte Titel eines Dictators nicht immer auch zugleich Talente und Einsicht zu geben vermag. Zwar kann man dem General Wedel eine gewisse heroische Tapferkeit nicht absprechen, vielmehr bewies er diese bei einzelnen Gelegenheiten; allein noch nie hatte er ein Corps, geschweige eine Armee, angeführt, und einem jeden Sachkundigen ist bekannt, daß hierzu mehr erfordert wird, als bloß Unerschrockenheit und persönlicher Muth. Man raunte sich auch damals ins Ohr: Friedrich II habe sich Vorwürfe gemacht, ein so wichtiges Kommando einem noch nicht geprüften Feldherrn übertragen zu haben, dessen tumultuarisches Verfahren ihn nicht allein um den Kern seiner Infanterie brachte, sondern auch seinen Angelegenheiten eine noch ungünstigere Gestalt gab. Wirklich war seine damalige Lage sehr kritisch geworden. Die Absicht, die Vereinigung der Oestreicher mit den Russen zu verhindern, schien nunmehr vereitelt; der Mark Brandenburg und Berlin drohte die größte Gefahr, da sich die Russen Crossen und der Oder versichert, auch Frankfurt besezt, und ein daselbst in Besatzung stehendes Bataillon Landmiliz, das sich nicht zeitig genug zurückzog, zu Gefangenen gemacht hatten. Haddick und Laudon, bestimmt, mit 36,000 Mann zur Armee ihrer Verbündeten zu stoßen, waren aus der Oberlausitz aufgebrochen, und schienen ihren Marsch theils auf Guben, theils auf Sommerfeld zu richten, um Frankfurt, als den ursprünglich verabredeten Vereinigungspunkt, zu erreichen.

In der bedenklichen Lage, in welcher der König seine Erbländer gegen die Ueberschwemmung eines ansehnlichen

Heeres

Heeres mit Macht zu decken nicht füglich vermochte, war keine Zeit zu verlieren, um sie gegen eine gänzliche Verwüstung zu sichern. Dies konnte nur dadurch bewirkt werden, daß man versuchte, die beabsichtigte Vereinigung zu hintertreiben, und dem ganzen Handel durch einen entscheidenden Streich ein Ende zu machen. Da sich Friedrich II erinnerte, daß seit dem Anfange des Krieges, besonders in kritischen Situationen, seine persönliche Gegenwart seinen Armeen fast immer das Uebergewicht verschafft hatte; so beschloß er, selbst an der Spitze von 18,000 Mann nach der Oder zu marschiren, und die ihm so gefährlichen Russen zu vertilgen, ehe sie die Unterstützung ihrer Bundesgenossen erhalten konnten. In dieser Rücksicht mußte Prinz Heinrich, der durch die nicht mehr verkennbaren Anschläge der Generale Laudon und Haddik veranlaßt, mit seiner Armee bis Camenz und Königswartha vorgerückt war, den General Fink mit 9000 Mann zurücklassen, um Dresden zu decken, mit dem Ueberrest aber eiligst den Marsch nach Sagan antreten. Der Herzog von Würtenberg, der mit einem Beobachtungscorps bei Burau stand, mußte daselbst zu ihm stoßen, und nun berief der König den Prinzen, seinen Bruder, zu sich, um ihm den Oberbefehl über die bei Schmokseifen gelagerte schlesische Armee zu übertragen.

Friedrich II war fest entschlossen, den seinen Waffen bei Paltzig angethanen Schimpf durch eine völlige Niederlage seiner Feinde zu rächen; da ihm indeß die an Wahnsinn gränzende Standhaftigkeit der Russen, am Tage der Schlacht bei Zorndorf, bekannt geworden war, so bereitete er sich zu den blutigsten Auftritten vor. Vielleicht ahnete ihm, er könne selbst ein Opfer derselben werden; denn vor seiner Abreise machte er sein Testament, und beschwor den Prinzen

Heinrich, den er zum Vormund seines noch minderjährigen Neffen, des Prinzen von Preußen, bestellte, nie in einen dem Hause Brandenburg schimpflichen Frieden zu willigen, wenn er das Unglück haben sollte zu bleiben oder gefangen zu werden. Denen, die damals um diesen Umstand wußten, war es höchst feierlich, ihren Monarchen mit der ausgezeichnetsten Resignation dem Tode entgegengehen zu sehen, um die Rettung seiner schon verlohren scheinenden Staaten, mit Gefahr des Lebens zu versuchen; jeder wünschte ihm Glück zu seinem Vorhaben, bewunderte aber zugleich die philosophische Standhaftigkeit des großen Königs.

Mit so fester Entschlossenheit reiste er nach Sagan, wo er in der Nacht des 30sten Julius eintraf. Hier erfuhr er, daß die östreichischen Generale ihren Marsch theils auf Guben, theils auf Sommerfeld richteten. Sogleich brach er mit der Armee auf, ging bei Christianstadt über den Bober, und hoffte sie noch bei Sommerfeld anzutreffen; allein sie nahmen sich so geschickt, daß sie seiner Wachsamkeit glücklich entgingen. Laudon stieß bei Guben zu Haddik, versah sein aus 20,000 Mann bestehendes Corps in aller Geschwindigkeit mit Brod und Futter, und eilte ohne Gepäck nach Lindau, um sich in die Arme der nordischen Bundesgenossen zu werfen. Haddik hingegen, der mit dem Train der Bagage und des Proviantfuhrwesens belastet, nicht so geschwind folgen konnte, deckte Laudon's Marsch so lange, bis es ihm gleichfalls gelingen würde, die russische Armee zu erreichen. Dies glückte aber nicht; denn der König kam ihm zu nahe, als daß er es nicht für rathsam hätte halten sollen, auf seine eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen. Er zog sich daher nach Spremberg zurück, konnte indeß den preußischen

Vortrab nicht hindern, einen Theil seines Trains einzuholen, die dabei befindliche Bedeckung zu Gefangenen zu machen, und vier Kanonen nebst hundert Proviantwagen zu erbeuten.

Der König, den wichtigere Geschäfte von der Verfolgung des Haddikischen Corps abhielten, ließ die Oestreicher in Frieden ziehn, und setzte seinen Marsch nach Mühlrose fort, zufrieden, wenigstens ihre Vereinigung mit den Russen verhindert zu haben. Hier stießen seine bei Paltzig geschlagenen Truppen zu ihm. Wedel hatte mit denselben Soltikows Zug längs der Oder beobachten müssen, um sich ihm zu widersetzen, falls er Anstalten machen wollte, über diesen Fluß zu gehen. So viel Lobsprüche der Dictator bei seiner Abfertigung zur Dohnaischen Armee aus dem Munde Friedrichs empfangen hatte, eben so viel Verweise und Vorwürfe trafen jezt den General; ja, der König ging so weit, zu befehlen, daß niemand mit den Geschlagenen Umgang halten durfte, obgleich diese Unglücklichen keinen Tadel verdienten. Wahrscheinlich geschah dies in der Absicht, um die ihm gefolgten Regimenter durch die Schilderung der überspannten Standhaftigkeit der Russen nicht muthlos zu machen — eine Vorsicht, die man ihm zwar nicht verargen kann, die aber diejenigen, welche dadurch ausgezeichnet wurden, doppelt kränken mußte. Gleichwohl murreten sie nicht, hofften unter den Augen ihres Monarchen sich zu rechtfertigen, und wenngleich über die Verachtung, die er ihnen zu zeigen den Schein annahm, niedergeschlagen, folgten sie ihm doch geduldig über den Friedrich Wilhelms-Graben, nach dem Lager bei Borschen. Hier verweilte er bis zur Ankunft des Generals Fink, den er von Torgau, wohin er sich gewandt hatte, um der Reichsarmee die Spitze zu

bieten, hatte abrufen lassen, um der großen Masse von Feinden, mit denen er es aufzunehmen haben würde, gewachsen zu seyn.

Soltikow war unterdessen mit seiner ganzen Macht bei Frankfurt eingetroffen. Die Freude, die er beim Anblicke des östreichischen Hülfscorps empfand, war außerordentlich. Besonders bewunderte er die Schönheit der Cavallerie, und wußte es dem Feldmarschall Daun Dank, ihn vorzüglich damit versehen zu haben, da die russische ihrer Armee eben kein Gewicht gab. Beide Feldherren umarmten sich wie Brüder. Der russische sagte dem östreichischen viel verbindliches über die Geschicklichkeit, mit welcher er der Wachsamkeit des Königs von Preußen entgangen sey, äußerte aber, daß, nachdem er sich bis zur Oder vorgedrängt, bei Paltzig gesiegt habe, und täglich sich auf die Rache Friedrichs II gefaßt machen müsse, er wohl wünsche: daß Daun auch seiner Seits vorrücken möchte, um den verabredeten Operationsplan zu Reife zu bringen. Laudon, der wohl wußte, wie der Wiener Hof in Absicht seiner Bundesgenossen dachte, suchte Soltikow dadurch zu beruhigen, daß er ihm die Versicherung gab: Haddik sey bereits wieder auf dem Wege, zu ihm zu stoßen, und die große östreichische Armee sey auf dem Marsch nach der Niederlausitz begriffen. Obgleich nun der russische Heerführer den äußern Schein annahm, als traue er diesen Aeußerungen: so glaubten doch er so wenig, als seine Unterfeldherren, auf diesen seichten Grund viel bauen zu dürfen, da der Eindruck, den die Begebenheiten des vorjährigen Feldzuges auf sie gemacht hatten, ihnen noch in frischem Andenken war, und wir werden in der Folge sehen, wie das einmal im Wiener Kabinett angenommene System die Gelegenheit gab, daß

die Russen, aller erlangten Vortheile ungeachtet, bald wieder nach Pohlen zurückgingen.

Gegenwärtig verabredeten Soltikow und Laudon die Mittel, ihrem gemeinschaftlichen Feinde zu begegnen. Die russische Armee nahm ihr Lager zwischen Frankfurt und Cunersdorf dergestalt, daß der rechte Flügel auf dem unweit dieses Dorfes belegenen Mühlberge zu stehen kam, der linke aber sich über die sogenannten Judenberge bis an den großen Oderdamm ausdehnte. Die Oestreicher blieben in ihrem Lager, nahe an der Damm-Vorstadt, und so gerüstet erwarteten beide Feldherren gelassen, wohin Friedrich seine ferneren Unternehmungen richten würde.

Sobald General Fink zu diesem gestoßen war, brach die Armee in drei Colonnen auf, ging bei Reitwein über die Oder, und lagerte sich bei Bischofssee; das Finkische Corps aber stellte sich dem feindlichen rechten Flügel näher auf die hinter Trettin belegenen Anhöhen, und General Wunsch blieb mit einem Detaschement zur Bedeckung der über die Oder gelegten Brücken stehen. Aus dieser Bewegung urtheilte Soltikow, der König habe die Absicht, ihn im Rücken anzugreifen; er veränderte daher seine Fronte, stellte seinen rechten Flügel auf die Juden-, den linken aber auf die Mühlberge, hing seine bereits stark verschanzten Flanken durch ein, längs der Fronte gezogenes Retranchement zusammen, und ließ eine ungeheure Menge Geschütz in der vortheilhaftesten Richtung auffahren *). General

*) Denjenigen, die sich eine genauere Kenntniß des Terrains, worauf gefochten werden sollte, zu verschaffen wünschen, empfehle ich den Plan, der sich im dritten Theile des Herrn von Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges befindet, nebst der sehr genauen Beschreibung desselben, S. 211 u. f.

Laudon verließ gleichfalls sein Lager, und formirte sein Corps am Fuße der Judenberge, um von diesem Punkt aus sich dahin verfügen zu können, wo es die Nothwendigkeit erfordern würde.

In dieser Stellung traf der König die feindliche Armee, als er von den Anhöhen bei Trettin ihre Position recognoscirte. Bloß ihre linke Flanke schien ihm indeß angreifbar. Sie hatte zu wenig Ausdehnung, und gelang es, sie aus ihrer Verschanzung zu werfen, so schien es leicht, einen vollkommnen Sieg davon zu tragen. Da nun seine gegenwärtige Lage ihn zwang, die Fehde mit den Russen, es koste, was es wolle, zur Entscheidung zu bringen: so beschloß er den Angriff auf den folgenden Tag, den 12ten August.

Seinen großen Talenten gemäß waren seine Dispositionen zur Schlacht, im allgemeinen genommen, besonders zweckmäßig eingerichtet, und es bleibt noch immer wahrscheinlich, daß, wenn das Glück seine Anlagen begünstigt hätte, die russische Armee würde haben aufgerieben werden können. Man hat bemerkt, daß der König, während des siebenjährigen Krieges, sich nie begnügte, nur zur Hälfte zu siegen; im gegenwärtigen Fall aber waren theils das Andenken an die Niederlage, die seine Armee bei Paltzig erlitt, theils der Wunsch, sich eines ihn so hart drückenden Feindes auf einmal zu entledigen, die Triebfedern, die in ihm den Gedanken erzeugten, einen Versuch zu machen, das Heer dieser Barbaren von der Erde zu vertilgen, und was das Schwert nicht wegraffen konnte, in der Oder zu ersäufen. Aus diesem fürchterlichen Gesichtspunkte betrachtet, ordnete er daher nicht allein seine Angriffe auf die Flanke und den Rücken des Feindes, sondern der an der Oderbrücke zurückgelassene General Wunsch erhielt auch den Befehl, sich

während der Schlacht Meister von Frankfurt zu machen, und den Russen bei ihrer Flucht den Uebergang über die bei der Gubenschen Vorstadt geschlagenen Brücken zu versperren.

So kolossal aber auch dieser Entwurf war, so zweckmäßig auch der König dahin zu wirken sich bemühte; so blieben bei der Zergliederung des ganzen Projekts doch Schwierigkeiten ungeprüft, die leicht eintreten, und das künstlich mächtige Vorhaben zum Theil, wo nicht ganz, vereiteln konnten. Dieser Schwierigkeiten waren mancherlei, und wir haben Ursache zu glauben, daß Friedrich II dergleichen wohl ahnete, jedoch dem Glücke auch seinen Antheil am Siege überlassen wollte, oder vielmehr überlassen mußte. Hierher können wir unter andern rechnen: daß es dem König an hinlänglicher Kenntniß des Terrains, worauf er fechten wollte, fehlte, die er auch, trotz aller angewandten Mühe, zu erlangen nicht vermochte. Da die umliegenden Wälder, Brüche und Anhöhen, seinem Auge manchen Gegenstand von Gewicht nicht deutlich übersehen ließen: so zog er den Major Linden, vom Regiment Goltz, und einen benachbarten Oberförster hierüber zu Rathe. Ersterer hatte in Friedenszeiten sein Standquartier zu Frankfurt gehabt, und war als ein äußerst leidenschaftlicher Jäger bekannt; von letzterm ließ sich hingegen erwarten, daß er, vermöge seines Amts, eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile des Reviers besitzen müsse, welches seiner Aufsicht anvertraut war. Von beiden hoffte er also richtige Auskunft über die Gegenstände zu erhalten, die sich seinem Blicke gänzlich entzogen; allein auch beide — ein Umstand, der sich nicht füglich erklären läßt — vermochten nicht, seinen Wünschen zu entsprechen. Linden, der fast täglich die um Frankfurt belegene Gegend durchstrichen hatte, folglich die bei Cunersdorf befindlichen

Seen, den Kuhgrund, die Judenberge und ihre eigentliche Lage, die Beschaffenheit des Elsbruchs, das Hühnerfließ und seine Uebergänge bei den Mühlen genau kennen, und als Soldat wissen mußte, wie viel Einfluß dergleichen Situationen auf die beabsichtigten Operationen haben, konnte dieselben nicht mit Zuverlässigkeit beschreiben. Alles, was er davon erzählte, war unvollkommen, nicht zusammenhangend, am wenigsten aber mit taktischem Auge aufgefaßt. Der Oberförster gerieth dagegen beim Anblicke des Königs so außer Fassung, daß, obgleich letzterer mit der größten Herablassung versuchte, ihn zur richtigen Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen zu bringen, jener sich dennoch außer Stande befand, seinem Beherrscher eine befriedigende Auskunft zu geben. Auffallend bleibt diese Begebenheit immer dem, der die Verkettung der Dinge zu untersuchen bemüht ist; nichtsdestoweniger ist diese Anekdote aber eben so wahr, als es ausgemacht bleibt, daß Mangel an hinlänglicher Kenntniß des Terrains viel zum Verlust der Schlacht beitrug, und bald sollte man bewogen werden, vorauszusetzen, daß die Vorsehung diesmal beschlossen hatte, Friedrich II schon vor dem Treffen die indirekten Wege zum Siege zu versperren, um das Maß seines Unglücks in diesem Feldzuge voll zu machen.

So wenig auf die Schwierigkeiten vorbereitet, die das Terrain um und bei Cunersdorf wirklich darbot, marschirte der König in drei Colonnen links ab, und formirte die Armee in der Cunersdorfer Heide, mit dem rechten Flügel an das Hühnerfließ gelehnt. Dieser Flügel war bestimmt, den ersten Stoß zu geben, die Verschanzungen auf den Mühlbergen zu stürmen, und solchergestalt die linke Flanke des Feindes zu brechen. Sechszig Kanonen wurden auf einem, am Ausgange

des Waldes belegenen Berge aufgefahren, um durch ihre Wirkung die bekannte Entschlossenheit der Russen wanken zu machen. Acht Bataillone Grenadiere, unter Anführung der Generale Schenkendorf und Linstadt, in zwei Treffen gestellt, sollten den Angriff thun, und die Infanterie des rechten Flügels, gleichfalls in zwei Treffen, denselben unterstützen. Während der Zeit mußte sich das Finkische Corps auf den Anhöhen vor Trettin zeigen, und allerlei Bewegungen machen, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich, und nicht auf den eigentlichen Angriffspunkt zu ziehen. Dies glückte auch in so weit, daß die Russen, in der Voraussetzung, man wolle ihnen in den Rücken fallen, die auf ihre Flanke gestellte preußische Armee nicht eher gewahr wurden, als bis sie an dem Saume des Waldes erschien.

Gegen Mittag nahm das Kanonenfeuer von der großen Batterie des rechten Flügels seinen Anfang. Dies wurde durch eine zweite, die General Fink auf der Höhe hinter der großen Mühle hatte auffahren lassen, so wie durch eine dritte, vor dem linken Flügel auf dem sogenannten Seidlitzer Berge errichtete, unterstützt. Die gemeinschaftliche Wirkung dieser drei Batterien, deren kreuzendes Feuer sich auf der schmalen Anhöhe, worauf die feindliche Flanke stand, konzentrirte, erschütterte den Muth der in die Verschanzungen gestellten Russen; und da nach Verlauf von einer halben Stunde das Grenadier-Corps zum Angriff anrückte, auch, eines schrecklichen Kartätschenhagels aus 100 Kanonen ungeachtet, die Verschanzung erstieg, so schlug es den Feind heraus, und erbeutete 70 Kanonen. Der russische linke Flügel ergriff die Flucht, alles was davon zwischen den Mühlbergen und Cunersdorf stand gerieth in die größte Unordnung, und in diesem Augenblick fehlte es dem Könige nur an hin-

länglichen Cavallerie und an grobem Geschütz, um sich mit Vortheil den Weg zum völligen Siege zu bahnen. Unglücklicherweise aber stand erstere sämmtlich auf dem linken Flügel, wo man sie auf dem — dem Anschein nach — ebenen Terrain gebrauchen zu können vorausgesetzt hatte, und letzteres konnte nicht so geschwind nach den Mühlbergen geschafft werden, um durch seine Wirkung den Feind in der einmal entstandenen Unordnung zu erhalten. Selbst das Grenadier-Corps war durch den mit dem größten Ungestüm und der anhaltendsten Anstrengung unternommenen Angriff etwas in Verwirrung gerathen, und mußte wieder in Ordnung gebracht werden, ehe es weiter vorrücken konnte. Diese Verzögerung nützten die feindlichen Feldherren, ihre geschlagenen Regimenter durch frische zu ersetzen, eine Linie disseits Cunersdorf zu formiren, und die rückwärts längs der Niederung belegenen Anhöhen mit Infanterie zu besetzen.

Die von den Russen genommene neue Position erforderte einen anderweitigen Angriff; und da der König den rechten Flügel seiner Armee auf die Mühlberge hinauf gezogen hatte, so führte er solchen gegen den Feind. Hier entstand eins der mörderischsten Gefechte. Beide Theile waren nicht weit von einander entfernt; sie verschossen alle ihre Patronen, ohne daß einer oder der andre hätte weichen wollen, und nur die Besorgniß, durch das immer näher rückende Corps des General Fink in dem Rücken genommen zu werden, vermochte die Russen, sich über den Kuhgrund gegen die Judenberge zurückzuziehn.

Jezt schien bei diesen die Zerstreuung so allgemein zu werden, daß der König, der des Sieges schon gewiß zu seyn glaubte, einen Kourier nach Berlin abfertigte, um diese frohe Nachricht vorläufig anzukündigen. Allein wie schwan-

kend ist das Glück des Menschen, wie wenig zuverlässig das ihm bestimmte Loos! Oft glaubt er sich schon am Ziele, empfindet das Vorgefühl der angenehmsten Zukunft, und — wird bald darauf durch eine fremde Einwirkung weit davon zurückgeschleudert. Dies erfuhr auch Friedrich II hier. Während er, mit der angestrengten Arbeit seiner unerschrockenen Krieger zufrieden, sich zu einem der glorreichsten Tage seines Lebens Glück wünschte, trafen ihn Verhängnisse des Schicksals, die den Gedanken an Sieg, an gänzliche Vertilgung des russischen Heeres verwischten, und ihn und seine Armee in eine weit traurigere Lage versetzten, als die war, in der er sich nach dem Verluste der Schlacht bei Kollin befand.

Alle preußischen Generale, bis auf einen, der den Schmeichler machte, obgleich er in seinem Herzen gewiß anders denken mochte, waren der Meinung: der König könne mit den erlangten Vortheilen zufrieden seyn, da die Ermattung seiner Truppen, nach einem so blutigen Gefechte an einem der heißesten Sommertage, nicht viel mehr von ihrer sonst bekannten Tapferkeit erwarten ließe. Sie behaupteten: es sey wahrscheinlich, daß der Feind, dessen Verlust außerordentlich seyn müsse, die einbrechende Nacht erwarten werde, um sich zurückzuziehen, und daß daher die Ehre, das Schlachtfeld behauptet zu haben, ohne weiteres Blutvergießen erlangt werden könne. Selbst der sonst so unternehmende Seydlitz war dieser Meinung, und jeder glaubte, daß dieser von seinem Beherrscher so außerordentlich geschätzte Feldherr, der Sache den Ausschlag geben würde *). Allein

*) Wenn man Soltikows politisches Benehmen vor und nach der Schlacht bei Paltzig beherzigt; wenn man weiß, wie unzufrieden er mit Launs Langsamkeit war; wenn man annimmt, daß er es vielleicht gern sah, einen scheinbaren Vorwand zum Rückzuge vor-

der König wollte sich nicht begnügen, nur die Hälfte der sich vorgenommenen Arbeit gethan zu haben. Eines Theils hatte er den Untergang der Russen beabsichtigt, um — wie er sich selbst ausdrückte — sie dermaßen in Schrecken zu setzen, daß ihnen die Lust verginge, künftig wieder seine Gränzen zu betreten und seine Staaten zu verwüsten. Andern Theils mochte es ihm wohl zu gefährlich scheinen, schon jezt das angefangene Werk unvollendet zu lassen, um den vielleicht möglichen, vielleicht aber auch nicht zu realisirenden Rückzug des Feindes abzuwarten. Noch war dieser im Besitz des Spitzberges und der Anhöhen hinter dem Kuhgrunde, der das Schlachtfeld in der Breite durchschnitt, und hatte er Entschlossenheit genug stehen zu bleiben, so erforderte es einen neuen Kampf, um ihn aus diesem vortheilhaften Posten zu vertreiben, besonders wenn die Russen Zeit gewonnen sich zu ermannen, und neue Beweise der an dieser Nation so gerühmten Standhaftigkeit abzulegen. An der Eroberung dieser beiden Punkte schien also die Vollständigkeit des Sieges zu hangen, und Friedrich II glaubte auch diese dem Feinde entreißen zu müssen, wenn er ihre Niederlage vollkommen machen und im ungestörten Besitz der Wahlstatt bleiben wollte. So abgemattet auch das erste Treffen seines rechten Flügels war, so blieb ihm doch noch das zweite, sein linker Flügel und seine Cavallerie. Diese hatten bisher nur Zuschauer abgegeben, und er hoffte, mit Hülfe dieser frischen Truppen, um so leichter zu siegen, da er die Russen in Unordnung sah, und Nachricht erhielt, daß General Wunsch bereits Meister von Frankfurt sey.

zufinden: so gewinnt diese Behauptung sehr viel Wahrscheinlichkeit. Wie glücklich würde der Staat gewesen seyn, hätte Friedrich II der Stimme der Genügsamkeit mehr Gehör gegeben!

Wenn man die Meinungen der preußischen Feldherren, jezt vom ferneren Gefechte abzulassen, mit den Gründen vergleicht, die den König bewogen, das einmal angefangene Treffen fortzusetzen, so bleibt es schwer zu entscheiden, wem von beiden man Recht geben soll. In den Behauptungen der Feldherren lag eben so viel wahres als in denen des Königs, wenn man beide besonders zergliedert; die ersteren schienen indeß mehr auf Sicherheit des Spiels, letztere hingegen mehr auf Ruhmbegierde und — wenn man es gestehen darf — auf Animosität gegen die russische Nation gegründet gewesen zu seyn. Wenn nun in solchen zweifelhaften Fällen ein glückliches Ungefähr, selbst bei Vernachlässigung der Vorsichtsregeln, zuweilen den Preis davon trägt, und wenn man ferner zugiebt, daß ein Heerführer bei seinen Unternehmungen das Glück mit in Anschlag bringen muß: so wird man bewogen, Friedrichs Entschluß weniger tadelnswerth zu finden. Uebrigens entsprachen die Anordnungen, die er machte, um den Feind aus seinen Hauptposten, die er noch inne hatte, zu vertreiben, seinen militärischen Talenten vollkommen, und bei der bekannten Tapferkeit und Disciplin der preußischen Truppen dürften sie unter andern Umständen ihres Zweckes wohl nicht verfehlt haben. Allein zu wenig genaue Kenntniß des Terrains; daß er an diesem Tage von seinen Kriegern vielleicht zu viel forderte, und daß er zu eben der Zeit die Russen in die Nothwendigkeit versetzte, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als am hellen Tage eine Flucht zu ergreifen, die man ihnen so sorgfältig zu versperren suchte *), dies alles waren Umstände,

---

*) In den Briefen eines alten preußischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrichs des

die ihm alle bisher errungenen Vortheile und die Ehre des Sieges entrissen. —

Da sich der König einmal vorgenommen hatte, den Angriff fortzusetzen, so befahl er seinem linken Flügel sich rechts zu schwenken, und den Spitzberg nebst der darauf er-

---

Einzigen betreffend, findet man auf der 118ten Seite folgende Bemerkung: „Wie viel kostete der preußischen Armee die „übereilte Hitze des Königs bei Cunersdorf! Der General Wunsch, „ein bloßer Partheigänger, und gewiß in keinem Betracht dazu ge„macht, mit dem Könige verglichen zu werden, hatte hier die Sache „weit besser gefaßt, wie er, und ihm während der Bataille einen „Entwurf zugeschickt, der, wenn der König ihn befolgt, der Sache „eine viel vortheilhaftere Wendung gegeben hätte." Es ist zu bedauern, daß der Verfasser dieser Briefe dem Publikum diesen Entwurf nicht mitgetheilt hat. Diese Stelle des angeführten Buchs leitet mich indeß auf eine Anekdote, die mir von einem Freunde, der sich damals in Frankfurt befand, erzählt worden ist, und vielleicht mit der bloß hingeworfenen Aeußerung des Verfassers in Verbindung steht. „Sobald Wunsch Meister von Frankfurt war," sagte mir mein Freund, „ließ er die Flüchtlinge, die sich über die „über die Oder geschlagenen Brücken zu retten suchten, ungehindert „ziehn, und in der Stadt machte er solche zu Gefangenen. Wäh„rend der Schlacht ließ er dieses, sein Verfahren, dem Könige mel„den, mit der Versicherung, daß er dies für das zweckmäßigste „Mittel halte, die geschlagenen Russen zum ferneren Rückzuge zu „bewegen. Friedrich II sey mit dieser Veranstaltung sehr unzu„frieden gewesen, und habe ihm ausdrücklich befehlen lassen, Kano„nen gegen die Brücken zu pflanzen, um die sich dort in Menge „drängenden Russen erschießen zu lassen. Diesen Befehl habe „Wunsch, wie wohl sehr ungern, befolgen müssen, und dies grau„same Verfahren habe sie zur Verzweiflung gebracht." Obgleich ich dies Faktum nicht ganz verbürgen mag, so scheint es doch mit den Gesinnungen des Königs genau übereinzustimmen.

richteten großen Batterie zu erobern; dem General Fink trug er auf, die Anhöhen an der Niederung zu stürmen, er selbst aber nahm sich vor, mit seinem rechten Flügel den Feind vom Rande des Kuhgrundes zu vertreiben; dies waren indeß Klippen, an denen selbst die Herzhaftigkeit der Preußen scheitern mußte. Laudon, der seine Bundesgenossen geschlagen sah, war vorgerückt, und hatte den Abhang des zehn bis funzehn Fuß tiefen Grundes mit seinen Grenadieren und vielem Geschütz besetzt. Soltikow hatte seinen rechten Flügel von den Judenbergen abgezogen, und daraus verschiedene Linien hinter den Oestreichern formirt. Eine Menge Infanterie, die er auf die Anhöhen, welche sich nach der Niederung am Hühnerfließ verliehren, gestellt hatte, mußte das Finkische Corps in seinem Laufe aufhalten, und seine große Batterie auf dem Spitzberge das preußische Fußvolk des linken Flügels bei seinem Durchzuge zwischen den Seen bei Cunersdorf niederschmettern.

Dieser erheblichen Schwierigkeiten ungeachtet, setzte der König den Angriff fort. Allein das Finkische Corps konnte seinen Zweck nicht erreichen. Der linke Flügel hatte Mühe sich zwischen den Seen durchzuziehn, um sich unter dem Feuer der feindlichen Batterien zu formiren; und obgleich er mit vieler Entschlossenheit gegen den Spitzberg anrückte, so litt er doch zu stark von dem darauf befindlichen zahlreichen Geschütz, als daß er sich dessen hätte bemeistern können. Der Angriff auf den Kuhgrund war noch unglücklicher; die Preußen vermochten nicht die steile Anhöhe zu erklettern, geschweige die Oestreicher von dem Rande des Grundes zu vertreiben. In diesem entscheidenden Zeitpunkte ergriff der König das letzte Mittel, welches er in seiner Gewalt hatte, er befahl seiner Cavallerie den Feind anzugreifen. Seydlitz,

an ihrer Spitze, gehorchte. Er zog sie, so geschwind es sich thun lassen wollte, durch die Defileen welche die Seen bildeten, stellte sie in Schlachtordnung, und stürzte mit derselben auf den Feind; allein ein fürchterliches Kartätschenfeuer warf Roß und Mann zu Boden, ihr Anführer ward verwundet, und mußte sich aus dem Getümmel wegbringen lassen. Zu eben der Zeit erschien auch russische und östreichische Reiterei in der Ebene, um die preußische in die Flanke zu nehmen; letztere gerieth dadurch in Unordnung, und ergriff förmlich die Flucht. Diese neue Widerwärtigkeit war dem Könige um so auffallender, da er sich von Seydlitz Einsicht und Entschlossenheit mehr versprach; dennoch gab er aber nicht alle Hoffnung auf. Am Kuhgrunde ward noch von beiden Seiten auf das grausamste gemordet; dieser Theil des Schlachtfeldes war mit Leichen bedeckt, und endlich wichen die Preußen, abgemattet und mehr als zur Hälfte geschmolzen. Der König sammelte selbst was er habhaft werden konnte, und führte diese Haufen an den Feind; allein auch diese wurden größtentheils getödtet, und endlich zurückgeschlagen. Der Herzog von Würtenberg glaubte der einreißenden Unordnung noch vorbeugen zu können, wenn er von der Niederung aus mit einigen Regimentern Cavallerie in die russische Infanterie einzuhauen suchte; das feindliche Geschütz aber warf seine Reiter zurück, und er selbst ward verwundet.

Jezt ergriff die ganze preußische Armee die Flucht. Der König, welcher keine Gefahr scheuete, und sein Leben gleich einem gemeinen Soldaten preisgab, that alles mögliche um einige Bataillone zum stehn zu bringen; allein durch die heftigste Blutarbeit erschöpft und von einem panischen Schrecken ergriffen, war alles gegen seine Befehle taub, und jeder suchte,

so

so gut er konnte, seine Rettung bei den Schiffbrücken an der Oder. Friedrich II, von seiner ihm sonst so ergebenen Armee verlassen, hielt noch, nur von wenigen Adjutanten begleitet, auf dem Schlachtfelde, gerade an einem Orte, wo das feindliche Feuer am stärksten wüthete. Man bat ihn, seine Person in Sicherheit zu bringen, allein vergebens. Es schien als wenn er selbst gewünscht hätte, das sich selbst zugezogene Unglück — nicht zu überleben; denn in der größten Verzweiflung, über den erlittenen großen Verlust, hörte man ihn ausrufen: N'y a-t'il donc pas un b . . . de boulet qui puisse m'atteindre?*) Hier hielt er unerschrocken unter Erschlagenen und Verwundeten in Menge, und theilte noch Befehle aus. Von denen die um ihn waren, wurden verschiedene an seiner Seite theils getödtet, theils verwundet. Ein Pferd war ihm schon unter dem Leibe erschossen worden, ein zweites bekam einen Schuß in die Brust, und war im Begriff zu stürzen, als der damalige Flügeladjutant von Götz nebst einem Unterofficier ihm noch vom Pferde halfen, ehe es fiel. Götz gab ihm das seinige. Kaum hatte der König es bestiegen, als ihn eine Flintenkugel traf, zwischen seinem Kleide und der Hüfte in die Tasche fuhr, und nur durch ein goldenes Etui, welches er bei sich führte, in ihrer Wirkung aufgehalten wurde. Fast in eben dem Augenblicke zeigte sich feindliche Cavallerie, und der König lief Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, wäre nicht der Rittmeister von Prittwitz mit einem Trupp Husaren herbeigesprengt, um den Feind aufzuhalten und den Monarchen zu decken. Die-

*) „Kann mich denn keine verwünschte Kanonenkugel erreichen?“ Eben so handelte Cäsar auf der Ebene von Munda, als seine Veteranen zu weichen schienen. Florus.

sen Zeitpunkt nutzten seine Adjutanten; sie fielen seinem Pferde in den Zügel, und rissen ihn so wider seinen Willen aus dem Schlachtgetümmel.

Der Rückzug der preußischen Armee bis an die Oder geschah in einer schrecklichen Unordnung. Sie war bei Kollin, Hochkirch und Paltzig geschlagen worden, allein dort wich sie nur der Uebermacht ihrer Feinde, um sich gleich wieder zu neuen Gefechten anzuschicken; hier aber kann man sagen, es war eine allgemeine Flucht. Bei dieser Verwirrung wäre es leicht möglich gewesen, den Rest der tapferen Krieger, die unter Friedrichs Anführung allen Gefahren trotzten, gänzlich zu zerstreuen, ehe sie über die Oder setzen konnten, wenn die feindlichen Feldherren sie mit Lebhaftigkeit verfolgt hätten. Allein es zeigten sich nur wenige Kosacken, und zwar nur von der rechten Seite; auf der geraden Straße nach Oetscher, wo die Schiffbrücken lagen, sah man niemand. Dieser glückliche Umstand rettete die Ueberbleibsel der Armee, welche sich wieder sammelte, am folgenden Tage über die Oder ging, und sich bei Reitwein lagerte.

Man kann nicht umhin die sonderbare Großmuth zu bewundern, mit welcher die feindlichen Feldherren das gänzlich geschlagene preußische Herr auf seiner Flucht behandelten. Sie, denen es ein leichtes war, die zerstreueten Feinde völlig aufzureiben, und so den politischen Streit seinem Ende nahe zu bringen, ließen die umherirrenden, muthlos gewordenen Preußen, einen Zufluchtsort hinter der Oder finden. Hätte Friedrich II das Glück gehabt, die Russen so zu schlagen wie er hier geschlagen ward: wahrhaftig nichts würde ihn abgehalten haben, sie in diesem Flusse zu ersäufen, oder dem Schwerte seiner Cavallerie zu überliefern. Die außerordentliche Schonung, mit welcher Soltikow hier verfuhr (denn

dem hitzigen Laudon ist dergleichen gemäßigte Denkungsart wohl nicht zuzumuthen), leitet uns daher auf die Vermuthung, daß er aus politischen Grundsätzen geflissentlich verabsäumte — die königliche Armee ganz zu vernichten. Bei allen Unglücksfällen, die Friedrich in diesem grausamen Kriege sich selbst zugezogen, hatte das Glück stets die Hand mit im Spiele. Bei Kollin und Hochkirch mußte Daun, bei Paltzig und Cunersdorf Soltikow ihn und seine Armee ruhig aus der Schlinge lassen, wiewohl das Benehmen dieser beiden Heerführer aus ganz verschiedenen Grundsätzen herzuleiten ist. Mit dieser Mäßigung steht die Schlacht bei Leuthen in völligem Contrast, und die bei Cunersdorf würde ihn noch auffallender und schrecklicherer geliefert haben, wäre der König, unter seinen Voraussetzungen, Sieger geblieben. —

V.

Betrachtungen über die kritische Lage Friedrichs II nach der Schlacht bei Cunersdorf. — Eroberung von Dresden. — Mißverständnisse zwischen Soltikow und Daun. — Des Prinzen Heinrich vortrefflicher Feldzug rettet den König und den Staat.

Traurig war der Anblick der preußischen Armee am Morgen nach der Schlacht! 20,000 Mann waren theils getödtet, theils verwundet, theils gefangen; ein großer Theil hatte sich zerstreut, und nicht viel über 5000 Mann befanden sich um den König, als er bei der Oder angelangt war. Die Vermischung derselben war so stark, daß man erst mit Aufgang der Sonne im Stande war, wieder Regimenter zu formiren; indeß fanden sich von den zerstreuten doch viele wieder bei ihren Fahnen ein, so daß, mit Inbegriff des Wunschischen Corps, welches sich von Frankfurt glücklich abgezogen hatte, die Armee wieder bis auf 18,000 Mann angewachsen war. 165 Stück Geschütz, von allerlei Caliber, waren theils auf der Wahlstadt, theils auf dem Wege nach Oetscher stehen geblieben, weil die äußerst abgematteten Pferde dasselbe durch die sehr sandige Gegend nicht mehr durchzuschleppen vermochten. Letztere wurden dem Feinde erst dann zur Beute, als die Preußen schon jenseits der Oder waren.

Der König war äusserst niedergeschlagen, und in der ersten Betäubung hielt er alles für verlohren. Er, der nach der glücklichen Wendung die sein erster Angriff nahm, die Königinn und Berlin auf den glänzendsten Sieg vorbereiten ließ, schrieb jezt an den Staatsminister Grafen von Finkenstein: Es ist alles verlohren; retten Sie den Hof und die Archive. Er blieb einige Tage in seinem Zimmer ohne jemand zu sprechen, als diejenigen, die ihm Rapporte abzustatten hatten *). Hier sich selbst überlassen, betrachtete er sein trauriges Schicksal aus verschiedenen Gesichtspunkten. Reizend waren freilich die Bilder nicht, die sich seiner lebhaften Einbildungskraft anfänglich darstellten, und konnten es auch nicht seyn, wenn er überdachte, daß er in zwei unglücklichen Schlachten 30,000 Mann, und darunter den Kern seiner Infanterie, verlohren hatte; daß er von Schlesien und der Armee, die der Prinz, sein Bruder, dort

*) Der König hielt sich von seinem großen Verluste so fest überzeugt, daß, als der Adjutant der Artillerie ihm meldete: man habe so und so viel Kanonen noch gerettet, er ihn mit den Worten anfuhr: Herr er lügt, ich habe keine Kanonen mehr. Nur die pflichtmäßige Versicherung dieses Officiers, daß er die Wahrheit rede, überzeugten ihn einigermaßen, und dies war der erste, wiewohl nur geringe Trost, der in seine bekümmerte Seele floß.

Ein andermal beklagte er sich gegen den Obristen Moller über sein Unglück, und äußerte dabei: es bleibe ihm auffallend, daß seine Armee nicht mehr das leisten wolle, was er von ihrer ihm bekannten Tapferkeit zu erwarten sich berechtiget hielte. Moller war verlegen; geradezu konnte er dem Könige nicht zu erkennen geben, daß er selbst schuld an diesem seinem Unglücke sey. Er suchte daher einen Ausweg, und übernahm die Rolle eines Frömmlings, indem er behauptete: alle diese Widerwärtigkeiten hätten wahrscheinlich ihren

befehligte, gänzlich abgeschnitten, von mächtigen Feinden umringt, vielleicht kaum im Stande sey, seine Residenz zu beschützen; daß die Reichsarmee das ohne Vertheidigung gelassene Sachsen mit leichter Mühe erobern könne, und daß wahrscheinlich der Krieg sich nunmehr nach dem Innern seiner Staaten ziehn werde. So drückend aber auch alle diese Betrachtungen seinem Herzen seyn mußten, so überließ er sich doch keinesweges der Verzweiflung. Sein großer Geist, dessen alles durchschauender Blick seine jetzige Lage mit der seiner Feinde verglich, dasjenige, was er gegenwärtig zu fürchten glaubte, gegen das, was seine Gegner wahrscheinlich thun würden oder könnten, abwog, schmeichelte sich bald, daß seine Lage noch nicht den höchsten Grad der schon so laut ausposaunten Vernichtung erreicht habe. Er konnte sich leicht vorstellen, daß auch die Russen an diesem blutigen Tage einen starken Verlust erlitten

---

Grund in der zu wenigen Religiosität, die gegenwärtig in der Armee herrsche. Schon seit ein paar Feldzügen habe er bemerkt, daß in den Lägern weder Betstunde noch Predigt gehalten werde. Diese Geringschätzung Gottes möchte also leicht eine Prüfungszeit veranlaßt haben, die unter veränderten Umständen wieder glückliche Epochen herbeiführen könne. Sey es nun, daß diese Aeußerung dem Könige auffiel, oder selbst einen Strahl von Religiosität in ihm erweckte: kurz, von nun an mußte in den Standlägern wieder Gottesdienst gehalten werden; zugleich nahm er den Obristen Möller dergestalt in Affektion, daß er sein täglicher Gesellschafter ward, und daß er sich so weit herab ließ, ihn in seinen bedrängten Umständen um Rath zu fragen: ein Beweis, daß in bedenklichen Lagen, selbst egoistische Fürsten auf dem Throne, Menschen — bleiben. Doch wir werden bald sehen, daß diese Vertraulichkeit nur bis zur Wiederkehr des Glücks bestand.

haben mußten *), und daß die große Entfernung von ihren Niederlagen ihnen vielleicht nicht erlaube, sobald so wirksam zu handeln, als man es vorzuspiegeln bemüht war. Aus Erfahrung und Geschichte belehrt, schmeichelte er sich, daß es mit dem großen Bündnisse des Wiener Hofes wohl eben die Bewandniß, wie mit allen großen Verschwörungen, haben könne, besonders wenn man die Charaktere der handelnden Personen, ihre Denkungsart, ihre Verhältnisse gegen einander mit in Anschlag brächte, und so flößten ihm dergleichen Betrachtungen bald wieder den Muth ein, der ihn auf einige Augenblicke verlassen zu haben schien. Dem General Kleist sandte er den Befehl, mit den 5000 Mann, mit welchen er bisher die Schweden beobachtet hatte, zu ihm zu stoßen. Aus Cüstrin und Berlin ward viel grobes Geschütz und hinlängliche Munition verschrieben, und nun ging er mit der Armee bis Fürstenwalde zurück, um dies alles an sich zu ziehn und Berlin zu decken.

Aller dieser gewissermaßen erzwungenen Hülfsmittel ungeachtet, war Friedrichs Lage außerordentlich kritisch. An seiner gänzlichen Vernichtung zweifelte Europa um so weniger, wenn es sich ein richtiges Einverständniß zweier ihn umgebenden großen Armeen dachte; und man kann nicht in Abrede seyn, daß seine gegenwärtige Situation die schrecklichste des bisherigen grausamen Krieges war. Man weiß

*) Nach dem eigenen Geständniß des Feldmarschalls Soltikow, hatten die Russen in der Schlacht bei Cunersdorf 16,000, die Oestreicher 2500 Mann eingebüßt. Der Verlust auf beiden Seiten war sich also einander ziemlich gleich; das Verhältniß war es aber nicht; denn indem Friedrich II die Hälfte seiner Armee verlohr, so vermißten seine Feinde nur ein Viertheil der ihrigen, blieben ihm also stets überlegen.

auch, daß er, trotz seiner angenommenen Standhaftigkeit, im Grunde keinen glücklichen Ausgang der Sache hoffte: vielmehr erhellet aus gewissen Handlungen, daß er wenigstens den Verlust von Sachsen gewiß erwartete. Freilich war dazu der größte Anschein, da die Reichsarmee nichts hinderte, hier Eroberungen zu machen, und noch kein Ausweg abzusehen war, dies zu hintertreiben. Diese Betrachtung mag daher die Veranlassung gegeben haben, daß der König, und zwar zwei Tage nach der Schlacht, also in einem Zeitpunkte, in welchem er, durch die erlittene Niederlage tief gebeugt, alles für verlohren hielt, dem Kommandanten von Dresden, Grafen von Schmettau, zu keinem Entsatze Hoffnung machte, und bei einer vielleicht nöthig werdenden Kapitulation die sieben Millionen bares Geld, welche sich in der dortigen Kriegskasse befanden, zu retten befahl.

Hätte Friedrich II voraussehen oder sicher hoffen können, daß die Operationen seiner Feinde so wenig zweckmäßig eingerichtet seyn würden: so würde er gewiß diesen übereilten, in der Folge ihm so nachtheilig gewordenen Befehl zurückgenommen haben. Allein wie konnte er sich überreden, daß Daun so wenig zu Gunsten seiner Bundesgenossen thun, der große Feldherr, Prinz Heinrich, durch künstliche Märsche das Gleichgewicht so bald wieder herstellen, und ihn dadurch retten würde. Diese Begebenheiten sind so sonderbar, und darum so merkwürdig, weil sie den Ausgang des Feldzuges gewissermaßen entschieden, und wir halten uns daher verbunden, diesen Thatsachen eine betrachtende Zergliederung zu widmen, indem wir in der Geschichte etwas zurückgehen.

Je näher die Russen der Oder kamen, desto mehr bemühte sich Daun, durch allerlei Bewegungen, die er seine

abgesonderten Corps machen ließ, seine Bundesgenossen zu überzeugen, daß auch er, dem abgeredeten Operationsplane gemäß, zu handeln gedenke. Allein alle diese Bewegungen, woran die bei Marklissa unbeweglich stehende Hauptarmee keinen Antheil nahm, hatten darauf wenig oder gar keine Beziehung. Der damals noch bei Schmottseifen gelagerte König von Preußen ließ sich auch nicht irre machen, und General Fouquet, der den Posten bei Landshut besetzt hielt, befand sich in einer zu festen Stellung, als daß dieser aufmerksame Feldherr etwas von Wichtigkeit hätte zu fürchten haben sollen. Endlich glaubte der östreichische Heerführer, etwas auffallendes thun zu müssen, um den Argwohn, als sey er eben nicht sonderlich geneigt, viel zur gemeinschaftlichen Sache beizutragen, von sich abzulehnen. Seine Absicht ging dahin: die an den Gränzen stehenden Preußen aus ihren Positionen zu verdrängen, sie zu bewegen, sich tiefer ins Land zurückzuziehn, und dadurch freiere Hände in der Lausitz zu bekommen, ohne es auf den ungewissen Ausgang eines Treffens ankommen zu lassen. Dies hoffte er zu bewirken, wenn er das Corps, welches der Feldzeugmeister Harsch bei Trautenau befehligte, gegen den Posten von Landshut vorrücken ließe. Harsch rückte bis Schömberg vor, nachdem er den General Woltersdorf mit ungefähr 6000 Mann bei Goldenelse zurückgelassen hatte. Er recognoscirte die preußische Stellung bei Reichhennersdorf, fand aber bald alle Schwierigkeiten, die seinem weitern Vordringen im Wege stehen würden; um indeß den Wünschen des Feldmarschalls Daun nach Möglichkeit zu entsprechen, suchte er durch abgesandte Detaschements dem Feinde die Communication mit Schweidnitz und seinen dortigen Niederlagen zu erschweren, und zu versuchen, ob und

wie lange Fouquet es in seiner Position würde aushalten können. Dem klugen Benehmen dieses Feldherrn setzte aber der unter ihm stehende General de Ville eine unüberlegte Hitze entgegen; er warf sich auf, durch künstliche Märsche Fouquet ohne Schwertstreich zu delogiren. Harsch bewies ihm mit Gründen das Gefährliche dieses Manövers; und da er durch Vorstellung nichts ausrichten konnte: so überließ er dem Günstlinge des Kaisers die ganze Ausführung, und schützte eine Unpäßlichkeit vor. De Ville schickte sich an, einen Plan zu realisiren, von dem er sich so viel versprach. Er drang ungehindert über Conradswalde bis Fürstenstein vor, nahm daselbst eine feste Position, und unterbrach dadurch wirklich die Communication zwischen Schweidnitz und Landshut.

Fouquet verhielt sich bei diesem Zuge des Feindes ganz ruhig. Das Unzweckmäßige seiner Unternehmung, die, von keiner in der Nähe stehenden Armee unterstützt, ihn zu weit von seinen Magazinen entfernte, leuchtete ihm ein. Er hielt sich versichert, daß de Ville bald sein Vorhaben würde aufgeben müssen, wenn er ihm die Gelegenheit, sich mit Lebensmitteln zu versehen und sicher nach Böhmen zurückzukehren, würde benommen haben. In dieser Voraussetzung ließ er alle dahin führenden Hauptstraßen besetzen, alle Schleifwege verhauen und verderben; den General Krockow stellte er mit 4000 Mann bei Landshut auf, und nahm seine Hauptposition zwischen Conradswalde und Friedland.

De Ville blieb einige Tage ruhig stehen. Seine leichten Truppen streiften bis Breslau, und er erwartete mit Ungeduld, daß die Preußen das Gebirge verlassen sollten. Allein aus dem Verfahren seines Gegners schloß er bald,

daß er dazu eben so wenig Hoffnung habe, als zu den Mitteln, sich länger in Schlesien zu erhalten; ja seine Besorgniß stieg mit jedem Tage, als er erfuhr, daß man ihm die Wege nach Böhmen sorgfältig zu versperren bemüht sey. Jezt erst merkte er, wie weise Harsch von dieser Expedition geurtheilt, und daß, so leicht es ihm geworden sey, in Schlesien einzudringen, es ihm eben so schwer, wo nicht unmöglich werden könne, sich ohne großen Verlust wieder herauszuziehn. Nur durch einen Umweg war dies zu bewirken; dieser war aber so beschwerlich, daß er Gefahr lief, seine Artillerie, sein Gepäcke und seinen Nachzug einzubüßen. Es schien ihm daher rühmlicher, mit dem Degen in der Hand, sich eine der Hauptstraßen zu eröffnen. Die Versuche, die der General Janus bald bei Conradswalde, bald im Einverständnisse mit dem General Wolfersdorf bei Friedland machen mußte, waren fruchtlos; auf beiden Punkten ward er mit großem Verluste zurückgeschlagen. Da nun auf der Hauptstraße nicht mehr fortzukommen war: so blieb de Ville nur noch der Weg über Johannisberg offen. So beschwerlich dieser zu durchziehen ist, so war bei seinem Corps der Brodmangel doch so drückend, daß er, nothgedrungen, sich dazu entschließen mußte. Die größte Gefahr dabei war, daß Fouquet ihm auch diesen versperren konnte, wenn er von seinem Vorhaben zeitig Nachricht erhielt; um also seine Absicht möglichst zu verbergen, nahm er sein Lager bei Gottesberg, und gab sich das Ansehn, als wolle er einen ernstlichern Versuch machen, bei Conradswalde durchzubrechen. Während dieser Zeit mußte sein Gepäck jenen beschwerlichen Weg einschlagen; mit Einbruch der Nacht folgte er in zwei Kolonnen, und war so glücklich, Johannisberg zu erreichen, ehe sein Nachtrab eingeholt werden konnte. Diese Entschlos-

senheit rettete diesmal sein ganzes Corps; denn schon hatte Fouquet dem Obristen Le Noble aufgetragen, mit einigen leichten Truppen nach Tannhausen zu ziehn, um dem Gepäck aufzulauern, und er nahm diesen Befehl nur zurück, weil de Ville's standhaftes Betragen ihn einem Rückzuge ganz entgegengesetzte Absichten vermuthen ließ *). Zwar verfolgte er ihn bis an die Gränze, und wollte sogar das bei Königshayn vorgerückte Wolfersdorfische Corps überfallen; allein die dazu entworfene Disposition ward nicht belohnt, weil sich die Oestreicher mit solcher Eilfertigkeit nach Trautenau zurückzogen, daß sie ihr Lager und Gepäck im Stiche ließen. De Ville konnte sich sehr glücklich schätzen, der Gefahr, in die er sich gegen alle Vorstellung gestürzt hatte, mit so wenigem Verlust entgangen zu seyn. Gewiß, seine inconsequente Unternehmung, so wie Wolfersdorfs, ohne Einsicht und Disposition, gemachter Rückzug, verdienten eine derbere Züchtigung. Demungeachtet gelang es beiden durch ihren Einfluß bei Hofe, Alles zu ihrem

*) Warnery behauptet in seinen Campagnes de Fréderic II pag. 341, der General Fouquet habe ihn versichert, er hätte mit Bedacht den Oestreichern einen Ausweg offen gelassen, weil sie dem platten Lande entsetzlich lästig gefallen wären; allein diese Art, einen Feind aus der Schlinge zu lassen, stimmt so wenig mit Fouquets Denkungsart, als mit den ihm wohlbekannten Grundsätzen des Königs, und man wird bewogen, jene Aeußerung gegen Warnery für eine bloße Prahlerei zu halten. Denn da Fouquet, aus Besorgniß wegen eines muthigen Anfalls des Feindes bei Conradswalde, le Noble fast in eben dem Augenblicke wieder zurückrief, da er ihn abschickte: so ist es fast außer Zweifel, daß er wirklich den Entwurf gemacht hatte, de Ville auch dort zuvorzukommen, von diesen aber überlistet ward, und dies nicht habe auf sich kommen lassen wollen. —

Besten zu lenken; denn Dauns militärisches Sündenregister erlaubte ihm nicht, die Fehler seiner Unterfeldherren zu scharf zu rügen, ohne zugleich die seinigen zu verrathen.

So fruchtlos diese Unternehmung ablief, eben so wenig zweckmäßig waren die Schritte, welche Graf Daun in der Lausitz that, um dem abgeredeten Operationsplane zu entsprechen. In dem gegenwärtigen Feldzuge hat es wohl keine Periode gegeben, wo das Zusammentreffen der Umstände dem östreichischen Heerführer günstiger gewesen wäre, um mit weniger Gefahr und so vieler Hoffnung eines guten Erfolgs, zu Werke zu gehn. Allein, statt sich jezt als ein Cäsar zu zeigen, blieb er ganz zur Unzeit der Fabius, dessen Rolle er bisher so ausgezeichnet gespielt hatte. Er wußte, daß der König von Preußen, durch den Verlust der Schlacht bei Paltzig veranlaßt, mit einem großen Theile seiner Armee nach der Oder marschirt war, um sich den Fortschritten der Russen zu widersetzen; er konnte leicht überrechnen, daß er, selbst nach Abzug des Laudonischen Corps, der Armee des Prinzen Heinrich, die ihn beobachtete, um mehr als die Hälfte überlegen blieb, und er mußte fühlen, daß es seine Pflicht sey, die Operationen der Bundesgenossen seines Hofes, die sich für die gemeinschaftliche Sache so thätig zeigten, so viel als möglich zu erleichtern. Demungeachtet unternahm er nichts gegen den Prinzen Heinrich und erst am Tage der Schlacht bei Cunersdorf, nachdem er die Versicherung erhalten hatte, daß zwischen Crossen und dem Bober kein Feind zu sehen sey, verließ er das Lager bei Lauban, um über Priebus nach Triebel zu marschiren, wo er, nach dem Siege der Russen, gegen drei Wochen unthätig zubrachte.

Die Reichsarmee war dagegen desto thätiger gewesen.

Der Pfalzgraf von Zweibrücken, der sie anführte, hatte den Zeitpunkt genützt, in welchem Sachsen, bis auf die Städte Dresden, Leipzig, Torgau und Wittenberg, ganz von preußischen Truppen entblößt war, um dies Churfürstenthum dem Könige von Pohlen, August III, wieder zu unterwerfen. Nichts war leichter, weil nirgends Widerstand anzutreffen war. Leipzig und Wittenberg ergaben sich ohne Umstände, nur in dem elend befestigten Torgau, hielt der tapfere Obrist Wolfersdorf eine Belagerung von fünf Tagen aus, schlug alle Stürme, die der Feind machte, ab, erhielt eine ehrenvolle Kapitulation; und als man, bei seinem Abzuge aus der Stadt, solche in einigen Artikeln zu brechen suchte, besaß er Gegenwart des Geistes genug, den Prinzen von Stollberg durch einen muthigen Entschluß zu zwingen, sie nicht allein zu halten, sondern ihm noch mehr zuzugestehn als anfänglich verabredet worden war *).

Dresden war nur noch übrig, um sich den Besitz von ganz Sachsen zu verschaffen, und hierauf schien Feldmarschall Daun sein Hauptaugenmerk gerichtet zu haben. Schon im vorjährigen Feldzuge hatte er, wiewohl vergeblich, versucht, sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen; damals hinderte ihn aber, theils die Entschlossenheit des Kommandanten, Grafen Schmettau, theils der schnelle Marsch des Königs daran. Gegenwärtig war dieser bei Cunersdorf

*) Diese sonderbare Begebenheit, die sowohl in mehrern Schriften sehr umständlich erzählt, als auch in der Folge durch einen Kupferstich verewigt worden ist, beweist klar, wie viel der feste Charakter eines entschlossenen Mannes dazu beitragen kann, seinem niederträchtig genug denkenden Feind zu imponiren. Sie macht Wolfersdorf eben so viel Ehre, als sie den Namen seines Gegners mit Recht befleckt.

geschlagen, befand sich in der traurigsten Lage, ein Entsatz schien eine Unmöglichkeit, und folglich kein günstigerer Zeitpunkt eintreten zu können, um ihm eine Provinz zu entreißen, deren Besitz ihm so viel Vorschub zur Fortsetzung des Krieges verschaffte. Alles dieses fühlte Daun; und da ihm viel daran gelegen seyn mußte, ein Lieblingsprojekt, welches schon einmal, zu seinem größten Nachtheil, unausgeführt bleiben mußte, dennoch zu realisiren, so wandte er alle Mittel an, die sein vorsichtiger Charakter nur erdenken konnte, um sowohl den König, als den Prinzen Heinrich, zu hindern, in Sachsen wieder einzudringen. Man wird bewogen zu urtheilen: daß er, um die Eroberung von Dresden zu sichern, damals in der Unthätigkeit blieb, die ihm in der Folge die Mißhelligkeiten mit den nordischen Bundesgenossen und das nicht günstige Urtheil des Wiener Publikums zuzog. Zwar erreichte er seinen Endzweck; Dresden ging, wie wir gleich sehen werden, durch Zufall für die Preußen verlohren; dagegen konnte er durch seine, mit größter Bedachtsamkeit getroffene Vorkehrungen, weder den König abhalten, ein Corps zum Entsatz abzusenden, noch den Prinzen Heinrich hindern, den Schauplatz des Krieges wieder nach Sachsen zu versetzen. Aus dem einzigen Gesichtspunkte, die Belagerung von Dresden zu decken, verleitet, zog er eine Kette von starken Corps längs der schlesischen Gränze, von Marklissa bis Mühlrose, wo Haddick, nachdem er den Marsch der Laudonischen Hülfstruppen zur russischen Armee gesichert hatte, stehn geblieben war. Daun beging aber dadurch Fehler, die Prinz Heinrich zu benutzen verstand; dieser führte ihn durch künstliche Bewegungen irre, zwang ihn, sich auf Dresden zurückzuziehn, und machte durch diesen schönen Feldzug seinen militärischen

Ruhm unsterblich. Die Geschichte aller dieser merkwürdigen Begebenheiten ist kürzlich diese.

Nach der Eroberung von Torgau näherte sich die Reichsarmee der Stadt Dresden, und schloß, in Vereinigung mit den von dem Feldmarschall Daun, unter Anführung der Generale Wehla, Brentano und Maquire dahin abgesandten Corps, solche von allen Seiten ein. Um der Familie des Königs von Pohlen das Unangenehme einer Belagerung, und sich den Verlust vieler Menschen zu ersparen, versuchte der Herzog von Zweibrücken den Kommandanten durch allerlei Drohungen zur Uebergabe zu verleiten; allein Schmettau ließ sich nicht irre machen, antwortete in eben dem Tone, drohete gleichfalls, bei der ersten Feindseligkeit die Vorstädte abzubrennen, und traf Vorkehrungen, die von dem Vorsatze, sich auf das Verzweifeltste zu wehren, zeugten. Da seine Besatzung zu schwach und zu wenig zuverlässig war, um alle Werke der Festung zu vertheidigen: so verließ er die sogenannte Neustadt, um die Altstadt desto besser behaupten zu können. Eben als er mit allen diesen Einrichtungen zu Stande gekommen war, erhielt er jene Kabinetsordre, deren wir auf der S. 120 erwähnt haben, die seinen entschlossenen Vorsatz merklich schwächte, seine Lage veränderte, und in der Folge den Grund zu noch mehreren Unglücksfällen legte.

Noch hatte, im eigentlichen Verstande, die Belagerung nicht ihren Anfang genommen. Man erwartete zuvörderst das aus Böhmen herbeizuschaffende Geschütz; einige feindliche ...e auf die Ostervorstadt waren abgeschlagen, und dann ... Brand gesteckt worden. Maquire hatte die Neu... ...en und eine Batterie gegen die Elbbrücke auffahren ...ndere wurden auf der Osterwiese erbaut, um die

Werke

Werke zu beschießen, und ein von beiden Seiten wohl unterhaltenes Feuer war es, womit man sich wechselseitig begrüßte, als der Herzog von Zweibrücken erfuhr: daß es dem General Wunsch, den der König zum Entsatze von Dresden abgeschickt habe, geglückt sey, Wittenberg und Torgau wieder zu erobern, und daß er seinen Marsch auf Dresden richte. Diese unerwartete Nachricht, so wie die dringenden Vorstellungen des sächsischen Hofes, zu einer Kapitulation die Hand zu bieten, bewogen ihn, einen zweiten Versuch zu machen, den Kommandanten zur Uebergabe zu bestimmen. Maquire erhielt dazu den Auftrag. Er unterredete sich mit dem Grafen Schmettau auf der Brücke, ward zudringlich, und der Graf, der von der Ankunft des Entsatzes nichts wußte, glaubte dem vom Könige erhaltenen Befehle gemäß zu handeln, wenn er die vorgeschriebenen Bedingungen erhielte. Es ward also ein Waffenstillstand beliebt; Schmettau entwarf die Punkte der Kapitulation, und bedung sich darin, außer einem freien Abzuge, die Mitnahme der königlichen Kassen, sämmtlicher preußischen Artillerie, Munition Gewehre, Bagage, Montirungsstücke, Geräthschaften u. s. w. aus. Anfänglich wollte man feindlicher Seits dies nicht zugestehn; je näher aber Wunsch anrückte, desto mehr ließ der Herzog nach, bis endlich die Kapitulation so zu Stande kam, wie sie Schmettau vorgeschrieben hatte.

Am folgenden Tage (den 5ten September) erschien Wunsch auf der Straße von Großenhayn nach Dresden. Er fand den General Brentano auf den Höhen an dem Wege von Moritzburg in Schlachtordnung gestellt; griff ihn an, brachte ihn bald zum weichen, und nahm sich vor, die Neustadt zu stürmen, in der Voraussetzung, die Besatzung werde ihm zu Hülfe kommen, und den Feind zwischen zwei

Feuer bringen. Als er beim Fischhause ankam, fand er Brentano mit Wehla vereinigt vor sich. Er griff beide Feldherren an, und hatte sie über den Haufen geworfen, als eben die Nacht einbrach. Letztere beschloß er zu benutzen, um Nachrichten aus der Stadt zu erhalten; diese Hoffnung ward ihm aber vereitelt. Es war ihm nicht möglich etwas zuverlässiges von dem Zustande der Besatzung zu erfahren; es zeigte sich niemand, der ihm von dem Grafen Schmettau etwas hinterbracht hätte; eine todte Stille herrschte überall; es fiel so wenig von Seiten der Belagerer als der Belagerten ein Kanonenschuß, und hieraus mußte er schließen, der Kommandant müsse sich schon ergeben haben. In diesem Falle war ein längerer Aufenthalt eben so unnütz als gefährlich, und er zog sich daher nach Großenhayn zurück, um seinen durch angestrengte Märsche und beständige Gefechte abgematteten Soldaten einiger Erholung zu gönnen. Auf diese Weise mußte also jener in einer finstern Stunde des Unglücks geschriebene königliche Befehl die Veranlassung dazu geben, daß Dresden ohne Belagerung in östreichische Hände fiel. Eine Verzögerung von 24 Stunden wäre hinreichend gewesen, eine Stadt zu retten, an deren Erhaltung dem Könige so viel gelegen seyn mußte; denn bei Annäherung des Generals Wunsch, dessen Corps — wie es fast immer der Fall ist — durch die hundertzüngige Fama entsetzlich vergrößert, und zu 12,000 Mann angegeben wurde, bleibt es sehr wahrscheinlich, daß der Herzog von Zweibrücken den Entschluß gefaßt haben würde, die Belagerung aufzuheben.

So hat fast bei allen großen Begebenheiten das Schicksal die Hand mit im Spiele; und wenn es, in der verzweifelten Lage, selbst dem größten Geiste nicht zu verargen ist,

daß er sich übereilt, so bestimmt auch oft die Art und Weise wie ein ertheilter Befehl verstanden, oder ein gegebener Wink eingesehn wird, die Handlungen der Menschen. Dies war auch der Fall des Grafen Schmettau. Nach dem buchstäblichen Sinne jenes königlichen Befehls vom 14ten August war ihm nichts zur Last zu legen; allein da ihm einige Tage nachher aus dem Kabinet eine in Chiffern geschriebene Nachricht zugestellt wurde, daß noch nicht alles verlohren sey, sondern der König nur Geschütz, Munition und das aus Pommern im Anmarsch begriffene Corps des Generals Kleist erwarte, um wieder zu agiren: so konnte er sich leicht vorstellen, daß dessen ersten Schritte auf die Befreiung von Dresden gerichtet seyn würden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ward die Kapitulation zu rasch abgeschlossen, indem Schmettau die Festung fast in eben dem Augenblicke übergab, als der Entsatz schon in der Nähe war *).

Einige Zeitgenossen wollen behaupten, daß, als Wunsch an den Thoren von Dresden erschien, Schmettau die bereits gezeichnete Kapitulation eben sowohl hätte brechen können, als der Herzog von Zweibrücken sie dadurch durchlöcherte, daß er am Abend, als er zur Stadt

*) Warum Friedrich II dem General Schmettau diesen Wink bloß durch sein geheimes Kabinet geben ließ, statt solchen durch seine eigenhändige Unterschrift zu sanktioniren, ist ein Räthsel, das sich nur dadurch lösen läßt, wenn man voraussetzt: daß er, aus Besorgniß, der Entsatz möchte dem schwachen Wunschischen Corps nicht gelingen, und aus Furcht, die 7 Millionen durch eine förmliche Belagerung zu verlieren, den Kommandanten lieber an seinen ersten Befehl binden, zugleich aber demselben überlassen wollte, sich mit Einsicht zu benehmen, ohne sich dabei zu compromittiren. —

kam, die königliche Familie mit sich nach der Neustadt nahm. Wir wollen nicht entscheiden, ob Schmettau sich ein Recht anmaßen konnte, einen Vorwand zu erfinden, um die Kapitulation zu brechen. Vielleicht schien ihm dieser Schritt zu gefährlich; vielleicht dürfte ein Wolfersdorf in seiner Lage dazu mehr Entschlossenheit gehabt haben; so viel müssen wir indeß zugeben, daß er auf die ihm durch einen sichern Menschen zugestellte chiffrirte Nachricht zu wenig Rücksicht genommen zu haben, und nicht genug bemüht gewesen zu seyn scheint, Nachrichten von der Armee des Königs, besonders aber von dem, was an der Elbe vorging, einzuziehn. Hiernächst hätte er aus der großen Zudringlichkeit und Nachgiebigkeit des Herzogs von Zweibrücken billig Argwohn schöpfen, und nicht so eilig zu Werke gehen sollen, da ihm bekannt seyn mußte, wie wichtig der Besitz von Dresden damals war. Unter solchen Umständen mußte ihn freilich ein hartes Schicksal treffen *).

Von Großenhayn eilte Wunsch nach Torgau. Dieser Ort, den er kaum erobert hatte, lief Gefahr, dem General

*) Der König verurtheilte ihn zum Festungsarrest; durch viele Fürsprache und dadurch, daß er demselben verschiedene Plane, die er aus östreichischen Diensten, worin er zuvor gestanden hatte, überreichte, geschah es in der Folge, daß er seines Arrests entlassen, mit einer jährlichen Pension von 1000 Thaler begnadigt, und zu Brandenburg sich aufzuhalten angewiesen ward. Zwar versuchte er, dem Könige vorzustellen, daß er, in Rücksicht seines wenigen eigenen Vermögens, als General-Lieutenant, von diesem Gnadengehalte nicht leben könne; allein Friedrich, hierüber aufgebracht, antwortete ihm: er möchte froh seyn, seinen Kopf behalten zu haben. Schmettau besaß viele militärische Talente, und war besonders ein geschickter Ingenieur. Er starb in seinem Exil, ohne jemals wieder eine militärische Rolle gespielt zu haben.

St. Andrée, der mit 10,000 Mann davor gerückt war, wieder in die Hände zu fallen. Der grossen Ueberlegenheit des Feindes, der Vortheile seiner Position, und der Schwäche des preußischen Corps ungeachtet, griff er ihn mit so viel Geschicklichkeit als Ungestüm an, zwang ihn die Flucht zu ergreifen, und erbeutete acht Kanonen nebst dem ganzen Lager und allem Feldgeräthe. Wunsch, der an der Spitze seines Freiregiments nur als Partheigänger sich bekannt gemacht hatte, zeigte sich gegenwärtig als General von großen Einsichten. Durch Entschlossenheit, gute Auswahl der Dispositionen und geschickte Ausführung derselben, gelang es ihm, mit 4000 Mann einen beinahe zweimal stärkern Feind zu schlagen, das Vertrauen des Königs zu gewinnen, den schon sinkenden Muth der preußischen Truppen von neuem zu heben, und den Weg zur Wiedereroberung von Sachsen zu bahnen.

Während alles dieses an der Elbe vorfiel; herrschte bei der östreichischen und preußischen Armee eine Unthätigkeit, die das Publikum eben so sehr befremdete, als sie einzig und allein die Mittel an die Hand gab, daß Friedrich II sich erholen, und Prinz Heinrich Wege einschlagen konnte, ihm wieder Luft zu machen. Seit der Schlacht bei Cunersdorf hatte Feldmarschall Soltikow seine bei Lossow genommene Stellung nicht verlassen. Nach zwei erfochtenen blutigen Siegen schien er zu erwarten, daß Graf Daun auch seiner Seits auf die gemeinschaftliche Bahn mit eben der Thätigkeit fortwandeln werde, als er angewendet hatte, sie zu brechen. Diese Forderung war um so billiger, da er in zwei Schlachten über 20,000 Mann eingebüßt, dagegen die große östreichische Armee noch keinen Schritt von Erheblichkeit zum allgemeinen Entzwecke gethan hatte. Allein eine

so uneigennützige Denkungsart war eben so außer dem eigenthümlichen Charakter des Feldmarschalls Daun, als dem Systeme seines Hofes ganz und gar nicht angemessen. Gleich jener Katze hatte man sich Soltikows bedient, um gebratene Kastanien aus dem Feuer zu holen, und jezt verlangte man, daß er noch einmal die Pfötchen leihen sollte, um die letzte zu haschen. Daun schützte die Nothwendigkeit vor, durch seine Stellungen in der Lausitz, den König sowohl als den Prinzen Heinrich abhalten zu müssen, der Eroberung von Dresden Hindernisse in den Weg zu legen; daher ließ er den russischen Heerführer durch die an ihn gesandten Generale Lascy und Ajasassas verschiedentlich ersuchen, seine erlangten Vortheile zu nützen, und durch weiteres Vordringen das so lange gewünschte Ende des Trauerspiels rühmlichst herbeizuführen. Zugleich ließ es der Wiener Hof nicht an Geschenken fehlen, und der an demselben residirende französische Gesandte machte es dem bei der russischen Armee angestellten Marquis von Montalembert zur Pflicht, Soltikows Unentschlossenheit durch die ihm im Prospekte gezeigte Plünderung von Berlin und der Mark Brandenburg zu bestimmen, und dessen Ehrgeiz, durch den sophistischen Satz: daß, wenn er die sich ihm darbietende so günstige Gelegenheit entwischen ließe, er einem andern die Früchte seiner so mühsam errungenen Vortheile würde überlassen müssen, zu reizen. Allein weder Lascy's und Ajasassas militärischer Vortrag, noch die Geschenke des Wiener Hofes, noch Montalembert's Beredsamkeit, konnten den russischen Heerführer in Bewegung setzen. Zur Beförderung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten glaubte er in diesem Feldzuge genug gethan zu haben, hielt sich für verbunden, seiner Beherrscherinn den Rest ihrer Armee zu erhalten, und war

unwillig, daß die Bundesgenossen des Hauses Oestreich sich allein für dessen Interesse aufopfern, und ihm das Glück in die Hände spielen sollten. Nichts konnte ihn bewegen, einen Schritt zu wagen, den er seiner Convenienz nicht angemessen fand; vielmehr warf er dem Feldmarschall Daun seine Saumseligkeit vor, und ließ ihm die Versicherung geben: daß, wenn er ferner Schwierigkeiten machen würde, dem Könige von Preußen zu folgen, er seine Armee, die bisher alles, die östreichische aber noch nichts gethan hätte, nach Posen zurückführen würde.

Ein so bestimmter Ausspruch brachte Daun in keine geringe Verlegenheit; und da er weder durch die Vorstellungen seiner Abgesandten, noch durch die ihnen verliehene Fürsprache, seinen Collegen nach seinen Wünschen hatte beugen können: so beschloß er, selbst sich mit dem russischen Heerführer zu besprechen. Beide Feldherren und der Vermittler Montalambert trafen zu Guben zusammen. Der größte Theil des Publikums erwartete von dieser Konferenz die Entscheidung des traurigen Schicksals, welches Friedrich II bereitet werden dürfte; allein es ward hier nichts ausgemacht, was die Katastrophe hätte näher bringen können, weil die Gesinnungen der Heerführer noch zu stark im Widerspruch standen. Soltikow blieb unerschütterlich bei seinem einmal gefaßten Entschlusse; besonders schützte er die Beschwerlichkeit vor, in einem ganz ausgezehrten Lande seine Armee länger zu verpflegen, und Daun, der den Starrsinn des Russen auf keine andere Art besiegen zu können glaubte, als wenn er dessen geäußerte Bedenklichkeiten zu heben suchte, gab ihm die Versicherung: daß er dem Mangel an Bedürfnissen abhelfen, und sein Heer mit Brod und Futter versor-

gen wolle. Dies unerwartete, obgleich nicht zuverlässig scheinende Anerbieten nöthigte indeß seinem Collegen das Versprechen ab, in diesem Fall auf der linken Seite der Oder zu bleiben, nach der Eroberung von Dresden mit ihm nach Schlesien zu marschiren, sich einer oder der andern Festung zu bemächtigen, und dann in dieser Provinz die Winterquartiere zu beziehen.

Die in allem Betracht unüberlegte Verbindlichkeit, wozu sich Feldmarschall Daun hier verpflichtete, zeigt, wie sehr es ihm am Herzen gelegen haben müsse, die Russen nicht aus einem Spiele zu lassen, welches sie auf ihre eigene Gefahr ihm gewinnen helfen sollten. Jezt machte er sich zu etwas anheischig, das er nicht leisten konnte. Den für seine Armee nöthigen Unterhalt mußte er schon aus Böhmen ziehn. Alle Transporte, die aus diesem Königreiche nach den Depots von Zittau, Görliz und Lauban, und von dort nach Triebel geschahen, mußten zur Achse fortgeschafft werden. Dies erforderte eine Menge von Anspannung, die verdoppelt werden mußte, sollte auch die russische Armee daran Antheil nehmen, und schon hieraus sieht man, wie wenig auf seine Zusage zu rechnen war. Hiernächst mußte er von Marklissa längs des Queißes eine Kette von starken Posten ziehn, um den bei Schmottseifen gelagerten Prinzen Heinrich zu hindern, sich der Transporte, oder der kleinen Depots, zu bemeistern, und dadurch schwächte er sein Hauptcorps merklich. Rechnete er etwa darauf, daß ihm die Eroberung von Dresden zum Meister von ganz Sachsen und der Elbe machen würde, so waren dennoch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Kurz, Daun hatte diesmal weniger überlegt, als gehandelt; er war seinem System und seinem Charakter ungetreu geworden. Die Begierde, alles zu er-

langen, ohne selbst dazu zu wirken, ließ ihn das Ziel verfehlen, und dadurch legte er den Grund zu jenen Mißhelligkeiten, die ihn mit dem Feldmarschall Soltikow entzweiten, so wie zu dem Uebergewichte, welches der König durch das meisterhafte Betragen des Prinzen Heinrich über ihn wiedererlangte.

Wenn man über die eben erzählten Begebenheiten Betrachtungen anstellt: so wird es dem Geschichtforscher einleuchtender, warum nach zwei erlittenen Niederlagen, aus deren muthmaßlichen Folgen Friedrichs Feinde schon seinen nahen Untergang prophezeihen wollten, dieser Fürst dennoch das Glück hatte, alle Anschläge seiner Gegner zu vernichten. Hätte nicht in der ersten Betäubung über seinen erlittenen Verlust, die Erhaltung von sieben Millionen baren Geldes und so vieler Kriegsbedürfnisse, ihm eine Uebereilung in Absicht des Schicksals von Dresden abgenöthigt: so dürfte es schwer zu entscheiden seyn, wer von beiden, er oder seine mächtigen Feinde, in diesem Feldzuge das Meiste geleistet hätten. Zwar war diese Uebereilung die erste mitwirkende Ursache, wodurch er Dresden, und mit dieser Residenz des Churhauses Sachsen, seinen besten Waffenplatz verlohr; allein kaum verstrichen einige ruhige Tage nach der Schlacht bei Cunersdorf; kaum ward er inne, daß Soltikow seinen Untergang allein zu befördern keine Lust bezeigte: so erwachte bei ihm wieder ein Stral von Hoffnung. Er glaubte durch die Absendung des Generals Wunsch nach Dresden seinen, dem Grafen Schmettau ertheilten Befehl zurückzunehmen; da aber dies nicht glückte, Feldmarschall Daun auch 20,000 Mann, unter Anführung des Generals Haddik, nach der Elbe sandte, um die Reichsarmee zu verstärken und Sachsen zu behaupten: so detaschirte er auch seiner

Seits den General Fink mit 8000 Mann nach Torgau, um sich mit Wunsch zu vereinigen. Diese beiden Feldherren hatten die Geschicklichkeit, das feindliche Heer in seinem Laufe aufzuhalten, und nach einem unentschieden gebliebenen Treffen, die Gegend von Meißen, bis zur Ankunft des Prinzen Heinrich in Sachsen, zu behaupten. Ehe wir indeß dieses für die Angelegenheiten des Königs so wichtigen Zeitpunkts gedenken, müssen wir des vortrefflichen Feldzuges erwähnen, wodurch dieser Prinz seinen militärischen Ruhm mit verewigt hat.

Kaum hatte er den Verlust der unglücklichen Schlacht bei Cunersdorf und die kritische Lage des Königs erfahren, so sah er sehr wohl ein, daß es bloß auf seine Geschicklichkeit ankommen werde, die so sehr zerrütteten Umstände seines königlichen Bruders wieder zu verbessern. So, wie die Sachen damals standen, war eine solche Unternehmung äußerst schwer zu realisiren, und es gehörte gerade ein solcher Feldherr, wie Prinz Heinrich, dazu, um das zu bewirken, was wahrscheinlich dem gedroheten Umsturze der preußischen Staaten vorbeugen konnte. Durch offenbare Gewalt den Wechsel des Glücks zu erzwingen, war bedenklich. Das bei Schmottseifen gelagerte Heer, selbst mit Inbegriff des bei Landshut aufgestellten Fouquetschen Corps, war an Anzahl der Streiter weit unter dem des Feldmarschalls Daun; alle Gemeinschaft mit der Armee des Königs war völlig unterbrochen, zwei große Heere verhinderten die Vereinigung; Dresden und das Churfürstenthum Sachsen stand im Begriff von der Reichsarmee verschlungen zu werden, und gerieth diese Provinz in die Hände des Feindes, so gingen so viele Ressourcen verlohren, wodurch bisher der Krieg mit abwechselndem Glücke war ausgehalten worden.

In diesem entscheidenden Zeitpunkt entwarf er einen Operationsplan, dessen feines Gewebe allen treffenden, tiefdurchdachten Unternehmungen der Helden der Vorzeit an Güte völlig gleich kam, und den er mit eben so vieler Geschicklichkeit als Ruhm ausführte. Der ihm bekannte vorsichtige, selbst zuweilen peinliche Charakter seines Gegners flößte ihm die Idee ein, demselben glaublich zu machen, er sey entschlossen, die Vereinigung mit dem Könige mit Gewalt zu erzwingen, und wenn er, wie höchst wahrscheinlich, seine dataschirten Corps an sich gezogen haben würde, alsdann Bewegungen gegen seine in der Oberlausitz angelegten Magazine zu unternehmen, um ihn dadurch zu nöthigen, die Nieder-Lausitz zu räumen, und auf solche Weise einen Versuch zu machen, entweder die Gemeinschaft mit der königlichen Armee wieder herzustellen, oder sich den Weg nach Sachsen zu bahnen. In dieser Absicht schob er ein Corps von 12,000 Mann, unter Anführung des Generals Ziethen, bis Sorau vor, und folgte mit der Armee bis Sagan; den Oberbefehl über die bei Schmottseifen zurückgelassenen Truppen aber übrrtrug er dem General Fouquet, der mit einem Theile seines Corps von Landshut dahin aufbrechen mußte.

Ziethens unerwartete Erscheinung, mitten unter den vorgeschobenen Abtheilungen des feindlichen Heeres, machte den östreichischen Feldherrn stutzen; eine solche Dreistigkeit war ihm auffallend. Hieraus, und aus einigen ihm gemachten Blendwerken, glaubte er, die ganze Armee des Prinzen Heinrich sey vor ihm, und stehe bereit ihn anzugreifen. Jezt bereuete er seinen, bloß in Hinsicht der gewisseren Eroberung von Dresden begangenen Fehler, daß er nämlich seine Armee so weit auseinander zog; und obgleich er die Corps der

haben, mit dem Kern seiner Infanterie uns zu erreichen; dann aber war wahrscheinlich Tod oder Gefangenschaft unser Loos. Standhaftigkeit ist zwar der edelste Zug in dem Charakter eines Kriegers; Vorsichtigkeit, besonders bei einem Beobachtungscorps, darf jedoch auch nicht aus der Acht gelassen werden. Ziethen stand nicht bei Sorau um diesen Posten durchaus zu behaupten, sondern um Eifersucht zu erwecken, und dennoch stand dieser, durch seine ausgezeichnete Tapferkeit und durch seine Talente zum kleinen Kriege so berühmt gewordene Feldherr, dessen Asche ich noch verehre, im Begriff, 12,000 Mann seinem Heroismus aufzuopfern, zu einer Zeit, da sein Beherrscher nicht tausend entbehren konnte. —

Seit der Schlacht bei Cunersdorf hatten die verbündeten östreichischen und russischen Heere ein fühlbares Uebergewicht über den König von Preußen erhalten; auch lag es nur an ihnen, ihre erlangten Vortheile besser zu benutzen, um ihn in eine noch dringendere Verlegenheit zu setzen. Mitten im Laufe ihres Glücks trat aber die Göttinn der Zwietracht auf, warf den Zankapfel unter die Bundesgenossen, und hemmte dadurch die wirkliche Ausführung des großen Vorhabens. Friedrich und Heinrich hingegen verstanden diesen günstigen Zeitpunkt, mit eben so vieler Entschlossenheit als Geschicklichkeit zu benutzen, um die Absichten ihrer Feinde zu vereiteln.

Sobald Feldmarschall Soltikow seine bisherige Stellung bei Lossow verlassen hatte, um nach der Nieder-Lausitz zu marschiren, so brach auch der König von Fürstenwalde auf, setzte über die Spree und lagerte seine Armee unweit Lübben. Dieser Marsch hatte zwei besondere Gegenstände zum Augenmerke; theils eröffnete er sich dadurch eine Ge-

meinschaft mit Sachsen, und da er damals von der Erobe=rung von Dresden noch keine Nachricht hatte, so konnte er, wie wir es bereits erwähnt haben, den General Fink dahin abgehn lassen, um, in Vereinigung mit Wunsch, dies zu hintertreiben; theils blieb er dadurch den Russen nahe, konnte ihre ferneren Bewegungen beobachten, und seine Maßregeln nach den ihrigen nehmen. Nichts fehlte jezt noch, als die Gemeinschaft mit der Armee des Prinzen Heinrichs wieder herzustellen; allein bei den Positionen, welche die Feinde bei Lieberose und Triebel genommen hatten, war diese nicht zu erwarten, dürfte auch sobald nicht erfolgt seyn, hätte der Prinz nicht das Talent gehabt, die Blößen klüglich zu nutzen, die ihm Feldmarschall Daun gab.

Durch seinen nach Sagan und Soran unternommenen künstlichen Marsch hatte er diesen Feldherrn fast außer Fassung gebracht. Er, der sich nie stark genug fühlte, war dadurch veranlaßt worden, seine in der Ober=Lausitz zerstreuten Corps an sich zu ziehn; dadurch ward diese Gegend entblößt, und nur General de Ville war bei Lauban stehn geblieben, um die Magazine von Görlitz, Bauzen, Zittau und Friedland zu decken. Auf einmahl geht Prinz Heinrich über Bunzlau bis Löwenberg zurück, sendet aber den im alten Lager bei Schmottseifen stehen gebliebenen General Stutterheim mit 7000 Mann nach Friedland in Böhmen. Dieser macht die dortige Besatzung zu Gefangenen, erobert daselbst ein kleines Magazin, und durch ein anderes Corps, welches Ziethen nach Schömberg führte, unterstützt, macht er Demonstrationen auf das von Zittau. De Ville, dem die Sicherung der Magazine anvertraut war, der den Prinzen Heinrich vor sich, Stutterheim in Böhmen sieht, weiß nicht was er zuerst decken soll; in dieser Verlegenheit ent=

haben, mit dem Kern seiner Infanterie uns zu erreichen; dann aber war wahrscheinlich Tod oder Gefangenschaft unser Loos. Standhaftigkeit ist zwar der edelste Zug in dem Charakter eines Kriegers; Vorsichtigkeit, besonders bei einem Beobachtungscorps, darf jedoch auch nicht aus der Acht gelassen werden. Ziethen stand nicht bei Sorau um diesen Posten durchaus zu behaupten, sondern um Eifersucht zu erwecken, und dennoch stand dieser, durch seine ausgezeichnete Tapferkeit und durch seine Talente zum kleinen Kriege so berühmt gewordene Feldherr, dessen Asche ich noch verehre, im Begriff, 12,000 Mann seinem Heroismus aufzuopfern, zu einer Zeit, da sein Beherrscher nicht tausend entbehren konnte. —

Seit der Schlacht bei Cunersdorf hatten die verbündeten östreichischen und russischen Heere ein fühlbares Uebergewicht über den König von Preußen erhalten; auch lag es nur an ihnen, ihre erlangten Vortheile besser zu benutzen, um ihn in eine noch dringendere Verlegenheit zu setzen. Mitten im Laufe ihres Glücks trat aber die Göttinn der Zwietracht auf, warf den Zankapfel unter die Bundesgenossen, und hemmte dadurch die wirkliche Ausführung des großen Vorhabens. Friedrich und Heinrich hingegen verstanden diesen günstigen Zeitpunkt, mit eben so vieler Entschlossenheit als Geschicklichkeit zu benutzen, um die Absichten ihrer Feinde zu vereiteln.

Sobald Feldmarschall Soltikow seine bisherige Stellung bei Lossow verlassen hatte, um nach der Nieder-Lausitz zu marschiren, so brach auch der König von Fürstenwalde auf, setzte über die Spree und lagerte seine Armee unweit Lübben. Dieser Marsch hatte zwei besondere Gegenstände zum Augenmerke; theils eröffnete er sich dadurch eine Ge-

meinschaft mit Sachsen, und da er damals von der Eroberung von Dresden noch keine Nachricht hatte, so konnte er, wie wir es bereits erwähnt haben, den General Fink dahin abgehn lassen, um, in Vereinigung mit Wunsch, dies zu hintertreiben; theils blieb er dadurch den Russen nahe, konnte ihre ferneren Bewegungen beobachten, und seine Maßregeln nach den ihrigen nehmen. Nichts fehlte jezt noch, als die Gemeinschaft mit der Armee des Prinzen Heinrichs wieder herzustellen; allein bei den Positionen, welche die Feinde bei Lieberose und Triebel genommen hatten, war diese nicht zu erwarten, dürfte auch sobald nicht erfolgt seyn, hätte der Prinz nicht das Talent gehabt, die Blößen klüglich zu nutzen, die ihm Feldmarschall Daun gab.

Durch seinen nach Sagan und Soran unternommenen künstlichen Marsch hatte er diesen Feldherrn fast außer Fassung gebracht. Er, der sich nie stark genug fühlte, war dadurch veranlaßt worden, seine in der Ober-Lausitz zerstreuten Corps an sich zu ziehn; dadurch ward diese Gegend entblößt, und nur General de Ville war bei Lauban stehn geblieben, um die Magazine von Görlitz, Bauzen, Zittau und Friedland zu decken. Auf einmahl geht Prinz Heinrich über Bunzlau bis Löwenberg zurück, sendet aber den im alten Lager bei Schmottseifen stehen gebliebenen General Stutterheim mit 7000 Mann nach Friedland in Böhmen. Dieser macht die dortige Besatzung zu Gefangenen, erobert daselbst ein kleines Magazin, und durch ein anderes Corps, welches Ziethen nach Schömberg führte, unterstützt, macht er Demonstrationen auf das von Zittau. De Ville, dem die Sicherung der Magazine anvertraut war, der den Prinzen Heinrich vor sich, Stutterheim in Böhmen sieht, weiß nicht was er zuerst decken soll; in dieser Verlegenheit ent-

unter die Genies im eigentlichen Verstande gerechnet werden; er war in seinen Entschlüssen oft zu inconsequent, als daß er große Thaten mit Ruhm hätte ausführen sollen, und seine Operationen in Oberschlesien und bei Landshut geben die treffendste Carricatur zu seinen militärischen Talenten; allein im gegenwärtigen Falle scheint er doch Nachsicht zu verdienen. Mit 10 bis 12,000 Mann, die er zur Deckung so vieler Magazine befehligte, war er nicht im Stande, es mit der ganzen Armee des Prinzen Heinrich aufzunehmen; und wenn bei dieser Gelegenheit von beiden östreichischen Feldherren einer die gröbsten Fehler beging, so war es wohl Feldmarschall Daun, der aus übertriebener Bedenklichkeit, durch die falschen Demonstrationen des Prinzen verleitet, die Oberlausitz entblößte, und bei dem Rückzuge der Preußen von Sagan zu nachlässig war, die Corps der Generale Buccow und Beck sogleich nach Lauban zu senden, um diesen Posten zu behaupten. Da indeß einer von beiden die Schuld des dadurch zerrütteten Operationsplans tragen mußte, so traf natürlich de Ville dieses Schicksal.

Die Nachricht von dem Rückzuge der östreichischen Armee nach Bauzen erregte im russischen Hauptquartier eine außerordentliche Bewegung. Kaum war das zwischen beiden Heerführern geherrschte Mißverständniß gehoben; der russische hatte sich sogar bequemt, dem Ansinnen des östreichischen, obgleich ungern, zu genügen; letzterer hatte erst vor wenigen Tagen die Versicherung ertheilen lassen, daß er, den Befehlen seines Hofes zufolge, gegen den König von Preußen anrücken werde, und dennoch verschwindet er aus der Niederlausitz, trennt auf einmal die Gemeinschaft mit seinen Bundesgenossen, und eröffnet dagegen die zwischen beiden preußischen Heeren zeither unterbrochen gewesene ge-

flissentlich wieder. Nothwendig mußte ein solches Betragen den Feldmarschall Soltikow äußerst aufbringen, und den schon lange gehegten Argwohn, als sey es dem Grafen Daun kein Ernst, die Gefahren des Krieges mit ihm zu theilen, völlig bestätigen. Er brach daher in bittre Klagen über den Wankelmuth seines Alliirten aus, und beschloß, gleich am folgenden Tage die Armee nach der Oder zurückzuführen. Dieser rasche Entschluß bekümmerte den General Laudon besonders. Er sah voraus, daß dieser Schritt ihn sowohl, als den Feldmarschall Daun, in die größte Verlegenheit setzen würde, und er kannte Soltikows, so wie der mehresten seiner Feldherren Gesinnungen zu gut, als daß er nicht hätte befürchten sollen, die Russen würden diese Gelegenheit ergreifen, um einem Feldzuge ein Ende zu machen, dessen Last und Gefahren sie allein getragen, und so rühmlich bestanden hatten. In diesem Falle schien es ihm sehr wahrscheinlich, Friedrich II werde die Russen in Frieden ziehen lassen, um, in Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich, den Grafen Daun das ganze Gewicht seiner Macht fühlen zu lassen, ihm das zum Theil eroberte Sachsen zu entreißen, und auf solche Weise das durch zwei verlohrne Feldschlachten gesunkene Gleichgewicht wieder herzustellen. Diese Betrachtungen bewogen ihn, alles anzuwenden, um Soltikow auf andre Gedanken zu bringen; da aber weder Vorstellungen noch Entschuldigungen des dem Feldmarschall Daun abgenöthigten, gewiß unwillkührlichen Betragens nichts fruchten wollten, so nahm er seine Zuflucht zu dem bei der russischen Armee angestellten Marquis Montalembert. Diesem war nicht weniger daran gelegen, den beabsichtigten Rückzug zu hintertreiben, da ihn die Befehle seines Hofes dazu aufmunterten; allein auch dieser mußte sein

ganze Beredsamkeit verschwenden, ehe er den Verdruß des russischen Feldherrn zu mildern vermochte, und nur, nachdem er ihn etwas besänftiget hatte, glückte es dem schlauen Vermittler abermals, das Gewicht, welches er über Soltikows Leidenschaften errungen hatte, zu nützen, die mehresten Generale in sein Interesse zu ziehn, und auf solche Weise den Rückzug einstweilen noch zu verhindern: ja, jener versprach sogar, die Belagerung von Glogau unter den schon vorhin gemachten Bedingungen zu unternehmen. — Montalembert und Laudon ließen dies, dem Anscheine nach, bei dem russischen Heerführer wieder auflodernde Feuer nicht erlöschen; sie vermochten ihn, den General Romanzow ins östreichische Lager zu senden, um diesen Vorschlag zu thun; und obgleich Daun sich sehr ungern schwächte, so sah er sich doch nothgedrungen, die verlangte Verstärkung zu bewilligen, und den General Campitelli damit abzusenden.

Ob es übrigens Soltikow je Ernst gewesen sey, die Belagerung von Glogau wirklich zu unternehmen, daran müssen wir billig zweifeln. Während des diesjährigen Feldzuges hatte er seinen kollegialischen Bundesgenossen genau kennen gelernt; er hatte seine Abneigung gegen gewagte Operationen wahrgenommen, und es wäre nicht befremdend, wenn er unter solchen Umständen Bedenken getragen hätte, seinen erworbenen Ruhm und das Schicksal seiner Armee ferner aufs Spiel zu setzen, da seine Mitarbeiter, dem Anscheine nach, ihn im Stiche ließen. Wahrscheinlich bleibt es daher, daß er, bloß um den Schein zu vermeiden, als sey er nicht gesonnen, der gemeinschaftlichen Angelegenheit die Hand zu bieten, Bedingungen forderte, deren Erfüllung er von Dauns bekannter Peinlichkeit keinesweges erwartete. Montalembert, dieser scharfsichtige Beobachter und

gründliche Menschenkenner, hatte selbst keinen Glauben an Soltikows Aufrichtigkeit; und da er erfuhr, daß er, während Romanzow ins östreichische Lager gereist war, im Einverständnisse mit Fermor und mehreren Feldherren, damit umging, bei Crossen wieder über die Oder zurückzugehn: so mußte er sein ganzes Ansehn aufbieten, um dies Vorhaben zu hintertreiben. Wirklich war Soltikow betroffen, als ihm sein Abgesandter die Nachricht brachte, daß Campitelli mit 10,000 Mann auf dem Wege sey, um zu ihm zu stoßen. Mit verbissenem Unwillen erklärte er daher, daß er nunmehr nach Christianstadt marschiren wolle; fände er aber daselbst nicht versprochenermaßen auf vierzehn Tage Brod und Futter, so könne man versichert seyn, er werde keinen Schritt weiter thun.

Das schnelle Verschwinden der östreichischen Armee aus der Niederlausitz und der Marsch der Russen nach Guben, bewirkten auch in des Königs Lager eine Veränderung. Die Gemeinschaft der Bundesgenossen war nunmehr unterbrochen. Daun, durch die geschickten Operationen des Prinzen Heinrich irre geführt, hatte seine bisherige Bahn verlassen, um wieder rückgängig zu werden. Von den Russen glaubte Friedrich jezt weniger zu besorgen zu haben, da sie, selbst in der Nähe ihrer Alliirten, nicht sonderlich thätig gewesen waren, und es war ihm einleuchtend, daß sie sich gegenwärtig, da sie sich allein überlassen blieben, gewiß zu keinen großen Unternehmungen anschicken würden. Er beschloß daher, ihnen nicht zu folgen, vielmehr Demonstrationen gegen den Feldmarschall Daun zu machen, um bei ihm Besorgnisse wegen Dresden zu erwecken. In dieser Absicht nahm er eine anderweitige Position bei Kottbus; nachdem er aber in Erfahrung brachte, daß Campitelli

ganze Beredsamkeit verschwenden, ehe er den Verdruß des russischen Feldherrn zu mildern vermochte, und nur, nachdem er ihn etwas besänftiget hatte, glückte es dem schlauen Vermittler abermals, das Gewicht, welches er über Soltikows Leidenschaften errungen hatte, zu nützen, die mehresten Generale in sein Interesse zu ziehn, und auf solche Weise den Rückzug einstweilen noch zu verhindern: ja, jener versprach sogar, die Belagerung von Glogau unter den schon vorhin gemachten Bedingungen zu unternehmen. — Montalembert und Laudon ließen dies, dem Anscheine nach, bei dem russischen Heerführer wieder auflodernde Feuer nicht erlöschen; sie vermochten ihn, den General Romanzow ins östreichische Lager zu senden, um diesen Vorschlag zu thun; und obgleich Daun sich sehr ungern schwächte, so sah er sich doch nothgedrungen, die verlangte Verstärkung zu bewilligen, und den General Campitelli damit abzusenden.

Ob es übrigens Soltikow je Ernst gewesen sey, die Belagerung von Glogau wirklich zu unternehmen, daran müssen wir billig zweifeln. Während des diesjährigen Feldzuges hatte er seinen kollegialischen Bundesgenossen genau kennen gelernt; er hatte seine Abneigung gegen gewagte Operationen wahrgenommen, und es wäre nicht befremdend, wenn er unter solchen Umständen Bedenken getragen hätte, seinen erworbenen Ruhm und das Schicksal seiner Armee ferner aufs Spiel zu setzen, da seine Mitarbeiter, dem Anscheine nach, ihn im Stiche ließen. Wahrscheinlich bleibt es daher, daß er, bloß um den Schein zu vermeiden, als sey er nicht gesonnen, der gemeinschaftlichen Angelegenheit die Hand zu bieten, Bedingungen forderte, deren Erfüllung er von Dauns bekannter Peinlichkeit keinesweges erwartete. Montalembert, dieser scharfsichtige Beobachter und

gründliche Menschenkenner, hatte selbst keinen Glauben an Soltikows Aufrichtigkeit; und da er erfuhr, daß er, während Romanzow ins östreichische Lager gereist war, im Einverständnisse mit Fermor und mehreren Feldherren, damit umging, bei Crossen wieder über die Oder zurückzugehn: so mußte er sein ganzes Ansehn aufbieten, um dies Vorhaben zu hintertreiben. Wirklich war Soltikow betroffen, als ihm sein Abgesandter die Nachricht brachte, daß Campitelli mit 10,000 Mann auf dem Wege sey, um zu ihm zu stoßen. Mit verbissenem Unwillen erklärte er daher, daß er nunmehr nach Christianstadt marschiren wolle; fände er aber daselbst nicht versprochenermaßen auf vierzehn Tage Brod und Futter, so könne man versichert seyn, er werde keinen Schritt weiter thun.

Das schnelle Verschwinden der östreichischen Armee aus der Niederlausitz und der Marsch der Russen nach Guben, bewirkten auch in des Königs Lager eine Veränderung. Die Gemeinschaft der Bundesgenossen war nunmehr unterbrochen. Daun, durch die geschickten Operationen des Prinzen Heinrich irre geführt, hatte seine bisherige Bahn verlassen, um wieder rückgängig zu werden. Von den Russen glaubte Friedrich jezt weniger zu besorgen zu haben, da sie, selbst in der Nähe ihrer Alliirten, nicht sonderlich thätig gewesen waren, und es war ihm einleuchtend, daß sie sich gegenwärtig, da sie sich allein überlassen blieben, gewiß zu keinen großen Unternehmungen anschicken würden. Er beschloß daher, ihnen nicht zu folgen, vielmehr Demonstrationen gegen den Feldmarschall Daun zu machen, um bei ihm Besorgnisse wegen Dresden zu erwecken. In dieser Absicht nahm er eine anderweitige Position bei Kottbus; nachdem er aber in Erfahrung brachte, daß Campitelli

Märschen und Manövern so geübten Armee, als die preußische, konnte sie mit wahrscheinlich gutem Erfolg ausgeführt werden; indeß mußten List und Verschwiegenheit doch ebenfalls das Ihrige dabei thun.

Daun stand mit seiner ganzen Macht bei Bauzen; er war nur einen starken Marsch vom preußischen Lager entfernt, und nachdem er durch die unerwartete Bewegung des Königs gegen den Bober, aus der Besorgniß wegen Sachsen gezogen worden: so beschloß er den Prinzen Heinrich anzugreifen und wieder nach Schlesien zurückzudrängen. Allein in eben dem Augenblicke, da er sich dazu anschickt, überlistet ihn sein Gegner zum andernmal. Sein Gepäck läßt er nach Lichtenhayn zurückbringen, um seinem angeblichen Rückzuge Glaubwürdigkeit zu verschaffen; seine auf der Landskrone und an der Wittig ausgestellten Corps zieht er an sich; nun bricht er in der Abenddämmerung auf, und ohne seiner Armee mehr als einige Stunden Erholung zu gönnen, legt er innerhalb drei Tagen und drei Nächten einen Marsch von zehn Meilen, über Rothenburg und Klettau bis in den vor Hoyerswerda belegenen Wald, zurück.

Hier erfuhr er von den Landesbewohnern, daß der General Wehla mit einem Corps von 4000 Mann hinter der schwarzen Elster stehe, keine Nachricht von seiner Ankunft habe, und mit einem Theile seiner Officiere eben auf die Jagd geritten sey. Sogleich macht der Prinz den Entwurf, dieses so sorglos lebende Corps zu überfallen und gänzlich aufzuheben. Zwischen dem Walde und der Stadt lag eine schöne Ebene, die man durchziehen mußte um an die Elster zu gelangen, und es war also nothwendig, sich auf derselben nicht eher zu zeigen, bis alle Anstalten zum gemeinschaftlichen Angriffe vorbereitet waren. Der Prinz ließ daher seinen

sende Mißhelligkeiten mit ihren Bundesgenossen sie wieder nach Pohlen zurückbrachten.

Zu allen diesen glücklichen Ereignissen trugen unstreitig die künstlichen Operationen des Prinzen Heinrich das meiste bei. Ohne diese würde der König keine Freiheit gehabt haben, wieder so thätig zu werden, als er es nach dem Rückzuge des Feldmarschalls Daun ward; ja es dürfte am Ende seinen Feinden leicht möglich geworden seyn, ihm Sachsen gänzlich zu entreißen, den Hauptschauplatz des Krieges ins Herzothum Schlesien zu versetzen, und seine magdeburgischen Provinzen den Streifereien der Reichsarmee bloßzustellen. Nachdem aber Daun nach Bauzen zurückgescheucht war, und der König Sagan erreicht hatte, ging Prinz Heinrich mit einem viel umfassenden Projekte um, das, wenn es mit Klugheit und Entschlossenheit ausgeführt wurde, nothwendig den bisher trüben Aussichten einen erneuerten Glanz geben mußte: kurz, mit einem Projekte, das nur ein Feldherr, wie Prinz Heinrich war, in seiner damaligen Lage entwerfen und ausführbar machen konnte.

Aus dem ängstlichen Benehmen des Grafen Daun schloß er sehr zuverlässig, daß die Erhaltung von Sachsen, und besonders von Dresden, ihm vorzüglich am Herzen liege; eben so wichtig aber war der Besitz dieses Churfürstenthums dem Interesse des Königs; und da er diesem, durch seine gegen Görlitz gemachten Bewegungen, den Weg nach Schlesien wieder zu eröffnen das Glück gehabt hatte: so beschloß er nunmehr nach Sachsen zu marschiren, dadurch die ganze östreichische Macht gleichfalls dahin zu ziehn, und auf solche Weise dem Kriege die alte günstige Lage wieder zu geben. Diese Unternehmung war indeß eben so kühn als mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, und nur mit einer in

tapfern Soldaten hätte erkauft werden müssen; hier aber der Verlust verhältnißmäßig sehr gering war. Sie zerrüttete auf einmal alle weit aussehenden Entwürfe des Feldmarschalls Daun; sie gab neuen Stoff zur Unzufriedenheit, und endlich zum gänzlichen Rückzuge des russischen Heeres, und ihre Folgen verschafften dem Prinzen den Besitz eines Theils von Sachsen und der Elbe bis Torgau wieder. Daun vermochte nicht ihm denselben wieder zu entreißen: ja am Ende würde er das ganze Churfürstenthum geräumt haben, um seine Winterquartiere in Böhmen zu nehmen, hätte die Ausführung der folgenden Operationen vom Prinzen Heinrich allein abgehangen. —

Während lezterer den Grafen Daun auf eine so empfindliche Art überlistete, war dieser nach Görlitz vorgerückt, um ihn anzugreifen. Wie groß war nicht sein Erstaunen, als er die Preußen dort nicht mehr fand, auch keine positive Nachricht erhalten konnte, wohin sie sich gewendet hätten. Anfänglich hieß es, sie wären nach Sagan zum Könige marschirt. Dieses Gerücht hatte viel Wahrscheinlichkeit, weil man ihre Kolonnen zwischen der Neiße und dem Queis wahrgenommen haben wollte; und da dieser Schritt den Russen Verderben drohete, so ging er über die Neiße und lagerte sich bei Mosca. Allein hier wurden ihm die Augen geöffnet, als er den Marsch des Prinzen nach Hoyerswerda erfuhr. Jezt traf die für die Russen gefürchtete Gefahr ihn selbst, und es war ihm sehr glaubwürdig, daß Prinz Heinrich ihn von Dresden abzuschneiden im Stande seyn könne. Schnell eilte er daher nach Bauzen zurück. Hier ward ihm der dem General Wehla begegnete Unfall gemeldet, und nun säumte er auch keinen Augenblick um Dresden zu erreichen, über die Elbe zu setzen und ein festes Lager bei Kes-

selsdorf zu beziehen. Dieser Marsch ward fast ununterbrochen fortgesetzt; viele seiner Soldaten unterlagen der Anstrengung, noch mehrere sahen die Gelegenheit ab, auszureißen, so daß, wenn man den Verlust bei Hoyerswerda mit in Rechnung stellt, seine Armee um 5000 Mann vermindert ward; eine Einbuße, die vielleicht eine Schlacht nicht nach sich gezogen haben würde.

Kaum hatte Prinz Heinrich seine Unternehmung so glücklich ausgeführt, als er von einem, zwischen dem Haddikischen und dem bei Meißen stehenden Finkischen Corps, zum Nachtheil des letzteren, vorgefallenen Gefechte benachrichtigt wurde. In Absicht des Vorfalls war diese Nachricht gegründet, in Absicht des Ausgangs aber war sie falsch. Freilich hatten die Oestreicher die Preußen angegriffen, allein das Treffen war unentschieden geblieben; die preußische Cavallerie war bei demselben eben so gut von der feindlichen geschlagen worden, als die östreichische Infanterie die preußische zum weichen zu bringen nicht vermocht hatte. Fink hatte seinen Posten behauptet, da Haddik sich wieder zurückgezogen hatte. Diese Aufklärung erhielt der Prinz erst als er das Lager bei Elsterwerda bezog, und dieser veränderte Umstand bewog ihn, bei Marschwitz über die Elbe zu gehn, um sich mit den General Fink zu vereinigen. Allein eines Theils wollten die bei der Armee befindlichen Pontons zur Schlagung einer Brücke nicht reichen, andern Theils war zu befürchten, daß das bei Kesseldorf bereits eingetroffene Daunische Heer nicht säumen würde, das Finkische Corps zum Rückzuge zu zwingen. In dieser Hinsicht hielt es der Prinz für sicherer, nach Torgau aufzubrechen, um jenseits der Elbe die Vereinigung zu Stande zu bringen.

tapfern Soldaten hätte erkauft werden müssen; hier aber der Verlust verhältnißmäßig sehr gering war. Sie zerrüttete auf einmal alle weit aussehenden Entwürfe des Feldmarschalls Daun; sie gab neuen Stoff zur Unzufriedenheit, und endlich zum gänzlichen Rückzuge des russischen Heeres, und ihre Folgen verschafften dem Prinzen den Besitz eines Theils von Sachsen und der Elbe bis Torgau wieder. Daun vermochte nicht ihm denselben wieder zu entreißen: ja am Ende würde er das ganze Churfürstenthum geräumt haben, um seine Winterquartiere in Böhmen zu nehmen, hätte die Ausführung der folgenden Operationen vom Prinzen Heinrich allein abgehangen. —

Während lezterer den Grafen Daun auf eine so empfindliche Art überlistete, war dieser nach Görlitz vorgerückt, um ihn anzugreifen. Wie groß war nicht sein Erstaunen, als er die Preußen dort nicht mehr fand, auch keine positive Nachricht erhalten konnte, wohin sie sich gewendet hätten. Anfänglich hieß es, sie wären nach Sagan zum Könige marschirt. Dieses Gerücht hatte viel Wahrscheinlichkeit, weil man ihre Kolonnen zwischen der Neiße und dem Queis wahrgenommen haben wollte; und da dieser Schritt den Russen Verderben drohete, so ging er über die Neiße und lagerte sich bei Mosca. Allein hier wurden ihm die Augen geöffnet, als er den Marsch des Prinzen nach Hoyerswerda erfuhr. Jezt traf die für die Russen gefürchtete Gefahr ihn selbst, und es war ihm sehr glaubwürdig, daß Prinz Heinrich ihn von Dresden abzuschneiden im Stande seyn könne. Schnell eilte er daher nach Bauzen zurück. Hier ward ihm der dem General Wehla begegnete Unfall gemeldet, und nun säumte er auch keinen Augenblick um Dresden zu erreichen, über die Elbe zu setzen und ein festes Lager bei Kes-

so glaubte er diesen eher durch geschickte Manöver als durch offenbare Gewalt zu erreichen. Dieser zwar sichere, aber ungleich langsamere Gang war seinem vorsichtigen Charakter so angemessen, daß zu vermuthen ist, das Leben vieler tausend seiner Krieger zu erhalten, sey hierbei weniger in Betrachtung gezogen worden, als die Besorgniß, seinen eigenen Ruhm aufs Spiel zu setzen. Diese Langsamkeit gewährte aber dagegen dem preußischen Heerführer den großen Vortheil, die Absichten seines Gegners sogleich zu durchschauen, und zweckmäßige Maßregeln darnach zu nehmen; ein Vortheil, den eine raschere Thätigkeit des Feindes — wäre sie auch mit einiger Gefahr verknüpft gewesen — vereitelt haben würde.

Dauns Augenmerk war also dahin gerichtet, den Prinzen auf die Gemeinschaft mit seinen rückwärts liegenden Magazinen aufmerksam zu machen. In dieser Hinsicht marschirte er, wiewohl mit möglichster Vorsicht, um die preußische rechte Flanke herum, und versuchte diese Armee von Torgau abzuschneiden, während er ein Corps in die Gegend von Leipzig sandte: vermuthlich in Hoffnung, diesen Ort wieder zu erobern. Prinz Heinrich, der aus der Nähe des Feindes auf einen unfehlbaren Angriff geschlossen, und alle Vorkehrungen getroffen hatte, ihn aufs kräftigste zu empfangen, sah nicht sobald, wohin die wahre Absicht seines Gegners gerichtet war, als er sein Lager bei Strehla verließ, ein sehr festes hinter dem sogenannten großen Teiche bei Torgau bezog, und den General Fink mit 5000 Mann in die Gegend von Eulenburg sandte, um die Communication mit Leipzig zu unterhalten.

Sehr zufrieden, daß schon sein erster Versuch, die Preußen zum Rückzuge verleitet habe, beschloß Daun nun-

Daun war sehr unzufrieden darüber, daß General Haddik den General Fink von Meißen nicht vertrieben hatte. Er ließ ihn seinen Unwillen merken; Haddik verließ die Armee, und Daun wollte nun selbst mit seiner ganzen Macht versuchen, was sein Unterfeldherr mit seinem Corps nicht hatte bewirken können. Schon rückte er in drei Kolonnen bis Miltitz vor; allein Fink zog sich mit solcher Vorsicht und Ordnung nach Strehla zurück, daß er sich die Bewunderung seines Gegners erwarb, der es fast für unmöglich gehalten hatte, daß er ihm zu entwischen im Stande seyn würde. An eben dem Tage (2ten Oktober) führte Prinz Heinrich seine Armee bei Torgau über die Elbe, vereinigte sich mit dem Finkischen Corps bei Strehla, während Daun sein Lager bei Heda aufschlug.

Jezt war also der Schauplatz des Krieges wieder nach Sachsen versetzt. Dies bedauernswürdige Land, welches schon vier Jahre dessen Geißel empfunden, und sich schon mit dem Ende der Drangsale die es erlitt, geschmeichelt hatte, fiel nun aufs neue unter die Gewalt seiner Feinde, die es in der Folge eben so stark angriffen als seine Bundesgenossen es gelegentlich mitnahmen. Besonders traf dies Schicksal jezt die Gegend zwischen Meißen und Torgau. Beide Hauptarmeen standen in der Nähe; sie waren, wenn man die hinter dem plauenschen Grunde gelagerte Reichsarmee, so wie die sämmtliche ungarische Miliz, nicht mit in Anschlag bringt, an Stärke einander ziemlich gleich, und in dieser Lage schien ein Treffen unvermeidlich. Feldmarschall Daun hatte dazu von seinem Hofe den Befehl erhalten; allein da bei der Stärke der preußischen Position, dessen Ausgang zweifelhaft schien, und der Hauptzweck doch nur darauf hinauslief, den Prinzen Heinrich aus Sachsen zu verdrängen,

aussetzung zu suchen ist, daß Daun sich schmeichelte, schon seine Demonstrationen würden den Prinzen veranlassen, auf seinen Rückzug über die Elbe Bedacht zu nehmen, gab diesem Gelegenheit schleunige Vorkehrungen zu treffen, das Ahrenbergische Corps angreifen und aus seinem Rücken vertreiben zu lassen, ehe die östreichische Armee Zeit oder Willen bekäme, sich demselben durch eine veränderte Position näher zu bringen. Bei dieser Gelegenheit legte Prinz Heinrich abermals einen auffallenden Beweis seiner militärischen Talente ab. Wunsch mußte mit 4000 Mann über die Elbe gehen, seinen Weg nach Wittenberg nehmen, daselbst wieder über diesen Fluß setzen, sich mit Rebentisch vereinigen, dann den Herzog von Ahrenberg in den Rücken fallen, während Fink ihn von vorn angreifen würde.

Der Umweg, den Wunsch nehmen mußte, um über Wittenberg zum General Rebentisch zu stoßen, erforderte drei Tage, und glücklicherweise ließ Feldmarschall Daun diese ungenützt verstreichen. Endlich ertheilte er dem Herzoge von Ahrenberg den Befehl, nach Wittenberg zu marschiren, und sich dieses Orts so wie des dortigen Magazins zu versichern. Allein gerade an eben dem Tage, an welchem sich dieser Feldherr dazu anschickte, war auch dessen Angriff beschlossen. Sein Vortrab und der des Wunschischen Detaschements begegneten einander unweit Merkwitz; diese unerwartete Erscheinung und die Nachricht, daß sich das Corps des Generals Fink mit starken Schritten nähere, brachte die Oestreicher dergestalt außer Fassung, daß sie sich so schnell wie möglich in den Torgauer Wald warfen. Die Unordnung, mit der dieser Rückzug geschah, war indeß so groß, daß die preußische Cavallerie Gelegenheit fand in das feindliche Grenadiercorps einzuhauen, und den General Gem-

mingen nebst 28 Officieren und 1400 Gemeinen zu Gefangenen zu machen, das übrige aber zu zerstreuen.

So warf Prinz Heinrich durch Geschicklichkeit den großen Entwurf des Feldmarschalls Daun über den Haufen, ehe er zur Reife kommen konnte. Zu spät sah dieser seinen begangenen Fehler ein; zu spät fiel es ihm aufs Herz, daß er, an dem Tage, an welchem das Ahrenbergische Corps bei Domitsch angelangt war, das schönste Spiel in Händen gehabt, aber durch seine eigene Unthätigkeit verlohren habe, und daß die so sehnlich gewünschte Eroberung von Sachsen abermals auf eine andere günstigere Zeit verschoben werden müsse. Dies war auch das Urtheil der weisesten unter seinen Feldherren. Sie sahen mit Verdruß, daß, der großen Ueberlegenheit ungeachtet, die Früchte, die man sich von diesem Feldzuge versprochen hatte, durch ein übertriebenes Zaudern wieder verlohren gegangen waren; ihre Stimme war die des Wiener Publikums, und machte besonders auf diejenigen einen lebhaften Eindruck, denen der vom Hofe ertheilte gemessene Befehl, den Prinzen Heinrich mit Gewalt aus Sachsen zu vertreiben, bekannt geworden war. Unter veränderten Umständen dürfte Graf Dauns Betragen eine schärfere Ahndung nach sich gezogen haben; allein die ausgezeichnete Gnade die Maria Theresia für ihn hegte, und das unbegränzte Zutrauen, welches sie in die Einsichten des Siegers bei Kollin und Hochkirchen setzte, machte, daß sie sein ganzes Benehmen auf die herablassendste Art entschuldigte.

Durch der Vorgang bei Merkwitz abgeschreckt, durch die eintretende rauhe Jahreszeit und den Rückmarsch der Russen nach Pohlen veranlaßt, unternahm Daun nichts weiter, als daß er sein Lager auf das sorgfältigste verschanzte,

allmählig

allmählig Vorkehrungen zu seinem Rückzuge nach Dresden machte, und Anstalten traf, die Winterquartiere zu beziehen. Prinz Heinrich war dagegen auf die kleinsten Bewegungen des Feindes aufmerksam, suchte durch gut gewählte Stellungen, die er seinen abgesonderten Corps gab, seinem Gegner einen längern Aufenthalt zu verbittern, und in dieser Lage blieben die Angelegenheiten in Sachsen bis zur Ankunft des Königs, zum größten Ruhme des Prinzen, seines Bruders.

VI.

Rückzug der Russen nach Pohlen. — Der König von Preußen geht nach Sachsen. — Begebenheiten bei Maxen und Meißen, im November 1759.

Der durch die künstlichen Manöver des Prinzen Heinrich bewirkte Rückzug der großen östreichischen Armee nach Sachsen, hatte den Feldmarschall Soltikow äußerst aufgebracht, und er entrüstete sich noch mehr, als er bei seiner Ankunft bei Christianstadt diejenigen Lebensmittel nicht vorfand, die Graf Daun ihm dort zusammenbringen zu lassen versprochen hatte. Das treulose Betragen seiner Bundesgenossen, und der Mangel, dem seine Armee ausgesetzt ward, brachten ihn daher zu dem raschen Entschlusse, der verabredeten Belagerung von Glogau zu entsagen, bei Crossen über die Oder zu gehn, und sich seinen Magazinen in Pohlen zu nähern. Sich bewußt, die Verbindlichkeiten eines Alliirten

möglichst erfüllt zu haben, würde auch sein beleidigter Stolz ihn nicht von seinem Vorhaben abgebracht haben, hätte der schlaue Marquis Montalambert nicht die Kunst verstanden, ihn zu besänftigen, und, um ihn wenigstens Glogau näher zu bringen, dahin vermocht, statt nach Crossen nach Karolath zu marschiren. Ueberhaupt aber ward nunmehr das Einverständniß zwischen dem russischen Heerführer und dem das östreichische Hülfskorps befehlenden General Laudon täglich zweideutiger; die leidenschaftliche Thätigkeit des letztern verstieß nur zu oft gegen den Eigenwillen und Starrsinn des stolzen Russen, und alle Bemühungen des französischen Geschäftsträgers, zwei so verschiedene Charaktere zum gemeinschaftlichen Ziele zu vereinigen, fruchteten weiter nichts, als den König von Preußen etwas länger in Schlesien aufzuhalten. Das Mißverständniß zwischen den Anführern der vereinigten Russen und Oestreicher hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß es gänzlich hätte ausgerottet werden können. Der empfindliche Laudon, mit dem Schneckengange der Russen unzufrieden, wünschte nichts mehr, als sich von selbigen zu trennen, und Soltikows Plan ging dahin, bald die Winterquartiere hinter der Weichsel zu beziehen. Diese Verstimmung der Gemüther konnte nur Montalambert einigermaßen in Harmonie bringen. Wirklich gab Soltikow so viel nach, daß er den Marsch nach Carolath antrat, zugleich aber Verfügungen traf, daß dort Brücken über die Oder geschlagen wurden.

Das zweideutige Einverständniß der feindlichen Heerführer gab dem Könige wesentliche Vortheile. Auf ihre Bewegungen aufmerksam, brach er von Sagan auf, und nahm eine vortheilhafte Stellung auf den Höhen bei Zobelwitz. Von hieraus war er im Stande, sich Glogau zu nähern,

falls es Soltikow noch Ernst seyn möchte, diese Festung zu belagern; auch war seine Freude, sich dem Feinde so künstlich vorgelegt zu haben, so groß, daß er, als er mit dem Vortrabe auf der neuen Lagerstelle anlangte, ausrief: dieser glückliche Tag ist mir mehr werth, als der glänzendste Sieg!

Freilich war in diesem bisher gefahrvollen Spiele das Glück wieder auf seine Seite getreten; denn wie hätte er sonst mit einer geschlagenen, endlich nur bis auf 24000 Mann wieder angewachsenen Armee seinen mächtigen Feinden die Spitze bieten können, wenn diese mit Einsicht und Eifer zu Werke gegangen wären? Allein dieser unerwartete Glückswechsel machte auch einen besondern Eindruck auf Friedrichs II Seele; auf den Höhen von Zobelwitz erschien er in einem ganz andern Lichte, als im Lager bei Fürstenwalde. Seit der unglücklichen Schlacht bei Cunersdorf war er der herablassendste Fürst von der Welt gewesen: ja er war sogar so weit gegangen, einige seiner Officiere um ihre Meinung zu befragen, durch welche Mittel er seine so kritische Lage verbessern könne. Unter diesen waren der Obrist Moller, von der Artillerie, und der Ingenieur-Capitän Marquart diejenigen, deren Einsichten und Rathschlägen er das meiste Gehör zu geben schien. Beide, durch die Gunstbezeigungen ihres Monarchen angefeuert, hatten alle Kräfte aufgeboten, seinen Wünschen zu entsprechen, und letzterer hatte sich durch seine künstlich entworfenen Märsche nach Sagan besonders ausgezeichnet *). Kaum aber war Fried-

*) Die Anlage zu den eben so künstlichen als gefahrvollen Märschen, welche die Armee des Königs, in der Nähe der Russen, durch die Niederlausitz nach dem Bober unternahm, war unstreitig ein Verdienst des Capitäns Marquart; indeß mußte er sowohl, wie der

möglichst erfüllt zu haben, würde auch sein beleidigter Stolz ihn nicht von seinem Vorhaben abgebracht haben, hätte der schlaue Marquis Montalambert nicht die Kunst verstanden, ihn zu besänftigen, und, um ihn wenigstens Glogau näher zu bringen, dahin vermocht, statt nach Crossen nach Karolath zu marschiren. Ueberhaupt aber ward nunmehr das Einverständniß zwischen dem russischen Heerführer und dem das östreichische Hülfskorps befehlenden General Laudon täglich zweideutiger; die leidenschaftliche Thätigkeit des letztern verstieß nur zu oft gegen den Eigenwillen und Starrsinn des stolzen Russen, und alle Bemühungen des französischen Geschäftsträgers, zwei so verschiedene Charaktere zum gemeinschaftlichen Ziele zu vereinigen, fruchteten weiter nichts, als den König von Preußen etwas länger in Schlesien aufzuhalten. Das Mißverständniß zwischen den Anführern der vereinigten Russen und Oestreicher hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß es gänzlich hätte ausgerottet werden können. Der empfindliche Laudon, mit dem Schneckengange der Russen unzufrieden, wünschte nichts mehr, als sich von selbigen zu trennen, und Soltikows Plan ging dahin, bald die Winterquartiere hinter der Weichsel zu beziehen. Diese Verstimmung der Gemüther konnte nur Montalambert einigermaßen in Harmonie bringen. Wirklich gab Soltikow so viel nach, daß er den Marsch nach Carolath antrat, zugleich aber Verfügungen traf, daß dort Brücken über die Oder geschlagen wurden.

Das zweideutige Einverständniß der feindlichen Heerführer gab dem Könige wesentliche Vortheile. Auf ihre Bewegungen aufmerksam, brach er von Sagan auf, und nahm eine vortheilhafte Stellung auf den Höhen bei Zobelwitz. Von hieraus war er im Stande, sich Glogau zu nähern,

falls es Soltikow noch Ernst seyn möchte, diese Festung zu belagern; auch war seine Freude, sich dem Feinde so künstlich vorgelegt zu haben, so groß, daß er, als er mit dem Vortrabe auf der neuen Lagerstelle anlangte, ausrief: dieser glückliche Tag ist mir mehr werth, als der glänzendste Sieg!

Freilich war in diesem bisher gefahrvollen Spiele das Glück wieder auf seine Seite getreten; denn wie hätte er sonst mit einer geschlagenen, endlich nur bis auf 24 000 Mann wieder angewachsenen Armee seinen mächtigen Feinden die Spitze bieten können, wenn diese mit Einsicht und Eifer zu Werke gegangen wären? Allein dieser unerwartete Glückswechsel machte auch einen besondern Eindruck auf Friedrichs II Seele; auf den Höhen von Zobelwitz erschien er in einem ganz andern Lichte, als im Lager bei Fürstenwalde. Seit der unglücklichen Schlacht bei Cunersdorf war er der herablassendste Fürst von der Welt gewesen: ja er war sogar so weit gegangen, einige seiner Officiere um ihre Meinung zu befragen, durch welche Mittel er seine so kritische Lage verbessern könne. Unter diesen waren der Obrist Moller, von der Artillerie, und der Ingenieur-Capitän Marquart diejenigen, deren Einsichten und Rathschlägen er das meiste Gehör zu geben schien. Beide, durch die Gunstbezeigungen ihres Monarchen angefeuert, hatten alle Kräfte aufgeboten, seinen Wünschen zu entsprechen, und letzterer hatte sich durch seine künstlich entworfenen Märsche nach Sagan besonders ausgezeichnet *). Kaum aber war Fried-

*) Die Anlage zu den eben so künstlichen als gefahrvollen Märschen, welche die Armee des Königs, in der Nähe der Russen, durch die Niederlausitz nach dem Bober unternahm, war unstreitig ein Verdienst des Capitäns Marquart; indeß mußte er sowohl, wie der

die bestimmte Nachricht erhalten, daß Feldmarschall Daun sich anschicke, nach Böhmen zurückzugehen. Nun halfen keine Vorstellungen mehr; ungesäumt trat er den Marsch nach Pohlen an, Laudon aber trennte sich von ihm, und zog nach Kalisch, von wo aus er längs der schlesischen Gränze, vom Fouquetschen Corps stets begleitet, über Tetschen nach Mähren marschirte, auf diesem Umwege aber vielen Mühseligkeiten ausgesetzt blieb.

Der um diese Zeit vom Podagra befallene König von Preußen ließ keine Bewegungen machen, um den Feind zu verfolgen; vielmehr vertheilte er seine Armee in verschiedene Corps. Eins von 8000 Mann, unter Anführung des Generals Gablentz, sandte er nach Trachenberg, um Laudons Marsch längs der schlesischen Gränze zu beobachten. Ein anderes von 5000 Mann führte General Mayer nach Hirschberg und Landshut, um das Gebirge zu besetzen, während General Fouquet, dem ihm ertheilten Auftrage gemäß, die Laudonische Armee verfolgen, und Oberschlesien decken sollte. Der übrige Theil des preußischen Heeres ging wieder über die Oder zurück, und General Hülsen trat mit 13,000 Mann den Marsch nach Sachsen an, während der König zu Glogau seine Genesung abwartete.

Kaum hatte Feldmarschall Daun den völligen Rückzug der Russen nach Pohlen, und den Marsch der Preußen nach der Elbe erfahren, als er sogleich Anstalten traf, sein bisheriges Lager bei Schilda aufzuheben, und sich gegen Dresden zurückzuziehn. Indeß nahm er sich doch Zeit dazu; denn fürs erste ging er nur bis Heinitz zurück, und stellte den General Brentano unweit Roßwein auf, um seine linke Flanke zu decken. Prinz Heinrich folgte ihm bis Lomatsch, und sandte den General Fink mit 10,000 Mann nach Mut-

schen, um das Brentanoische Corps zu beobachten. Um diese Zeit setzte Hülsen mit den von der Oder abgeführten Truppen bei Hirschstein über die Elbe; und da Prinz Heinrich sich nunmehr im Stande sah, die linke Flanke der östreichischen Armee mit mehr Sicherheit zu umgehen, den Feind von Freiberg abzuschneiden, Streifereien nach Böhmen zu wagen, und so durch künstliche Manöver Daun zu nöthigen, sich zu einem noch schnellern Rückzuge anzuschicken: so verstärkte er den General Fink noch mit 5000 Mann, und trug ihm auf, das Brentanoische Corps weiter zurückzudrängen. Fink ging bei Döbeln über die Mulda, und besetzte Roßwein. Brentano zog sich nach Nossen zurück; und da er die Preußen auf sich anrücken sah, so stellte er sich in Schlachtordnung. Von beiden Seiten entstand ein heftiges Kanonenfeuer. General Wunsch, der den preußischen Vortrab befehligte, warf eine Abtheilung Kroaten, welche die linke Flanke der Oestreicher deckte, nach Nossen, und griff diese Stadt an, als Feldmarschall Daun eben persönlich auf dem Kampfplatz anlangte. Sogleich zog dieser das ganze Corps, zugleich aber auch den linken Flügel seiner Armee nach Deutsch-Bohra zurück; wogegen Fink sich bei Siebenlehn, gerade in der linken Flanke der großen östreichischen Armee lagerte, der Obrist Kleist die Reichscontingente aus Freiberg vertrieb, und bis Dippoldiswalda verfolgte.

Diese Vorfälle, so wie die vom General Fink genommene Position, machten den Grafen Daun besorgt. Gleich am folgenden Tage brach er auf, um sich bis Wilsdruf zurückzuziehen, und Prinz Heinrich hatte den Ruhm, denselben bloß durch ein geschicktes Manöver zu diesem Entschlusse gebracht zu haben. Wie glücklich wäre die preußische

Armee gewesen, hätte dieser weise Prinz ferner freie Hand behalten, die Operationen nach seiner Einsicht einzurichten! Allein das Verhängniß hatte ein anderes beschlossen. Es ereigneten sich Begebenheiten, deren Andenken in der Brandenburgischen Geschichte aufbewahren zu müssen, einem Patrioten schmerzlich fällt; die, außer einem ansehnlichen Verlust, einen Winterfeldzug nach sich zogen, statt daß die Armee, bei gemessenern Schritten, ruhige Winterquartiere beziehen, und wahrscheinlich wieder zu dem Besitz von Dresden gelangen konnte.

Die sonderbaren Begebenheiten, mit welchen der diesjährige Feldzug in Sachsen sich endigte, sind bisher so verschieden, so partheiisch erzählt, oder unter so mancherlei Gestalten aufgestellt worden, daß es dem geneigten Leser hoffentlich nicht unwillkommen seyn wird, wenn wir — bevor wir ihm die historischen Facta vortragen — einige Bemerkungen vorausschicken, um demselben einen Leitfaden in die Hand zu geben, sich richtigere Resultate zu abstrahiren.

An eben dem Tage, an welchem Feldmarschall Daun seinen Rückzug nach Wilsdruf veranstaltete, langte der König von Glogau zu Hirschstein an. Prinz Heinrich ritt ihm entgegen, und benachrichtigte ihm von der Lage der Angelegenheiten in Sachsen. Noch waren beide im vertraulichen Gespräche begriffen, als von den Vorposten gemeldet wurde: die östreichische Armee sey in acht Kolonnen aufgebrochen, um sich weiter rückwärts zu ziehen. Diese Nachricht schien den König zu überraschen, und eine gewisse Eigenliebe nöthigte ihm den Ausruf ab: Ha! ha! sie riechen mich schon, aber nun soll auch Daun der T.... holen. — Sogleich befahl er dem General Wedel, mit dem bei Hirschstein gelagerten Corps aufzubrechen, um unter

seiner eigenen Anführung dem Feinde auf den Fuß zu folgen; dem Prinzen Heinrich aber trug er auf, sich mit der ganzen Armee in Marsch zu setzen. Der Prinz nahm es auf sich, dem Könige dagegen vorzustellen: „diese so schnelle „Verfolgung werde zu nichts weiter dienen, als vielen bra„ven Leuten das Leben zu rauben. Er sey überzeugt, Daun „wünsche nichts angelegentlicher, als auf eine anständige „Art Sachsen zu verlassen, um seine Winterquartiere in „Böhmen zu beziehen. Wäre dieses — wie er aus gewissen „erhaltenen geheimen Nachrichten schließen müsse — sein „Plan: so würde die Räumung von Dresden eine Folge da„von seyn, indem es inconsequent seyn dürfte, eine starke „Besatzung darin zu lassen, welche, durch die Gebirge ab„geschnitten, auf keinen Beistand zu rechnen hätte, deren „Loos folglich auf jeden Fall eine sichere Gefangenschaft seyn „würde. Er bäte daher den König, mit etwas weniger „Uebereilung zu Werke zu gehen, und bloß durch gut ge„wählte Demonstrationen der abgesonderten Corps, den Feld„marschall Daun theils in die Nothwendigkeit zu versetzen, „seinen Rückzug zu beschleunigen, theils durch ein passiveres „Verhalten ihm gewissermaßen einen Vorschub zu leihen, „seinen beabsichtigten Rückzug zu beschönigen." — Alle diese, auf sehr richtigen Voraussetzungen beruhenden Vorstellungen konnten aber Friedrich II nicht überzeugen; und obgleich der Prinz großmüthig genug war, ihn zuletzt noch zu beschwören, nur noch 24 Stunden zu warten: so war doch des Königs einmal gefaßter Vorsatz zu fest, als daß er darin das mindeste hätte abändern sollen. Er selbst setzte sich an die Spitze des Wedelschen Corps, und hohlte den Nachzug des Feindes bei Krögis ein. Ein äußerst hitziges Gefecht, wobei von beiden Seiten eine Menge Menschen

blieb, die Oestreicher aber besonders viel verlohren; war die Folge davon.

Dieser geglückte Vorfall belebte die Seele des Königs aufs neue. Sie hatte bisher mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, daß der erste Strahl des wiederkehrenden Glücks ihr eine ungewöhnliche Spannkraft verlieh: ein nicht seltener Fall unter Menschen, die das Unglück — wenngleich nicht unverschuldet — verfolgt hat. Es bleibt daher höchst wahrscheinlich, daß Friedrich II sich schmeichelte, diesen Feldzug eben so, wie den von 1757, durch einen sogenannten Coup d'éclat zu enden, und aus dem, was in dieser Zeit vorfiel, wird man bewogen zu schließen: daß der König, zum Ersatz für alle erlittene Leiden, sich vorgesetzt hatte, sich an dem Feldmarschall Daun auf eine ausgezeichnete Weise zu rächen; daß er, um dies recht auffallend zu thun, ihm nicht einmal erlauben wollte, seinen Rückzug nach Böhmen durch die gewöhnlichen Gebirgswege zu nehmen, sondern daß er ihn dahin zu bringen glaubte, wieder über die Elbe zu gehn, und so durch die unwegsamsten und unwirthbaresten Gegenden des Gebirges seine Winterquartiere zu suchen. Groß war freilich dieser Plan angelegt, und man kann nicht leugnen, daß, wenn er hätte ausgeführt werden können, die östreichische Armee zu Grunde gerichtet worden wäre, da sie in jenen Gegenden, wohin man sie schlechterdings zu verweisen gedachte, aus Mangel an Lebensmitteln, bei einer so strengen Jahrszeit, dem größten Elende würde preisgegeben worden seyn. Allein die Mittel zu diesem riesenmäßigen Plane waren mit zu wenig Vorsicht gewählt, als daß er den Wünschen des Königs hätte entsprechen können; vielmehr brachte derselbe eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor, indem Daun,

den man in eine gefahrvolle Verlegenheit setzen wollte, Maßregeln ergriff, welche diejenigen ins Verderben stürzten, die stolz genug waren, ihm eine Grube zu graben. Wir überlassen es jedem Sachkundigen, zu beurtheilen, ob das ganze Projekt, von dessen sonderbaren Ausführung ich Augenzeuge war, zur Wirklichkeit gebracht werden konnte, ohne vorauszusetzen, daß ein Feldherr, an der Spitze einer so großen Armee gänzlich den Kopf verlohren hatte; und ob Prinz Heinrich, durch die kluge Fortsetzung seiner bisherigen geschickten Manöver, nicht eher den Zweck, Sachsen vom Feinde zu reinigen und alles wieder in das vorige Geleise zu bringen, würde bewirkt haben. — So vorsichtig und so wenig unternehmend man auch Daun kannte, so hatte er doch in seinem Heere Feldherren, deren Rathschlägen er Gehör gab, und die so viel Erfahrung als Talente besaßen, seine Unentschlossenheit zu bestimmen *).

Nach dem Gefechte bei Krögis ließ der König dem General Fink befehlen, nach Dippoldiswalda zu marschiren. Dieser, in die Geheimnisse des Prinzen Heinrich, so wie in die Art, im gegenwärtigen Falle die Operationen klüglich einzuleiten, eingeweiht, fand diesen Marsch noch zu voreilig. Er begab sich selbst zum Könige, um zu versuchen, ob es ihm, durch gegründete Vorstellungen, gelingen könne, denselben auf andere Gedanken zu bringen; ward aber vom Monarchen, in einem gebieterischen Tone, zum Gehorsam verwiesen, und erhielt sogar Befehl, bis Maxen vorzurücken.

---

*) Man will behaupten, General Lascy sey am eifrigsten bemüht gewesen, das Projekt, das Finkische Corps aufzuheben, dem Feldmarschall Daun, als sehr ausführbar, einzureden, und seine Unschlüssigkeit zu fesseln.

So wenig auch Fink den Nutzen dieser mit so vieler Gefahr verbundenen Position einzusehn vermochte, so mußte er dennoch gehorchen; gebrauchte indessen die Vorsicht, den Posten von Dippoldiswalda mit vier Bataillonen zu besetzen, um, falls er durch eine überlegene Macht gedrängt werden sollte, einen festen Punkt in seinem Rücken zu haben, auf den er sich sicher zurückziehen könnte.

Die Position, die Fink bei Maxen nehmen mußte, machte den Feldmarschall Daun besorgt. Sie konnte, da sie ihm den Weg nach Böhmen verlegte, sehr gefährlich werden, wenn er nicht schleunige Maßregeln dagegen ergriff. Er zog daher seine Armee von Wilsdruf ab, und lagerte solche bei Dresden, hinter dem sogenannten plauischen Grunde. Dies ist einer der stärksten Posten für ein Heer, dem es, so wie dem östreichischen, an nichts mangelt, wo die Natur des Bodens allen Vorschub thut, und die Kunst ihr nur die Hand reichen darf, um ein vollkommenes Ganzes zu bilden. Zugleich stellte er dem Finkischen Corps zwei verschiedene Abtheilungen entgegen, wovon die eine unter dem General Sincere auf der Straße nach Dippoldiswalda, die andere, vom General Brentano angeführt, auf dem Wege nach Pirna, die Reichsarmee aber bei Cotta, als der Straße nach Böhmen, zu stehen kam. Der König hingegen bezog sein bei Wilsdruf verlassenes Lager, und ließ den General Ziethen bis Kesselsdorf vorrücken.

So war die Stellung der Oestreicher und Preußen bei Dresden. Daun und der König standen einander im Angesichte; nur der plauische Grund, in welchem die Weiseritz fließt, trennte sie. Das Corps des Generals Fink stand zwar im Rücken des Feindes, fand sich aber zwischen den Abtheilungen der Generale Sincere und Brentano;

den man in eine gefahrvolle Verlegenheit setzen wollte, Maßregeln ergriff, welche diejenigen ins Verderben stürzten, die stolz genug waren, ihm eine Grube zu graben. Wir überlassen es jedem Sachkundigen, zu beurtheilen, ob das ganze Projekt, von dessen sonderbaren Ausführung ich Augenzeuge war, zur Wirklichkeit gebracht werden konnte, ohne vorauszusetzen, daß ein Feldherr, an der Spitze einer so großen Armee gänzlich den Kopf verlohren hatte; und ob Prinz Heinrich, durch die kluge Fortsetzung seiner bisherigen geschickten Manöver, nicht eher den Zweck, Sachsen vom Feinde zu reinigen und alles wieder in das vorige Geleise zu bringen, würde bewirkt haben. — So vorsichtig und so wenig unternehmend man auch Daun kannte, so hatte er doch in seinem Heere Feldherren, deren Rathschlägen er Gehör gab, und die so viel Erfahrung als Talente besaßen, seine Unentschlossenheit zu bestimmen *).

Nach dem Gefechte bei Krögis ließ der König dem General Fink befehlen, nach Dippoldiswalda zu marschiren. Dieser, in die Geheimnisse des Prinzen Heinrich, so wie in die Art, im gegenwärtigen Falle die Operationen klüglich einzuleiten, eingeweiht, fand diesen Marsch noch zu voreilig. Er begab sich selbst zum Könige, um zu versuchen, ob es ihm, durch gegründete Vorstellungen, gelingen könne, denselben auf andere Gedanken zu bringen; ward aber vom Monarchen, in einem gebieterischen Tone, zum Gehorsam verwiesen, und erhielt sogar Befehl, bis Maxen vorzurücken.

---

*) Man will behaupten, General Lascy sey am eifrigsten bemüht gewesen, das Projekt, das Finkische Corps aufzuheben, dem Feldmarschall Daun, als sehr ausführbar, einzureden, und seine Unschlüssigkeit zu fesseln.

sich waffnete, noch die Tapferkeit seiner Truppen, vermochten etwas gegen die große Uebermacht des Feindes, der, sobald er die Höhen von Maxen gewonnen hatte, sein Corps zersprengte und nach Falkenhayn und Bloschwitz zurücktrieb, wo es sich nun völlig eingeschlossen fand.

Hier sammelte Fink die Ueberbleibsel seiner Infanterie, und faßte den Entschluß, sich mit denselben über das rothe Wasser durchzuschlagen. Allein ihre Anzahl war viel zu gering um die gutbesetzten engen Pässe zu überwältigen. Mit der Cavallerie, die am wenigsten gelitten hatte, sollte indeß General Wunsch versuchen, sich der Wachsamkeit des Brentanoischen Corps zu entziehn, um durch Umwege wieder zur Armee des Königs zu stoßen. Wirklich ward in der Nacht dieser Versuch gemacht, und in Hoffnung, daß er gelingen werde, bemühte sich Fink, für seine Infanterie eine Kapitulation zu Stande zu bringen. General Rebentisch erhielt dazu den Auftrag. Noch vor Anbruch des Tages begab er sich zum Feldmarschall Daun; dieser aber machte die Gefangennehmung des ganzen Corps zur einzigen Bedingung, und verlangte sogar, daß die bereits abmarschirte Cavallerie zurückberufen werden sollte. Zwar suchte Fink durch die Ausflucht, Wunsch stehe mit seinem Corps nicht unter seinem Befehle, für sich eine Entschuldigung vorzubringen; allein sie ward völlig verworfen; die Cavallerie mußte zurückkommen, und ward in die Kapitulation mit eingeschlossen, weil Fink nicht mehr in der Verfassung war, sich auf Bedingungen einzulassen, am allerwenigsten aber dergleichen vorzuschreiben.

So endigte sich diese sonderbare Begebenheit, die erste in der Art, die einer preußischen Armee begegnet war; die gewissermaßen ein Gegenstück zur Gefangennehmung der

Sachsen beim Lilienstein lieferte, und daher um so mehr Aufsehn in Europa machte. Man kann nicht leugnen, daß der König sowohl wie Fink hier fehlten, obgleich ein größerer Antheil auf ersteren zurückfällt, wenn letzterer, aus zu großer Peinlichkeit, seinem Schicksale eigenmächtig vorzubeugen, nicht Entschlossenheit genug hatte. Es sey mir erlaubt, über diesen Gegenstand einige Bemerkungen aufzustellen, die ich der Prüfung des sachkundigen Lesers überlasse.

Friedrich II forderte hier von seinem Glücke mehr als er in seiner damaligen Lage, ohne ein Wunder, von ihm erwarten konnte; es war daher also ein sehr gewagtes Unternehmen, daß er das Finkische Corps im Rücken des Feindes aufstellte, ohne auch einer andern, verhältnißmäßig starken Abtheilung auf halbem Wege eine sichere Stellung anzuweisen, um die Gemeinschaft mit der Armee zu unterhalten. Dieser Fehler ward durch den dem General Fink ertheilten Befehl, die aus Vorsicht zu Dippoldiswalda zurückgelassene Besatzung an sich zu ziehn, noch auffallender. Hierdurch wurde das Corps der Gefahr, eingeschlossen zu werden, vollends bloßgestellt; und obgleich der König, als er die Nachricht von dem Marsche des Feindes erhielt, es der Disposition seines Generals überließ, nach seinem Gutbefinden zu handeln, so war doch diese Kabinetsordre, durch eine hinzugefügte eigenhändige Nachschrift, so auf Schrauben gestellt, daß ein Mann von Ehre, der die Denkungsart seines Beherrschers kannte, nicht leicht zurückgehalten werden konnte, sein Schicksal muthig zu bestehn *). Der Marsch der Oesi-

*) Als Gegensatz dessen, was in der Cabinetsordre stand, hieß es in der Nachschrift: Er wird entweder mit den Reichern oder mit Sincere einen Gang haben.

sich waffnete, noch die Tapferkeit seiner Truppen, vermochten etwas gegen die große Uebermacht des Feindes, der, sobald er die Höhen von Maxen gewonnen hatte, sein Corps zersprengte und nach Falkenhayn und Bloschwitz zurücktrieb, wo es sich nun völlig eingeschlossen fand.

Hier sammelte Fink die Ueberbleibsel seiner Infanterie, und faßte den Entschluß, sich mit denselben über das rothe Wasser durchzuschlagen. Allein ihre Anzahl war viel zu gering um die gutbesetzten engen Pässe zu überwältigen. Mit der Cavallerie, die am wenigsten gelitten hatte, sollte indeß General Wunsch versuchen, sich der Wachsamkeit des Brentanoischen Corps zu entziehn, um durch Umwege wieder zur Armee des Königs zu stoßen. Wirklich ward in der Nacht dieser Versuch gemacht, und in Hoffnung, daß er gelingen werde, bemühte sich Fink, für seine Infanterie eine Kapitulation zu Stande zu bringen. General Rebentisch erhielt dazu den Auftrag. Noch vor Anbruch des Tages begab er sich zum Feldmarschall Daun; dieser aber machte die Gefangennehmung des ganzen Corps zur einzigen Bedingung, und verlangte sogar, daß die bereits abmarschirte Cavallerie zurückberufen werden sollte. Zwar suchte Fink durch die Ausflucht, Wunsch stehe mit seinem Corps nicht unter seinem Befehle, für sich eine Entschuldigung vorzubringen; allein sie ward völlig verworfen; die Cavallerie mußte zurückkommen, und ward in die Kapitulation mit eingeschlossen, weil Fink nicht mehr in der Verfassung war, sich auf Bedingungen einzulassen, am allerwenigsten aber dergleichen vorzuschreiben.

So endigte sich diese sonderbare Begebenheit, die erste in der Art, die einer preußischen Armee begegnet war; die gewissermaßen ein Gegenstück zur Gefangennehmung der

anrieth. Die Besorgniß, gegen den ausdrücklichen Befehl seines ohnehin auf ihn erzürnten Beherrschers zu verstoßen, auch daß er sich nicht überreden konnte, der König werde diese Angelegenheit so gleichgültig behandeln, und seiner Seits nichts unternehmen, um Dauns Vorhaben — an dessen Hinderung so äußerst viel lag — rückgängig zu machen, sind wohl die Haupttriebfedern die ihn bestimmten, Stand zu halten, zu einer Zeit, da ein weiser Rückzug jeder eigensinnigen Beharrlichkeit vorzuziehen war. Hiernächst aber ist es auffallend, daß Fink, da er sich einmal vorgenommen hatte, seine Stellung zu behaupten, die Hohlwege in und bei Reinhartgrimma, durch welche der Feind zu ihm kommen mußte, nicht länger besetzt hielt. Die Schwierigkeiten, die in diesem Falle die Oestreicher hier antreffen mußten, würden durch die mit Schnee und Eis bedeckten steilen Berge noch vermehrt worden seyn; auch will man behaupten, Daun, der die Möglichkeit, dieselben zu erklettern, bezweifelte, sey schon im Begriffe gewesen, die ganze Unternehmung aufzugeben, und nur durch die Beharrlichkeit des Majors Fabri zur Fortsetzung derselben aufgemuntert worden, nachdem dieser die Berge verlassen fand.

So können im Kriege oft besondere Umstände zusammentreffen, um diese oder jene Operation glücken oder verunglücken zu lassen, und so ereignet es sich zuweilen, daß ein Feldherr, der, wie Fink, die erprobtesten militärischen Talente besitzt, sich übereilen kann, wenn er — wie hier der Fall war — so vielerlei, ihm von allen Seiten zusetzenden Feinden, zugleich begegnen soll! *)

*) Noch nach dem Hubertsburger Frieden mußte Fink Demüthigungen empfinden, die der König, der über den bei Maxen ihn

reicher nach Maxen ward dem Könige sowohl von dem General Direke, der unweit Meißen auf die hohen Felsen, welche dort das rechte Ufer der Elbe einschließen, gestellt war, als durch den General Ziethen gemeldet. Letzterer soll sogar versichert haben, daß fast die halbe östreichische Armee abmarschirt seyn müsse, weil ihr Lager sehr verlassen aussähe, und er daher anriethe, sogleich einige, wenn auch nur verstellte Angriffe, auf dasselbe zu machen, in Hoffnung, den so besorgten Daun zu bewegen, seiner Unternehmung zu entsagen, um seinen Hauptposten zu vertheidigen. Allein Friedrich II achtete darauf nicht; auch bleibt es sehr wahrscheinlich, daß er seinen Gegner einen so kühnen Schritt nicht zugetrauet, vielmehr geglaubt habe, Fink werde bloß von Sincere oder der Reichsarmee einen Anfall zu besorgen haben, den er wohl würde bestehen können. Erst an dem Tage, an welchem Fink angegriffen ward (den 20sten November), sandte er ihm den General Hülsen mit 8000 Mann zu Hülfe. Die beschwerlichen Wege aber, die dieser antraf, erlaubten ihm nicht eher als am folgenden Tage unweit Dippoldiswalda anzulangen. Hier erfuhr er, daß Fink kapituliret habe, und zog sich daher gegen Freiberg zurück.

Fink, der von der Gefahr, die ihm so ernstlich drohete, näher und sicherer unterrichtet war, als der König, hätte sich noch zeitig genug aus der Falle ziehen können, und gewiß würde auch das strengste Kriegsgericht ihn haben entschuldigen müssen, wenn er es lieber auf sich genommen hätte, seine Person dem Unwillen seines Monarchen auszusetzen, als ein Corps von 15,000 Mann dem Tode, oder der Gefangenschaft aufzuopfern; besonders da der Zusammenfluß von Umständen ihm diese kluge Maßregel zu ergreifen anrieth.

anrieth. Die Besorgniß, gegen den ausdrücklichen Befehl seines ohnehin auf ihn erzürnten Beherrschers zu verstoßen, auch daß er sich nicht überreden konnte, der König werde diese Angelegenheit so gleichgültig behandeln, und seiner Seits nichts unternehmen, um Dauns Vorhaben — an dessen Hinderung so äußerst viel lag — rückgängig zu machen, sind wohl die Haupttriebfedern die ihn bestimmten, Stand zu halten, zu einer Zeit, da ein weiser Rückzug jeder eigensinnigen Beharrlichkeit vorzuziehen war. Hiernächst aber ist es auffallend, daß Fink, da er sich einmal vorgenommen hatte, seine Stellung zu behaupten, die Hohlwege in und bei Reinhartgrimma, durch welche der Feind zu ihm kommen mußte, nicht länger besetzt hielt. Die Schwierigkeiten, die in diesem Falle die Oestreicher hier antreffen mußten, würden durch die mit Schnee und Eis bedeckten steilen Berge noch vermehrt worden seyn; auch will man behaupten, Daun, der die Möglichkeit, dieselben zu erklettern, bezweifelte, sey schon im Begriffe gewesen, die ganze Unternehmung aufzugeben, und nur durch die Beharrlichkeit des Majors Fabri zur Fortsetzung derselben aufgemuntert worden, nachdem dieser die Berge verlassen fand.

So können im Kriege oft besondere Umstände zusammentreffen, um diese oder jene Operation glücken oder verunglücken zu lassen, und so ereignet es sich zuweilen, daß ein Feldherr, der, wie Fink, die erprobtesten militärischen Talente besitzt, sich übereilen kann, wenn er — wie hier der Fall war — so vielerlei, ihm von allen Seiten zusetzenden Feinden, zugleich begegnen soll! *)

*) Noch nach dem Hubertsburger Frieden mußte Fink Demüthigungen empfinden, die der König, der über den bei Maxen ihn

Daun zog nun wieder nach seinem Lager bei Dresden, wohin ihm ungefähr 12,000 gefangene Preußen folgen mußten, um seinen Triumph zu verherrlichen. Durch diesen glücklichen Vorfall aufgemuntert, beschloß er nun auch das Corps des Generals Diereke an der Elbe aufzuheben. General Beck ward zur Ausführung dieses Vorsatzes ausersehn. Er rückte dem zufolge gegen die auf den Bergen bei Zaschwitz aufgestellte Preußen an, fand aber ihre Position zu vortheilhaft um einen Angriff zu wagen. Diereke, der keine Lust bezeigte, ein Gegenstück zu der Begebenheit von Maxen zu liefern, beschloß, sich in der Nacht über die Elbe zurückzuziehn. Die Anstalten die er dazu traf, glückten aber nur zum Theil, weil der starke Eisgang, sowohl die Wiederherstellung der Brücke bei Meißen, als auch das Uebersetzen auf Prahmen und Kähnen, sehr erschwerte. Ungefähr 2500 Mann hatten das Glück sich zu retten; die übrigen hingegen mußten sich, da jezt der Feind mit Macht auf sie eindrang, nebst ihrem Anführer, zu Kriegsgefangenen ergeben.

Nach diesen beiden Unglücksfällen hätte man gewiß erwarten sollen, der König von Preußen werde mit un-

---

betroffenen, wenngleich sich selbst zugezogenen großen Verlust, noch immer empfindlich war, sich geflissentlich gegen ihn erlaubte. Als er aus der Gefangenschaft zurückkam und ihm gemeldet wurde, ließ er ihn zur Tafel einladen; Fink erschien im Versammlungssaale; allein wie ward er betroffen, als der König ins Zimmer trat, ihn anblickte, und öffentlich äußerte: er habe nicht ihn, sondern den Minister, Grafen von Finkenstein einladen lassen. Fink mußte also abtreten, nahm jedoch das Bedauern aller Anwesenden mit, die seine unglückliche Geschichte noch nicht vergessen hatten. Sogleich bat er um seine Entlassung, erhielt solche ohne Umstände, und ging in dänische Dienste, wo er auch starb.

gefähr 36,000 Mann, die ihm übrig geblieben waren, nicht mehr im Stande gewesen seyn, der großen Uebermacht seiner Feinde die Spitze zu bieten. Eben so glaubte man vorauszusehn, Daun werde, nach zwei so glänzenden Siegen, sein erlangtes Uebergewicht benutzen, um die Preußen aus Sachsen zu vertreiben. Demungeachtet geschah aber von allem dem nichts. Europa erstaunte nicht wenig, als es Friedrich II, in der rauhesten Jahreszeit (December), seine Stellung, von Wilsdruf bis Freiberg, standhaft behaupten sah, und Daun verlohr dagegen in den Augen des Publikums viel von seinem Ruhme, als man ihn unthätig, bloß mit dem Besitze von Dresden und einem unbedeutenden Theile des Meißenschen Kreises, zufrieden erblickte. Die merkwürdigen Folgen dieser sonderbaren Begebenheiten scheinen inzwischen in den verschiedenen Charaktern der beiden Heerführer aufgesucht werden zu müssen. Friedrich, durch das ihn betroffene traurige Schicksal entrüstet, aber nicht gebeugt, glaubte jezt einen wirklich überspannten Muth zeigen zu müssen. Er hoffte, das Glück werde ihm wieder lächeln; er schmeichelte sich damit, Daun werde gegenwärtig eben so wenig unternehmend seyn, als er es nach seinem Siege bei Hochkirch gewesen war, und so rechnete er darauf, den Besitz von Sachsen behaupten zu können, sobald die 12,000 Mann, die ihm der Erbprinz von Braunschweig von der alliirten Armee zuführte, angelangt seyn, und das Erzgebirge besetzt haben würden. Der vorsichtige Daun hingegen, sehr zufrieden, seinem an militärischen Talenten ihm so sehr überlegenen Gegner zwei so empfindliche Streiche gespielt zu haben, getraute sich nicht, sein bisheriges Glück ferner auf die Probe zu stellen. Einige Bewegungen, die er gegen Kesselsdorf und Freiberg machen ließ,

um die Standhaftigkeit der Preußen zu versuchen, überzeugten ihn zur Genüge, daß sie nicht willens wären, sich gutwillig zurückzuziehen; und da er aus Erfahrung den König als einen Helden kannte, der aus jeder ihm dargebotenen Gelegenheit Vortheile zu ziehen verstand, so wollte er es nicht wagen, sich mit ihm einzulassen, um nicht den einmal erlangten Ruhm durch widrige Ereignisse wieder einzubüßen. Wahrscheinlich würde er lieber in Böhmen ruhige Winterquartiere bezogen, als seine Armee in dem kleinen Bezirk um Dresden so manchen Unbequemlichkeiten ausgesetzt haben, hätte sich dieser Schritt mit den über seinen Feind erlangten Vortheilen vereinigen lassen. Da ihm nun der König auch keinen Fuß breit weichen wollte: so mußte er auf Mittel denken, sein Heer in dem engen Raume diesseits des Gebirges überwintern und unterhalten zu lassen. Letzteres war um so beschwerlicher, da bei der unschiffbar gewordenen Elbe, alle Zufuhren durch die engen Gebirgspässe auf der Achse fortgeschafft werden mußten. Dies, glaubte man anfänglich, sey wegen der oft unwegsamen Straßen unmöglich; allein wenn die eiserne Nothwendigkeit gebeut, so ist der Geist des Menschen am erfinderischsten, und so traf auch Daun seiner Lage so angemessene Vorkehrungen, daß es, aller Schwierigkeiten ungeachtet, seiner Armee, den ganzen Winter hindurch, an keinem Bedürfnisse fehlte.

Den Preußen kostete es zwar weniger Mühe, ihre Lebensmittel aus ihren Magazinen zu ziehen; allein die Wachsamkeit, welche sie bei der Nähe des Feindes beobachten mußten, beraubte sie der Ruhe und Bequemlichkeit, die sie in dieser rauhen Jahreszeit wohl zu fordern berechtigt waren. Abgerechnet, daß sie, in kleinen Dörfern zusammengedrängt, sehr schlecht kantonirten: so mußten auch täglich sechs Ba-

taillone im Lager auf die Wache ziehn, und sich unter Zelten der strengsten Kälte und der unangenehmsten Witterung, im Angesichte des Feindes, aussetzen: ja, endlich fing sogar das so unentbehrliche Holz an zu mangeln, wodurch das Elend noch vermehrt wurde. Die Oestreicher hatten indeß auch kein besseres Loos, und so mußten zwei Armeen sechs Wochen lang den Launen ihrer Heerführer fröhnen. Diese gewiß überspannten Mühseligkeiten und Anstrengungen erzeugten jedoch die heftigsten Krankheiten, die sehr vielen braven Leuten ein Leben raubten, welches auf der einen Seite stolzer Eigensinn, auf der andern harte Nothwendigkeit, gleichgültig aufs Spiel setzten. — Endlich rückte das durch den Erbprinzen von Braunschweig angeführte Hülfskorps der Alliirten in die ihm angewiesenen Quartiere; und da die Kälte von Tage zu Tage heftiger ward: so ließ der König seine Armee am 10ten Januar 1760 die Winterquartiere beziehen, und verlegte das Hauptquartier nach Freiberg.

Dies waren die merkwürdigsten Begebenheiten des Feldzuges von 1759, die ich zu charakterisiren bemüht gewesen bin. So viel auffallende Vorfälle derselbe auch aufstellt, so entschied er doch im allgemeinen nichts. — Aller erlittenen, mitunter auch sich selbst zugezogenen Unglücksfälle ungeachtet, blieb der König von Preußen dennoch fast in eben der Lage, worin er zu Anfange desselben gewesen war. Seine Feinde, die nach der Schlacht bei Cunersdorf ihn völlig zu Grunde richten konnten, versäumten den günstigen Zeitpunkt, weil sie, aus Mißtrauen gegen einander, in beständiger Unbestimmtheit und mit zu wenigem Einverständnisse zu Werke gingen. Die Russen, obgleich sie die Preußen zweimal geschlagen hatten, kehrten, ohne weiter diese Siege zu verfolgen, nach Pohlen zurück, weil sie sich

von ihren Alliirten nicht unterstützt fanden, und dennoch mehr als diese geleistet hatten. Der Feldzug der Schweden war nichts weniger als glänzend. Sie schienen gleichsam ein Executionskommando zu seyn, das, in Abwesenheit der Preußen, die Ukermark und die Grafschaft Ruppin zu brandschatzen Befehl hatte. Dann, statt in Verbindung mit den Russen den König anzugreifen, und, der genommenen Abrede gemäß, den Krieg nach Schlesien zu spielen, verlohr die beste Zeit mit Beobachtung der Armee des Prinzen Heinrich. Stolz auf die Eroberung von Dresden, die ihm zur Wiedereroberung von Sachsen Hoffnung gab, ließ er sich durch die Klugheit des Prinzen Heinrich wieder dahin schleppen. Statt hier thätiger zu seyn, stand er im Begriff, auch diese Eroberung wieder fahren zu lassen, wenn ihn nicht der Vorfall bei Maxen auf andre Gedanken gebracht hätte.

Friedrich II blieb also noch im Besitz des größten Theils von Sachsen, hatte aber die Hälfte seiner Armee eingebüßt, und verlohr noch einen Theil derselben durch seinen erzwungenen Winterfeldzug. Keinem brachte der diesjährige Feldzug mehr Ehre, als dem Prinzen Heinrich und dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig. Ersterer rettete den König, da er sich in der kritischsten Lage befand. Er bot Daun die Spitze mit Muth und kalter Ueberlegung, und würde — hätte es bloß von ihm abgehangen — denselben eben so aus Sachsen verdrängt haben, als er ihn aus der Lausitz wegzumanövriren verstand. Letzterer, der anfänglich der Uebermacht der Franzosen hatte weichen müssen, zwang durch eine einzige, mit wahrer Klugheit angelegte Schlacht das Schicksal, ihm günstiger zu werden. In den drei letzten Monaten seines Feldzuges eroberte er alles und noch mehr wieder, als er in den drei ersten hatte räumen

müssen, und war noch im Stande, ein Hülfskorps nach Sachsen abzusenden, um den bei Maxen und Meißen erlittenen Verlust, wenigstens vor der Hand, zu ersetzen.

Bei unpartheiischer Betrachtung aller Begebenheiten des Feldzuges von 1759 in Deutschland, wird der Leser gewiß mit uns eingestehn müssen: daß verschiedene Heerführer sich theils geflissentlich große, theils durch Zufall verzeihliche Fehler zu Schulden kommen ließen; daß aber der Prinz Heinrich der einzige war, der keinen beging.

VII.

Einleitung zu der Charakteristik der Begebenheiten des Feldzuges von 1760.

Die Unfälle, die dem Könige von Preußen im abgewichenen Jahre widerfahren waren, ließen ihn mehr als jemals einen baldigen Frieden wünschen. Obgleich er sich beinahe noch im vollkommenen Besitze derjenigen Länder befand, die er vor Eröffnung des Feldzuges von 1759 inne gehabt hatte; obgleich es ihm wider alle Erwartung gelungen war, fast alles wieder zu erobern, was man schon im August vorigen Jahres für verlohren hielt; obgleich er das Glück gehabt hatte, sich die Russen vom Halse zu schaffen, und die große östreichische Armee in einen engen Raum von einigen Quadratmeilen einzuschränken: so war doch seine jetzige Lage äußerst kritisch, und es war vorauszusehen, daß, wenn seine Feinde ihre Kräfte in einem folgenden Feldzuge gehörig anwenden würden, es nicht mehr in seiner Macht stehen könne,

ihnen zu widerstehen. Die Klugheit erforderte es daher, Versuche anzustellen, in wie fern es gelingen dürfte, seine Feinde zu einem billigen Frieden geneigt zu machen, oder wenigstens das große gegen ihn geschlossene Bündniß einigermaßen zu trennen.

Zu einem allgemeinen Frieden war wenig Hoffnung vorhanden. Die Erbitterung der beiden Kaiserinnen war nichts weniger als erloschen; vielmehr war zu erwarten, daß das Glück, welches ihre Waffen im abgewichenen Jahre gehabt hatten, ihrem Stolze, so wie ihrer Rache, neue Nahrung geben würde.

Frankreich hatte zwar beträchtlichen Verlust erlitten, indem ihm die Engländer in beiden Indien ansehnliche Niederlassungen entrissen, und in drei Treffen seine Seemacht zu Grunde gerichtet hatten; allein es war durch den Einfluß, den die Pompadour und der Herzog von Choiseul im Cabinete von Versailles behaupteten, gegen alles Staatsinteresse, an das Bündniß mit Oestreich so fest gekettet, daß es wohl einen Frieden mit England wünschte, den König von Preußen aber, nach dem Verlangen des großbritannischen Parliaments, nicht darin einzuschließen wagen durfte, so lange noch die übrigen Bundesgenossen zu seinem gänzlichen Sturze vereinigt blieben.

Zu einiger Trennung der Theilnehmer am Petersburger Bündnisse zu wirken, verlohr Friedrich II nicht alle Hoffnung, und war bemüht, alle besondere Ereignisse, die sich in Europa zutrugen, zu seinem Vortheile anzuwenden. Nach dem Tode des Königs von Spanien, der sich im August 1759 ereignete, war dessen Krone seinem Bruder, dem Könige von Neapel, zugefallen. Im Achner Friedensschlusse hatte Frankreich, Oestreich und England, jedoch

ohne die Könige von Spanien und Neapel zu befragen, festgesetzt: daß auf diesen Fall der Herzog von Parma, als jüngster Bruder des verstorbenen Königs von Spanien, König beider Sicilien werden, Parma und Piacenza aber an das Haus Oestreich fallen sollten. Friedrich II hoffte, daß diese Staatsveränderung einen Krieg in Italien veranlassen könnte, wodurch Maria Theresia, wollte sie ihre vermeinten Ansprüche geltend machen, gezwungen seyn würde, eine Armee dahin zu senden. Er ließ daher die Gesinnungen des Königs von Sardinien, der auch Antheil an dieser Erbschaft haben sollte, erforschen; allein dieser Fürst war zu alt, und ein zu großer Frömmling geworden, um sich in Verlegenheiten zu setzen, deren Ausgang er nicht absehen konnte. Das Haus Oestreich hingegen war zu sehr auf die Wiedereroberung von Schlesien bedacht, als daß es, um die Acquisition zweier, gewissermaßen unbedeutenden Herzogthümer in Italien, das große, ihm so sehr am Herzen liegende Augenmerk hätte fahren lassen sollen. Das Wiener Cabinet beschloß vielmehr, diese an sich ungültige Forderung bis nach erfolgtem Frieden ruhen zu lassen; das Schicksal wollte indeß, daß die Kaiserinn-Königinn weder Schlesien noch Parma erhielt.

Die Versuche, die der König von Preußen am französischen und russischen Hofe machen ließ, um das große Bündniß zu trennen, waren eben so fruchtlos als es die Aeußerungen waren, die er, in Vereinigung mit dem Könige von Großbritannien, durch den Prinzen Ludwig von Braunschweig, den Abgesandten der kriegführenden Mächte, im Haag machen ließ. Dem Freiherrn von Edelsheim, den er nach Paris sandte, begegnete man auf eine unanständige Weise; ein holsteinischer Edelmann, der in dieser Absicht

nach Petersburg reisen mußte, bekam nicht einmal Gelegenheit, seine Aufträge anzubringen, da ihm alle Wege dazu zu gelangen durch die französische und östreichische Faction sorgfältig verschlossen blieben, und bei der Negotiation im Haag machte man so viele Weitläuftigkeiten, daß man wohl einsah, es sey den Gegnern des Königs von Preußen kein Ernst, Friedensvorschläge anzuhören. Selbst die Engländer, die das Glück so außerordentlich begünstigt hatte, daß ein Theil von Canada, verschiedene westindische Inseln, ingleichen das Fort St. David und wichtige Niederlassungen der Franzosen in Ostindien in ihre Hände gefallen waren, schienen aus merkantilischen Absichten eben noch nicht zum Frieden anders, als unter den härtesten Bedingungen, gestimmt.

So verschwand nach und nach alle Hoffnung, dem bisherigen Blutvergießen ein Ende zu machen. Auch die letzte Erwartung des Königs von Preußen, die ottomannische Pforte zu einem Bruche mit Oestreich zu verleiten, schlug fehl, weil die Muselmänner zu gewissenhaft, oder vielmehr zu kleinmüthig waren, den noch nicht abgelaufenen Waffenstillstand zu brechen; doch zeigte sich ihm in dieser Verlegenheit ein neuer Alliirter. Dem Könige von Dänemark schien die anwachsende Macht der Russen verdächtig. Wegen der Ansprüche, die der Großfürst auf Holstein hatte, wäre ihm ihre Nachbarschaft, falls sie sich der Festung Colberg bemeistern sollten, sehr unwillkommen gewesen; er erbot sich daher, die Küsten von Pommern gegen die Landungen der Russen zu schützen, und einige Kriegsvölker zur Vertheidigung dieser Provinz zu stellen. Allein dieser wohlthätige Vorsatz war kaum gefaßt, als ihn die Unbestimmtheit des Cabinets zu Kopenhagen auch schon wieder fahren ließ, und

so glich er einem Meteore, das eben so bald verschwindet, als es uns erscheint.

In dieser Lage blieb Friedrich II nichts übrig, als sich mit Standhaftigkeit zu waffnen, und alle Mittel, die noch in seiner Gewalt standen, aufzubieten, um die ihm drohenden Gefahren muthig zu bestehen. Zuvörderst suchte er seine so sehr zusammengeschmolzene Armee zu ergänzen. Dies geschah theils durch die aus dem Lande gezogenen Rekruten, theils durch die im Reich angelegten sehr ausgedehnten Werbungen *), theils durch die Mannschaft, welche Sachsen, Mecklenburg und die anhaltischen Fürsten stellen mußten, theils durch die östreichischen Kriegsgefangenen, die man zur Annahme des preußischen Dienstes willig machte, da das Wiener Cabinet nach den Begebenheiten bei Maxen und Meißen auf den Einfall gekommen war, keine Auswechselung der Gefangenen mehr zu gestatten. Demungeachtet konnte er nicht mehr als 90,000 Mann auf die Beine bringen, womit er 200,000 bekämpfen sollte: auch war seine Armee an Mannschaft und Disciplin schlechter, als im vorhergehenden Feldzuge, wogegen die östreichische ungleich schöner ins Feld rückte; denn nach den einmal angenommenen Grundsätzen des dortigen Militär-Departements wurde im Anfange eines Krieges die schlechteste Mannschaft ausgehoben, die ansehnlichste aber für die nachfolgenden Feldzüge

---

*) Der König hatte die Ergänzung seiner Armee dem Obristen Collignon in Entreprise überlassen, indem er ihm für jeden nach Magdeburg gelieferten Rekruten 15 Thaler bezahlte. Dieser hielt eine Menge Unter-Entrepreneurs, denen er nur 10 Thaler bewilligte; gleichwohl trieben diese eine Menge Ausreißer von allen Nationen zusammen, so daß diese Werbung die im preußischen Heer entstandenen Lücken bald ausfüllte.

aufgespart. Durch dies Benehmen ereignete sich das Sonderbare, daß die östreichische Armee am Ende des siebenjährigen Krieges eben so schön und auserlesen vom Schauplatze abtrat, als die preußische im Jahre 1756 darauf erschienen war.

Für die übrigen Bedürfnisse suchte der König gleichfalls nach Möglichkeit zu sorgen. Das unter sächsischem Stempel ausgeprägte Geld verlohr noch mehr an innerm Werth. Sachsen, die anhaltischen Fürstenthümer und Mecklenburg mußten ansehnliche Lieferungen an Mehl und Futter, so wie an Zugpferden leisten, und noch obenein starke Kontributionen bezahlen: ja, Friedrich ging so weit, dem Bisthum Hildesheim und der freien Reichsstadt Mühlhausen dergleichen Beiträge aufbürden zu wollen. Er ertheilte den Auftrag hierzu seinem Adjutanten, dem Hauptmann Retzow, den er, von 150 Reitern begleitet, dahin absandte. Dieser mußte vom dortigen Capitel 2000 Wispel Mehl, 5000 Wispel Roggen, 20,000 Wispel Haber, 300 Stückpferde und 500 Rekruten fordern; der König hatte aber aus der Acht gelassen, daß Hildesheim unter hannöverischem Schutze steht, und schon die Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit verpflegen mußte. Aus diesen Ursachen sah er sich also gezwungen, seinen Forderungen gänzlich zu entsagen, um keine Irrungen mit seinen Alliirten zu veranlassen.«

Aus allem diesem ersieht man, wie bedrängt die Lage des Königs war, und daß seine Feinde gegründete Hoffnung fassen mußten, ihn zu überwältigen. Gleichwohl standen sein Muth und seine Klugheit ihm eben so wirksam bei, als die Unbestimmtheit und manches ungeschickte Benehmen seiner Gegner ihm Blößen gaben, die er mit Geschicklichkeit zu benutzen verstand.

Seine Feinde rüsteten sich dagegen mit dem lebhaftesten Eifer. Frankreich nahm es abermals über sich, die bisher an Rußland und Schweden bezahlten Subsidien ferner zu entrichten, obgleich seine Finanzen durch die im vorigen Feldzuge erlittenen ansehnlichen Verluste so zerrüttet waren, daß das Ministerium fast nichts mehr zu den Kriegskosten aufzubringen vermochte. Ludwig XV versprach, ein Heer von 120,000 Mann auf deutschem Boden aufzustellen; verlangte aber dagegen, daß die Russen ihre Operationen gegen Pommern richten, und, im Einverständnisse mit den Schweden, Stettin belagern sollten. Rußland schlug auf den Rath des durch seine Siege ihm so verehrungswürdig gewordenen Soltikow vor: den Feldzug mit der Eroberung von Danzig zu eröffnen, um unter Begünstigung dieses Waffenplatzes und der russischen Flotte, den Krieg längs den Küsten von Pommern zu führen. Dem Anscheine nach schien dieser Operationsplan mit dem von französischer Seite entworfenen zusammenzuhangen, doch hatte der Wunsch des Hofes zu Versailles hierauf keinen Einfluß. Rußland war im Besitze des Königreichs Preußen, welches gewissermaßen schon als eine russische Provinz betrachtet wurde. Nach dem Besitze von Danzig hatte dem Petersburger Hofe schon seit den Zeiten Peters I gelüstet. War dieser wichtige Platz einmal in seinen Händen, so war die Acquisition von Pommern eine sehr wünschenswerthe Eroberung, entweder um festen Fuß im deutschen Reiche zu fassen, oder beim allgemeinen Frieden dadurch andere Vortheile zu erhalten. Soltikow, dem die Idee des Zuges nach Pommern angehörte, hatte dabei noch ein besonderes Privatinteresse. Durch Erfahrung belehrt, hatte er die Lust verlohren, mit den Oestreichern gemeinschaftlich zu wirken; hiernächst aber war er in der Kunst

zu zaudern, seinem Kollegen, dem Grafen Daun, vollkommen ähnlich. Beide suchten nur ihre Heere zu schonen; beide hegten Mißtrauen gegeneinander, und jeder wollte dem andern die Last des Krieges aufbürden. Das Hauptaugenmerk des Hauses Oestreich hingegen war auf Schlesien gerichtet, obgleich der ausgewanderte König von Pohlen, August, um die Wiedereroberung seines Churfürstenthums dringend bat. Maria Theresia verlangte daher, daß ihr die Russen, in Vereinigung einer Armee, die Feldmarschall Laudon befehligen sollte, dazu behülflich seyn möchten, und versprach zugleich, den König von Preußen durch das Daunische Heer in Sachsen festhalten zu lassen, um die Eroberung Schlesiens zu erleichtern.

Dieser, nach dem verschiedenen Interesse der Bundesgenossen, und zugleich mit Bezug auf den Charakter ihrer Heerführer sich so sehr durchkreuzende Operationsplan, erforderte manche besondre Negotiation, ehe er völlig zur Reife gedeihen konnte. Endlich behielt der Vorschlag des Wiener Hofes die Oberhand. Soltikow bekam Befehl, den Feldzug in Schlesien zu eröffnen; jedoch ward seinen Einsichten überlassen, solchen, obgleich im Einverständnisse mit Laudon, zu beginnen. Mit wie wenig gutem Willen er diesem Befehle gehorchte, läßt sich sowohl aus dem Mißtrauen auf alles, was Oestreicher hieß, als auch daraus leicht abnehmen, daß sein vorgeschlagener Operationsplan war verworfen worden. Vielleicht wäre es dem gemeinschaftlichen Interesse angemessener gewesen, wenn man ihm die Eroberung von Pommern überlassen, und so der Mitwirkung der bisher isolirt gewesenen Schweden mehr Spannkraft gegeben, hiernächst aber die Laudonische Armee so ansehnlich verstärkt hätte, daß er im Stande gewesen wäre, seinen Endzweck

ohne fremde Hülfe zu erreichen. Dadurch wäre der König von Preußen gezwungen gewesen, drei besondre Armeen aufzustellen, und in drei verschiedenen Provinzen stets mit ungleich schwächerer Macht seinen Feinden die Spitze zu bieten. Allein sein Glück wollte, daß Soltikow seine Operationen möglichst verzögerte; daß der Neid, der an Laudons Ruhme nagte, nicht zuließ, ihm ein größeres Heer unterzuordnen, und daß endlich Daun durch künstliche Märsche gezwungen ward, dem Könige, wie seinem Schatten, zu folgen, ohne etwas von Wichtigkeit unternehmen zu können.

VIII.

Gefecht bei Landshut, den 23sten Junius 1760. — Niederlage des Generals Fouquet.

Aus dem, was wir im vorhergehenden Abschnitte vorgetragen haben, läßt sich leicht schließen, daß der diesjährige Feldzug nicht frühzeitig eröffnet werden konnte. Feldmarschall Daun, obgleich er, mit Inbegriff der Reichsarmee, ein Heer von 80,000 Mann befehligte, fand keinen Beruf, die preußischen Posten zu beunruhigen, da solche durch den plauenschen Grund und die Mulde hinlänglich gedeckt waren. Ein Versuch, den General Beck machte, eine kleine Schaar Cavallerie, mit der General Czettritz unweit Torgau stand, aufzuheben, entsprach der Erwartung nicht, die man sich davon gemacht hatte, obgleich der preußische General bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft gerieth. Die Unternehmung des Generals Laudon, die Quartiere des Fou-

quetischen Corps in Oberschlesien zu durchbrechen, war für die Größe der Anstalt die er dazu machte, von keiner Bedeutung. Sie hatte keine Folgen, da sich der östreichische Feldherr wieder nach Böhmen zurückzog. Der König von Preußen mußte seiner Seits abermals seinem Lieblingssysteme, den Angriffskrieg zu führen, entsagen, weil seine Kräfte dazu nicht hinreichten. Er übernahm selbst den Oberbefehl über die in Sachsen stehende Armee. Der Prinz Heinrich ward bestimmt, ein Heer von 35,000 Mann gegen die Russen anzuführen. Die Vertheidigung von Schlesien ward dem General Fouquet mit einem sehr geringen Corps von 10,000 Mann anvertrauet, und der General Jung=Stutterheim ward ausersehen, mit ungefähr 5000 Mann den Schweden die Spitze zu bieten. So war das preußische Heer vertheilt, und mußte nun abwarten, was dessen mächtige Feinde unternehmen würden, um es mit ihnen, wiewohl sehr unverhältnißmäßig, aufzunehmen.

Im Februar war die Armee des Königs schon wieder so weit ergänzt, daß er das Hülfscorps, welches ihm der Erbprinz von Braunschweig zugeführt hatte, zum nicht geringen Erstaunen des Feldmarschalls Daun, wieder zur Alliirten Armee zurücksenden konnte, und gegen das Ende des Aprils verließ er die Winterquartiere, um das ganze Heer über die Triebse zurückzuführen, es dort näher zusammenzuziehen, und durch einige gut angebrachte Verschanzungen zu sichern. Obgleich dieser Rückzug im Angesichte des Feindes geschah, so wagte Daun doch nicht, ihn zu beunruhigen. Nicht lange nachher zogen die Armee des Prinzen Heinrich und das Fouquetsche Corps, ihrer Seits, eine Kette von Posten, die sich von Landshut längs dem Bober, dem Queis und der Oder, durch die Neumark bis

an

an die Ostsee erstreckte. Auf diese Weise war zwar das linke Ufer der Elbe, die schlesische, neumärkische und pommersche Gränze gedeckt, allein der ganze Strich Landes, der zwischen dem rechten Ufer der Elbe und der Postirung der Armee des Prinzen Heinrich lag, konnte so wenig wie die dahinter belegenen Gränzen der Mark gesichert werden. Es war zwar nicht zu erwarten, daß der Feind eine Streiferei in die Erbstaaten des Königs unternehmen würde, aus Besorgniß, durch die Armee des Königs oder die des Prinzen Heinrich abgeschnitten zu werden; indeß erforderte es doch die Nothwendigkeit, eine Gemeinschaft zwischen beiden Heeren zu unterhalten. In dieser Absicht ward eine kleine Schaar Cavallerie nebst einem Freibataillon über die Elbe gesandt, welche sich von Torgau bis Kottbus ausdehnte. Dem östreichischen General Lascy, der bisher noch kein besonderes Corps angeführt hatte, und gegenwärtig auf der rechten Seite der Elbe unweit Dresden stand, wandelte die Lust an, diese preußische Cavallerie aufzuheben oder zu zersprengen, und es gelang ihm gewissermaßen durch die Ueberlegenheit seiner leichten Truppen, die Preußen zu verdrängen und viele Gefangene zu machen.

Im Anfange des Junius setzten sich endlich die Heere der Feinde in Bewegung. Die Armee des Feldmarschalls Daun bezog ein Lager bei Dresden auf beiden Seiten der Elbe. General Laudon, dessen Armee bis zu 40,000 Mann war verstärkt worden, zog solche im Königsgräzer Kreise zusammen, und schien den Posten von Landshut zu bedrohen. Die Russen setzten über die Weichsel und versammelten sich bei Posen, um von hier aus ihren Marsch weiter fortzusetzen, der aber aus vielen Ursachen nur sehr langsam von statten gehen konnte. Dagegen bezog der König das Lager bei Schlettau;

Fouquet hielt den Posten von Landshut und das Gebirge besetzt, und Prinz Heinrich versammelte seine Armee bei Frankfurt.

Noch war es nicht entschieden, wo der erste Sturm losbrechen würde, als sich auf einmal eine Begebenheit ereignete, wovon man zu Anfange der vorigen vier Feldzüge noch kein Beispiel gehabt hatte. Sonst war Friedrich II seinen Feinden stets zuvorgekommen, und diese hatten sich bloß bestrebt, seine Operationen möglichst zu erschweren; jezt aber beschloß zum erstenmal ein östreichischer Feldherr, den Krieg in Feindes Land zu spielen; Laudon war es, der diesen Vorsatz faßte, und die Schwäche des preußischen Heeres, wovon alle eingezogene Nachrichten einmüthig sprachen, so wie der Vertheidigungskrieg, auf den der König sich einschränken mußte, schienen ihm einen glücklichen Ausgang zu versprechen. Zwar war Laudon angewiesen, die Eroberung von Schlesien nur in Verbindung mit den Russen zu bewirken; allein da deren Ankunft vor Anfang des Augusts nicht wohl abzusehen war, und er daher noch zwei Monate hätte unthätig bleiben müssen, so schien, nach seiner Denkungsart, diese Zeit für seinen thätigen und unternehmenden Geist verlohren zu seyn. Er beschloß also den Feldzug mit der Belagerung von Glaz zu eröffnen, sich dadurch eine freire Bahn nach Schlesien zu bereiten, und die Operationen der Russen — im Fall man dieselben vermögen könnte, gegen die erste Verabredung, die Glogau zum Augenmerk hatte, ihre Schritte auf Breslau zu richten — zu erleichtern. Damals, als er diesen kühnen Gedanken faßte, d. h. gegen das Ende des Mais, cantonirte noch ein großer Theil der Armee des Prinzen Heinrich am Bober, und es war zu befürchten, daß, da die Preußen Landshut und das Gebirge

noch besetzt hielten, der Prinz, in Vereinigung mit Fouquet, einem Zug nach Böhmen veranstalten könne, um ihn durch diese Diversion zu zwingen, die angefangene Belagerung aufzuheben. Er sah also ein, daß, wenn seine Unternehmung nicht gestöhrt werden sollte, es zuvörderst nothwendig sey, sich des Postens von Landshut zu bemeistern. Das Glück ging ihm dabei an die Hand. Prinz Heinrich war eben im Marsch nach der Oder begriffen, um sich den Russen entgegen zu stellen; Fouquet hatte denselben vergebens um Verstärkung gebeten, und dieser Feldherr blieb mit einer dreimal geringern Macht seiner Klugheit und seinem Schicksale überlassen, dessen traurige Entwickelung noch andere Nebenzufälle beschleunigten.

Nachdem Laudon seine Armee bei Kosteletz zusammen gezogen hatte, rückte er in die Ebene von Reichenbach, nahm das Lager bei Frankenstein und besetzte Ottmachau. Diese Bewegung des Feindes veranlaßte Fouquet, einen Theil seiner im Gebirge stehenden Truppen bei Freiberg zusammenzuziehen, um die fernern Unternehmungen der Oestreicher zu erwarten. Nach der ihm ertheilten Instruktion sollte er den General Laudon beobachten, und falls derselbe Miene machen sollte, in Schlesien einzudringen, die Festungen dieses Herzogthums decken. Wie schwer es Fouquet werden mußte, mit einem so schwachen Corps diesem Befehle zu genügen, wird jeder Sachkundige selbst einsehen; daher war er noch zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. Wollte Laudon Glaz belagern, so war es nothwendig, den Posten von Landshut zu behaupten, so gefährlich es auch blieb, sich dort gewissermaßen einschließen zu lassen. Jetzt ließ sich noch nicht beurtheilen, wohin eigentlich des Feindes Absichten

gingen; da derselbe aber sich nach dem Zobtenberge wendete, bis Nimtsch vorrückte, und Streifereien nach Breslau machte; zugleich das Corps des Generals Beck von Zittau aus ins schlesische Gebirge drang: so sah Fouquet voraus, daß er den Posten von Landshut nicht, ohne Besorgniß abgeschnitten zu werden, würde behaupten können. Er zog daher den General Schenkendorf, der solchen bisher besetzt gehalten, an sich, ging nach Schweidnitz zurück, und bezog bei Rammenau ein Lager. Da Fouquet das Gebirge nicht behaupten konnte, so zeigt diese Maßregel von den tiefen Einsichten dieses Feldherrn in die Kunst, mit einem Beobachtungscorps geschickt zu manövriren. Er genügte dadurch seiner Instruktion vollkommen, sicherte das platte Land gegen alle weit um sich greifenden Streifereien des Feindes, erschwerte dessen Unternehmungen, und erhielt dadurch den großen Vortheil, daß Schlesien nie ganz von einer bewaffneten Macht entblößt ward.

Sobald die Preußen das Gebirge verlassen hatten, besetzte Laudon die Posten von Landshut und Friedland mit 8000 Mann, ließ Glaz berennen, und traf alle nöthigen Vorkehrungen, um die Belagerung dieser Festung vorzunehmen; er selbst aber verließ die Ebene, und ging über Silberberg und Wartha wieder ins Gebirge, dessen Pässe er wohl besetzte. Fouquet folgte ihm auf dem Fuße, und lagerte sich bei Gräditz dazwischen. Das Becksche Corps hatte sich indeß im Gebirge mehr ausgebreitet, und trieb daselbst fast unerschwingliche Brandschatzungen ein, die, wegen des schlechten Geldes, welches damals in den preußischen Staaten im Umlauf war, mit 25 pro Cent Aufgeld aufgebracht werden mußten. Bekanntlich ernähren sich die Gebirgebewohner vom Spinnen und Weben. Viele wohlhabende Kaufleute

in Greifenberg, Hirschberg, Schmiedeberg u. s. w. halten ansehnliche Leinwand-Fabriken im Gange, deren Produktionen ins Ausland ausgeführt werden. Dies giebt einen sehr vortheilhaften Erwerbszweig, wovon die Bilanz auf Seiten Schlesiens bleibt. Durch den feindlichen Einfall und durch die starken Brandschatzungen kamen diese Fabriken ins Stokken, und die Spinner und Weber wurden außer Verdienst gesetzt. Laut wurden daher die Klagen, welche die dortigen Einwohner bei dem dirigirenden Minister von Schlaberndorf erhoben, und dringend war ihre Bitte um baldige Befreiung von den Bedrückungen der Oestreicher. Schlaberndorf, der die Wichtigkeit des dem Gebirge entzogenen Handels genau kannte, und dessen Bewohner dem Elende ausgesetzt sah, nahm diese Sache sehr zu Herzen. Er berichtete dem Könige den Vorfall, in der Sprache eines Finanzministers, ohne zu überlegen, ob auch General Fouquet im Stande sey, das Gebirge zu vertheidigen, ohne sich und das unter ihm stehende Corps der größten Verlegenheit, und das platte Land, samt dessen Festungen, allen Gefahren bloßzustellen. In diesem einseitigen Berichte war die Sache mit den stärksten Farben gezeichnet, und das Unglück der Gebirgsbewohner mit dem Benehmen des Generals Fouquet in einen so sonderbaren Kontrast gestellt, daß Friedrich II Feuer fing, und in der ersten Hitze, in welcher er seinem Feldherrn die Wiederbesetzung des Postens von Landshut anbefahl, Ausdrücke fallen ließ, die Fouquets Ehre zu nahe traten *). Dieser ward darüber so aufgebracht, daß er zu

---

*) Fouquet hatte fast keinen Freund, als den König, seinen Herrn, der ihn wegen seiner militärischen Talente hochschätzte. Selbst seine Kinder fesselte nur eine knechtische Furcht an ihn. Die

denen, die um ihn waren, ausrief: „Der König hält mich „für einen schlechten Kerl, weil ich mich vom Gebirge zu„rückgezogen habe; ich werde ihm aber das Gegentheil zei„gen, ob ich gleich meinen und so vieler tapfern Leute Unter„gang voraussehe.“ Er antwortete dem Könige: „wie er „dem ihm so bestimmt ertheilten Befehle gemäß sogleich auf„brechen würde, um die Wiedereroberung des Postens von „Landshut zu bewirken, so zweifelhaft auch der Ausgang „dieses Unternehmens wäre, wenn der Feind seine Schuldig„keit thäte.“ Am Abend desselben Tages setzte er sich mit 8000 Mann in Marsch, und ließ zu seiner Sicherheit den übrigen Theil seines Corps bei Gräditz stehen. Die feindlichen Generale Janus und Geisrück, welche die Posten von Landshut und Friedland besetzt hielten, wurden durch die unerwartete Ankunft zweier preußischen Colonnen betroffen, vertheidigten solche nur nachlässig, und in der Voraussetzung einer Uebermacht, zogen sie sich, wie gewöhnlich, auf die schroffen Berge bei Reichhennersdorf zurück. Fouquet hatte also das sonderbare Glück, seinen ehemaligen Posten mit dem unbedeutenden Verlust von 20 Todten wieder zu besetzen, dessen zum Theil niedergerissene Verschanzungen er,

---

Armee, die Mönche und die Nation, besonders die Grafschaft Glaz, deren Gouverneur er war, haßten ihn wegen seiner nicht selten mit Grausamkeit geparten außerordentlichen Strenge. Kein Wunder also, daß dieser allgemeine Haß sich auch den Collegien, als Stellvertreter des Volks, mittheilte, und daß diese die beste Gelegenheit gefunden zu haben glaubten, den fast durchgängig so benannten Tyrannen aller Menschenklassen zu demüthigen. Nur war es zu bedauern, daß die Verläumdung, die man sich gegen den klugen und gewiß tapfern Heerführer erlaubte, den Angelegenheiten des Königs einen unersetzlichen Nachtheil brachten. —

so gut es die Zeit erlaubte, wieder herstellen und noch neue anlegen ließ. Um inzwischen die Communication mit Schweidnitz zu unterhalten, stellte er den General-Major Ziethen mit ungefähr 3000 Mann auf dem Zeiskenberg, unweit dem Fürstenstein auf.

Sobald Laudon Nachricht von den Bewegungen der Preußen erhielt, beschloß er sogleich, dieselben anzugreifen. Er versammelte zu dem Ende eine Armee von 31,000 Mann, und ersuchte den General Beck, über Hirschberg und Schmiedeberg gleichfalls vorzurücken, um ihm die Hand zu bieten. Diese Vorkehrungen konnten inzwischen nicht so schnell ausgeführt werden, daß nicht Fouquet Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, sich der ihm so augenscheinlich drohenden Gefahr zu entziehen, zumal da Beck, aus Eifersucht gegen den ihm vorgezogenen Laudon, es sich nicht sehr angelegen seyn ließ, den Preußen den Rückzug nach Schweidnitz zu versperren. Allein um den Verdacht der Feigheit, den man auf ihn zu wälzen sich erlaubt hatte, von sich zu werfen, faßte dieser tapfre Feldherr den stoischen Vorsatz, wie ein zweiter Leonidas zu streiten und zu sterben. Er meldete dem Könige seine bedrängte Lage, und bediente sich unter andern des Ausdrucks: „Da ich wegen der Nähe des Feindes, und „nachdem mir die Communication mit Schweidnitz durch „das Corps des Generals Nauendorf abgeschnitten ist, „auf meinem Posten gleichsam angenagelt bin, so werde ich „mich darin bis auf den letzten Mann vertheidigen." —

Der Posten von Landshut, der gleichsam der Schlüssel zu Schlesien genannt werden kann, ist einer der stärksten in dasiger Gegend. Eine Kette von sieben bis acht steilen Bergen, die ihn bildet, gewährt eine treffliche Vertheidigung, so wie einen mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren ver-

bundenen Angriff; allein es gehört auch eine Armee von 30,000 Mann dazu, um ihn gehörig zu besetzen. Fouquet, ob er gleich noch drei Bataillone vom Ziethenschen Corps an sich gezogen hatte, konnte nicht mehr als ungefähr 9000 Mann aufstellen. Er war daher gezwungen, seinem Fußvolke mehr Ausdehnung zu geben, als die Defensions-linien der angelegten Verschanzungen erforderten, und hatte keinen Mann übrig, um seinen verschiedenen Positionen eine Unterstützung zu geben; dennoch erwartete er den Angriff mit der größten Kaltblütigkeit.

Vier feindliche Kolonnen unternahmen solchen auf vier verschiedenen Punkten. Der Hauptangriff war auf den linken Flügel des Fouquetschen Corps gerichtet. Laudon führte ihn selbst an, und ward durch vierzehn Bataillone, unter Befehl des Generals Campitelli, unterstützt. Hier ging alles nach Wunsch; die 1400 Mann Preußen, die auf dem Mummelberge und in der neuangelegten Verschanzung standen, wurden in Flanke und Rücken genommen, der standhaftesten Gegenwehr ungeachtet durchbrochen und über den Haufen geworfen. Dieser glückliche Vorgang begünstigte den Angriff des sogenannten Buchberges, der, da er nur schwach besetzt war, bald erobert wurde. Auf dem rechten Flügel der Preußen hatten die feindlichen Angriffe anfänglich nicht einen solchen entscheidenden Erfolg. Der daselbst befehlende General Schenkendorf schlug die wiederholten Anfälle der Generale Janus und Wolfersdorf mit vieler Tapferkeit ab, bis sich die Oestreicher an den Bober ausdehnten und in seine Flanke schwenkten. Jezt ward auch dieser Berg gewonnen, und die geworfenen Bataillone nach dem Galgenberge zurückgedrückt.

Beide Flügel des Fouquetschen Corps hatten nun

ihr Terrain räumen müssen, und alles, was zurückgeschlagen war, sammelte sich auf dem Kirchen- und Galgenberge, die ungefähr in der Mitte der Position lagen. Hier versuchte der Feind einen neuen Angriff; Fouquet rückte ihm aber muthig entgegen, und warf ihn bis nach Reichhennersdorf zurück. Um auch diese Berge, auf welchen sich die Preußen mit so viel ausdaurendem Muthe vertheidigten, zu überwältigen, ließ Laudon zwei Kolonnen frisches Fußvolk vorrücken, zugleich aber sandte er die Cavallerie seines rechten Flügels über den Bober, um den Preußen die Straße nach Schmiedeberg abzuschneiden; auch ließ er eine Batterie von zwölf Kanonen auf dem sogenannten Ziegelberge auffahren, um den Angriff zu begünstigen. Der Kirchenberg wurde nun gleichfalls erstiegen, und alles, was nicht blieb, rettete sich auf den Galgenberg, ward aber von allen Seiten eingeschlossen.

So weit hatte Fouquet dem Feinde das Terrain Schritt vor Schritt streitig gemacht. Er hatte bereits die Hälfte seines Fußvolks eingebüßt, und sah den Augenblick vor sich, wo ihm nur zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen übrig bleiben würde. Ein Gegenstück zur Begebenheit bei Maxen zu liefern, dazu war er zu stolz; er versuchte also mit einigen Bataillonen, die er bei der Hand hatte, sich über den Bober zurückzuziehen, und ließ dem General Schenkendorf befehlen, ihm zu folgen. Dieser Uebergang geschah im Angesichte des Feindes mit der größten Ordnung; als aber Fouquet das Dorf Leppersdorf erreicht hatte, sah er, daß alle Wege und Anhöhen durch die feindliche Cavallerie schon besetzt waren. Er stellte daher den Ueberrest seiner Mannschaft in ein Viereck, mit dem Vorsatze, sich durchzuschlagen. Die feindliche Cavallerie griff dasselbe wiederholt mit dem größten Ungestüm an, und ward jedesmal

zurückgeschlagen, bis einige Bataillone Grenadiere Zeit gewannen, sie zu unterstützen. Dies entschied; der Streit ward zu ungleich; die östreichische Cavallerie brach ein, und hieb alles nieder was sie vor sich fand. Das Pferd des Generals Fouquet wurde erschossen, er stürzte, wurde dreimal verwundet, und würde gewiß den Todesstreich empfangen haben, wenn nicht auf das Geschrei seines treuen Bedienten: wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen? der Obrist Veit der Wuth seiner Dragoner Einhalt gethan, und ihm das Leben gerettet hätte.

Der Uebergang des Generals Schenkendorf über den Bober fiel eben so unglücklich aus. Er selbst erreichte nicht einmal diesen Fluß; sein Pferd, von einer Kugel getroffen, stürzte, und er ward gefangen. Die Preußen verfolgten zwar ihren Weg in einem geschlossenen Viereck, in der Hoffnung, die Reichsdorfer Anhöhe zu gewinnen; allein von feindlichen Schaaren umgeben, benahmen sie sich etwas zu eilfertig; dadurch entstanden Lücken, wodurch die östreichische Cavallerie einbrach und alles niederwarf. Ein andrer kleiner Haufe Infanterie, unter Anführung des Obristen Below, war noch unglücklicher. Dieser brave Officier, der während des ganzen Postengefechts Wunder der Tapferkeit gethan hatte, wollte seine Schaar in Form eines Vierecks durch die ihn umgebende feindliche Cavallerie durchführen. Er befand sich in einer Ebene, und wies alle einzelne Anfälle derselben ab. Er wurde aufgefordert sich zu ergeben, antwortete aber aus seinen Kanonen, obgleich er auf keine Unterstützung mehr hoffen durfte, da sich der größte Theil der preußischen Cavallerie schon durchgehauen hatte, und der übrige gefangen war. Dies erbitterte den Feind, der mit Hülfe der Kroaten des Beckischen Corps dem

Vierecke von allen Seiten dergestalt zusetzte, daß die Preußen, da sie keinen Widerstand zu leisten vermochten, ihr Gewehr wegwarfen und um Pardon baten. So sehr sie aber auch verdient hatten, ihr Leben, als den Preis ihres bewiesenen besondern Muths, zu erhalten, so fiel die östreichische Cavallerie — zur Schande des menschlichen Gefühls sey es gesagt — demungeachtet über diese tapfern wehrlosen Leute her, und hieb sie ohne Erbarmen nieder. Man wollte damals behaupten, Laudon, durch die Hartnäckigkeit dieser Krieger aufgereizt, habe deren unverdiente Niedermetzelung befohlen, oder wenigstens nicht gehindert. Wäre dies bewiesen, so würde er durch diese grausame Behandlung den Glanz seines Sieges eben so befleckt haben, als er es durch die zugelassene Plünderung der unschuldigen Einwohner von Landshut gethan hat. —

So wurde der unglückliche Tag bezeichnet, an welchem ein Corps von etwas mehr als 8000 Mann Preußen gänzlich zu Grunde gerichtet wurde, nachdem es, unter der kaltblütigen Anordnung seines Anführers, die unumstößlichsten Beweise seines Muths, und der bekannten preußischen Disciplin abgelegt hatte. Auch beschloß Fouquet mit dieser traurigen Begebenheit seine kriegerische Laufbahn *). Zu seinem

*) Als Fouquet den Befehl des Königs, nach Landshut zurückzukehren, erhalten hatte, war er so aufgebracht, daß er sich vornahm, entweder hier auf dem Bette der Ehren zu sterben, oder, wenn ihm dies nicht wiederfahren sollte, nie wieder den Degen zu ziehen. Dieser eiserne Stoiker hielt auch Wort. Alle Schmeicheleien, die der König nach dem Hubertsburger Frieden anwandte, um ihn wieder zu gewinnen; alle Geschenke die er verschwendete, um ihn zu reizen, und selbst persönliche Besuche, die er bei seinem Generale, der in Brandenburg als Domprobst des dortigen Capitels lebte,

unsterblichen Ruhme muß man bekennen: er vertheidigte seinen Posten standhaft, so lange es in seiner Macht stand, einem dreimal stärkern Feinde zu widerstehen; mußte aber, aus Gehorsam gegen seinen Beherrscher, einem Schicksale unterliegen, welchem zu entgegen und dennoch Schlesien nach Möglichkeit zu decken, seine Klugheit ihm sichere Mittel angerathen hatte. Nachdem seine in dem Treffen empfangenen Wunden verbunden waren, ward er zum General Laudon geführt. Hier genoß er die vorzüglichste Achtung sowohl von dem Sieger bei Landshut, als von dessen vornehmsten Officieren. Alle verehrten in ihm den grauen Helden, der wie ein Spartaner focht, und nur durch Uebermacht bezwungen, mit noch einigen seiner Generale und dem noch am Leben gebliebenen geringen Theil seines Corps sich hatte ergeben müssen. Das Publikum bedauerte ihn, als es die Veranlassung zu dem ihn betroffenen Schicksale erfuhr,

---

abstattete, konnten den einmal gefaßten Vorsatz dieses standhaften und in allen seinen Handlungen unbiegsamen Mannes nicht abändern. Friedrich II hat Fouquet bis an dessen Tod sehr hochgeschätzt, und die Festigkeit seines Charakters um so mehr bewundert, da es ihm, bei allen den großen Anlagen, welche dieser Fürst in seiner Gewalt hatte, auch diejenigen wieder zu gewinnen, denen er einmal aus Laune unrecht gethan hatte, nicht hatte gelingen wollen, diesen von seinem gefaßten Vorsatz abzubringen. Ich habe dagegen während des siebenjährigen Krieges verschiedene Generale gekannt, die, wie Fouquet, ohne ihr Verschulden, gekränkt worden waren, und die — wenngleich die stets wiederkehrende Gunst ihres Monarchen sich verzögerte — dennoch ihm ferner zu dienen nicht auf-
Ein Beweis, wie sehr er verehrt ward und wie mächtig
Kräfte wirkten, wenn er das wieder zu verwischen be-
wozu ihn Leidenschaften gereizt hatten.

und die Armee söhnte sich gewissermaßen mit dem unglücklich gewordenen Feldherrn aus, dessen oft unnatürliche Strenge die Herzen eines großen Theils derselben ihm entzogen hatte.

IX.

Feldzug in Sachsen. — Belagerung von Dresden im Julius 1760.

Nach der Niederlage des Generals Fouquet war zu erwarten, daß Laudon die schon lange beabsichtigte Belagerung von Glaz vornehmen und sich dann zur Eroberung von Schlesien anschicken würde; denn an Mitteln dazu fehlte es ihm keinesweges. Das Belagerungsgeschütz stand in Olmütz zum Transport bereit; außer dem Beckischen Corps, welches zu ihm gestoßen war, hatte Feldmarschall Daun noch ein anderes von der großen Armee, unter Anführung des Generals Stampa, abgehen lassen, so daß er 50,000 Mann zu seinen fernern Unternehmungen gebrauchen konnte. War er einmal Meister von Glaz, so stand ihm Schlesien völlig offen, weil diese Provinz von Vertheidigern entblößt, und die Festungen ihrer eigenen Gegenwehr überlassen waren. Europa erwartete nichts geringers, als den größten Theil von Schlesien bald in den Händen der Oestreicher zu sehen. Maria Theresia glaubte dem Ziele ihrer Wünsche ganz nahe zu seyn, und niemand beklagte den König von Preußen, da er den Untergang eines seiner geschicktesten Generale, so wie des einzigen Corps, welches er zur Deckung von Schle-

sien aufstellen konnte, gewissermaßen vorsätzlich befördert hatte. Von allen diesen großen Erwartungen ging indeß keine in Erfüllung; selbst die Belagerung von Glaz ward auf eine andre Zeit verschoben, obgleich bei der jetzigen Lage der Dinge ein Corps von 12 bis 15,000 Mann dazu vollkommen hinreichend gewesen wäre, und Laudon mit dem Ueberreste nach Gefallen zu agiren freie Hand gehabt hätte. Die Ursachen dieser Verzögerung liegen aber in dem Versuche, den der König machte, nach Schlesien zu gelangen, und in der Peinlichkeit des Feldmarschalls Daun, der sich nie für stark genug hielt, wenn er es mit dem großen Friedrich aufnehmen sollte.

Die Nachrichten, welche dieser in den ersten Tagen des Junius von den Bewegungen des Generals Laudon gegen das Gebirge erhalten hatte, waren ihm im Grunde nicht gleichgültig gewesen, und die Nothwendigkeit, Schlesien zu Hülfe zu eilen, war ihm einleuchtend geworden; so dringend indeß dieser Schritt auch zu seyn schien, eben so vielen erheblichen Schwierigkeiten blieb er unterworfen. Verließ er Sachsen, so mußte er befürchten, daß sich Daun seiner ganzen Macht bedienen könne, um das kleine Corps, welches am linken Ufer der Elbe stehen bleiben sollte, über den Haufen zu werfen, und Torgau, Leipzig und Wittenberg, nebst den darin befindlichen Magazinen, zu erobern. Es erforderte daher die Klugheit, den Feldmarschall Daun gewissermaßen mit in sein Interesse zu ziehen, und ihn dahin zu bringen, ihm zu folgen. So kühn auch dieser Operationsplan war, so gefahrvoll blieb dessen Ausführung. Sollte der östreichische Heerführer zu dem gewünschten Entschlusse gebracht werden, so war es nothwendig, sich stets nahe an ihm zu halten; in Rücksicht auf die große Uebermacht dessel-

den mußte Friedrich II aber seine Schritte sehr gemessen einrichten, damit er mit ungefähr 30,000 Mann, die er nach Schlesien abführen konnte, sich nicht in Händel verwickelte, die seinen Untergang leicht hätten befördern können. Demungeachtet war der Zug nach dieser Provinz von der äußersten Nothwendigkeit, um Fouquet zu unterstützen; es scheint auch, daß der König, im Vertrauen auf die Stärke des Postens bei Landshut, auf die Tapferkeit seines Feldherrn und auch auf den ihm bekannten bisherigen Schneckengang der östreichischen Operationen sich schmeichelte, er werde noch zeitig genug dahin gelangen, um die Gefahr abzuwenden. Wahrscheinlich würde sein Wunsch auch erfüllt worden seyn, hätte er Fouquet die Freiheit gelassen, nach seinen Einsichten zu handeln, und hätte nicht ein Laudon an der Spitze der Oestreicher gestanden. —

Friedrich II machte nunmehr den Versuch, mit einem Theile seines Heeres über die Elbe zu gehen, und sich an das Corps des Generals Lascy, welches am rechten Ufer dieses Flusses unweit Dresden stand, zu drängen, während der andre Theil das Lager bei Schlettau, und den Posten bei den Katzenhäusern besetzt hielt. Der Uebergang, welcher bei Zscheila geschah, hatte keine Schwierigkeit; Lascy zog seine Vorposten zurück, Daun aber ließ sogleich den ganzen rechten Flügel seiner Armee durch Dresden über die Elbe gehen, und ein festes Lager bei Reichenberg beziehn. Aus dieser Bewegung schloß der König, daß es ihm wohl gelingen könnte, den östreichischen Heerführer dahin zu bringen, wohin er ihn zu verleiten wünschte. Er ließ daher den zurückgelassenen Theil seiner Armee gleichfalls nachfolgen; General Hülsen, dem die Deckung des linken Ufers der Elbe übertragen ward, mußte eine Position bei Meißen nehmen, und

nunmehr ward beschlossen, den General Lascy anzugreifen, ehe dieser noch mehr Verstärkung erhalten könnte. Die Vorkehrungen dazu wurden getroffen; allein als der Vortrab der Preußen bei Radeburg anlangte, ward man gewahr, daß Lascy sein Lager bei Bersdorf aufgehoben und sich nach Lause zurückgezogen hatte, um die rechte Flanke des nunmehr auch völlig über die Elbe gezogenen Daunischen Heeres zu decken. Die Absicht des Königs ward also vereitelt; und da er das mit Verschanzungen umgebene feindliche Lager bei Reichenberg so fest fand, daß es Uebermuth gewesen seyn würde, dasselbe anzugreifen; so führte er seine Armee ins Lager bei Radeburg.

Feldmarschall Daun beging einen großen Fehler, daß er, da er zeitig unterrichtet ward, der König sey nur mit einem Theile seines Heeres über die Elbe gegangen, nicht sogleich den Entschluß faßte, ihn mit Uebermacht anzugreifen. Dieser Entschluß, der ihm, gesetzt er hätte den Kürzern gezogen, wegen der Nähe von Dresden keinen merklichen Nachtheil zuziehen konnte, hätte die beste Wirkung hervorbringen, und wären die Preußen geschlagen worden, ihre Angelegenheiten außerordentlich verschlimmern können. Allein sein allzuvorsichtiger Charakter ließ ihn auch hier die Vortheile nicht benutzen, die ihm seine Uebermacht verlieh. Er schränkte sich auf die Behauptung seines festen Postens ein, nachdem er die Reichsarmee bis Dresden hatte vorrücken lassen, und schien nur darauf bedacht zu seyn, den nach der Schlacht bei Hochkirch begangenen Fehler zu verbessern, und alle Aufmerksamkeit darauf zu richten, dem Könige auf dem Marsch nach Schlesien zuvorzukommen.

So standen jezt die Sachen am rechten Ufer der Elbe. Daun wünschte, daß der König seinen so außerordentlich

festen

festen Posten bei Reichenberg angreifen, und daß dieser Angriff fehlschlagen möchte; dieser hingegen hoffte auf Blößen, die ihm der Feind geben sollte, um daraus Vortheile zu ziehen. So vergingen einige Tage, bis der Feldmarschall Daun die Nachricht von der Niederlage des Generals Fouquet erhielt. Diese für ihn so wichtige Begebenheit machte so viel Eindruck auf ihn, daß er gleich darauf seine Armee ausrücken, und das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Freudenfeuer mit möglichstem Pomp machen ließ. Den König befremdete das um so mehr, da es sich gegen Abend ereignete. Er ließ daher bei den Vorposten Erkundigung einziehen, welche Bedeutung dies Schießen habe? hatte aber den Verdruß, durch seine Feinde zuerst von einem Vorfall unterrichtet zu werden, der ihm so nahe ans Herz gehen mußte. Tief ward er dadurch gerührt; und wenn er den Verlust eines ganzen, zur Deckung von Schlesien bestimmten Corps kaum verschmerzen konnte, so bekümmerte ihn noch mehr das Schicksal seines Freundes, der ein Opfer seiner Launen geworden war. —

Der Schlag war einmal geschehen, und erforderte andre Maßregeln in den Operationen des Königs. Nunmehr blieb der Marsch nach Schlesien ungleich mehrern Schwierigkeiten unterworfen, da zu erwarten war, daß Laudon, den jezt nichts hinderte, in Schlesien einzudringen, ihm den Weg dahin versperren, während ihn die Daunische Armee dahin begleiten würde. Auf diese Weise konnte er leicht zwischen zwei Feuer gerathen, seine schon an sich bedenkliche Lage konnte noch kritischer werden, und ihn sogar der ihm gedroheten Katastrophe näher bringen. Dies alles übersah Friedrich II mit Einem Blick, und jezt zeigte er die Ueberlegenheit seines erfinderischen Genies über alle große Feldherren seiner Zeit.

Da er voraussah, daß ihm die östreichischen Generale nicht leicht erlauben würden, nach Schlesien zu dringen: so faßte er den kühnen und in seiner Art einzigen Vorsatz, den Feldmarschall Daun aus seiner jetzigen Stellung zu rücken, indem er ihm vorspiegelte, sein Hauptaugenmerk sey, Schlesien zu Hülfe zu eilen; dann, wo möglich, ihn zu einem entscheidenden Treffen, oder wohl gar zum Rückzuge über die Elbe, zu nöthigen, und, wäre ihm dies gelungen, die Eroberung von Dresden zu versuchen.

So schnell Friedrich II diesen neuen Operationsplan entwarf, eben so schnell führte er ihn aus. An eben dem Tage, an welchem ihm das feindliche Freudenfeuer die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte bei Landshut verkündigte, sandte er Befehl nach Magdeburg, einen Train Belagerungsgeschütz in Bereitschaft zu halten. Um aber seinen vorläufigen Unternehmungen den erforderlichen Anstrich zu geben, richtete er seine Maßregeln mit einer Feinheit und Täuschung ein, daß die künstlichen Bewegungen, die er seine Armee machen ließ, ein Meisterstück der Kriegskunst genannt zu werden verdienen; ja, es wäre gewissermaßen Gerechtigkeit von Seiten des Schicksals gewesen, dies große Kunstwerk gelingen zu lassen, wenn es nicht gegen den natürlichen Lauf der Dinge stritte, mit unzureichenden, durch allerlei Zufälle gehemmten Kräften große Wirkungen hervorzubringen. — Diesmal entsprach der Ausgang der Erwartung nicht, wie wir es mit Anführung der Gründe warum, näher darzustellen uns bemühen wollen. Jetzt zur Erzählung der künstlichen Manöver Friedrichs II, die ihm das Lob der Kenner erwarben.

Gleich am folgenden Tage brach er von Radeburg auf, und zog sich nach Groß-Doberitz zurück. Diese Kriegslist,

der man in der gegenwärtigen Lage Zaghaftigkeit, oder doch Mißmuth und Besorgniß unterlegen konnte, sollte dazu dienen, den Uebermuth des durch Glück stolz gewordenen Feindes zu heben, ihn zu vermögen, seinen unangreiflichen Posten zu verlassen, und ihn zu falschen Schritten zu verleiten, in Hoffnung, alsdann über ihn herzufallen, und, wie bei Leuthen, wesentliche Vortheile über ihn zu erringen. Allein der phlegmatische Graf Daun ließ sich nicht irre führen; seine ganze Aufmerksamkeit war nur darauf gerichtet, zu verhindern, daß ihm der König nicht, wie im Jahre 1758, entwische, und ihm in Schlesien zuvorkomme. Zu dem Ende ließ er die Straße nach Ortrand durch verschiedene kleine Schaaren beobachten, um von allen Bewegungen der Preußen zeitig unterrichtet zu seyn. Zugleich ertheilte er dem General Laudon den Befehl, die Belagerung von Glaz auf einige Zeit zu verschieben, mit seiner Armee den Bober herunter zu marschiren, und die Besatzungen von Schweidnitz und Breslau durch kleine Corps im Zaum halten zu lassen. Er selbst ließ noch täglich an der Befestigung seines Lagers arbeiten.

Dies ruhige Benehmen des Feldmarschalls Daun überzeugte den König von Preußen, daß es vergeblich seyn würde, auf einen entscheidenden Streich zu warten, und daß es nunmehr nothwendig sey, selbst die Maschine in Bewegung zu setzen, um solche nach seinem Willen zu lenken. Er marschirte also mit seiner Armee in drei Kolonnen links ab, setzte über die Röder und Pulsnitz, und nahm ein Lager bei Quolsdorf. Gleich darauf beorderte Graf Daun den General Lascy, mit seinem Corps aufzubrechen, den Marsch der Preußen zu beobachten, und sich ihnen so nahe, als es ohne Gefahr geschehen konnte, zu lagern; er selbst aber folgte mit dem Heere, und bezog bei Harta einen festen Posten.

Friedrich II, dem es gelungen war, seinen Feind auf die Beine zu bringen, beschloß, das vorgeschobene Corps des Generals Lascy ungesäumt anzugreifen; um aber seine Absicht zu verbergen, sandte er alles Gepäck nach dem Walde bei Schweidnitz, und ließ zugleich aussprengen, daß es seinen Weg nach Hoyerswerda nehme. Dies wirkte. Daun erhielt nicht sobald diese Nachricht, als er daraus auf einen bestimmten Marsch der Preußen nach Schlesien schloß, und daher eilte, sich der Straße von Bauzen nach Görlitz zu versichern. Indeß marschirte die Armee des Königs rechts ab, um den General Lascy, der seine Stellung bei Leichtenberg genommen hatte, in seine linke Flanke zu fassen; allein dieser wartete den Angriff nicht ab, sondern zog sich mit der größten Eilfertigkeit auf die Daunische Armee zurück. Abermals gelang es dem König also nicht, für die bei Landshut erlittene Demüthigung Rache an seinen Feinden zu nehmen; er marschirte daher wieder links ab, und bezog ein Lager bei dem Kloster Marienstern.

Sobald sich der König nach dieser Gegend gewendet hatte, rückte Lascy wieder bis Bischofswerda vor. Der auf einen Vorsprung stets bedachte Daun eilte nach Reichenbach, nachdem er den General Ried bei Bauzen zurückgelassen hatte, um die Gemeinschaft mit dem Lascyschen Corps zu unterhalten. Allein auch hier weilte er nicht, sobald er die Nachricht erhielt, der König habe eben das Lager bezogen, welches er nach dem unglücklichen Treffen bei Hochkirch nahm, und aus welchem er damals den künstlichen Marsch nach Schlesien antrat. Er strengte daher die Kräfte seiner Kriegsvölker dergestalt an, daß er keinen Ruhetag hielt, bis er bei Naumburg über den Queis gegangen war, und das Lager bei Ottendorf bezogen hatte. Jezt war sein Endzweck

erreicht, seine Armee mit Laudons vereinigt, der Eingang nach Schlesien dem Könige völlig versperrt, und nun glaubte er erst, mit Sicherheit die Belagerung von Glaz unternehmen zu können. Sie ward dem General Harsch aufgetragen; dagegen kam jezt das Corps des Generals Lascy ins Gedränge. Es war bestimmt, dem Könige zur Seite zu bleiben, und denselben zu beobachten, auch schon auf dem Marsche nach Bauzen begriffen, als dessen Anführer erfuhr, daß die preußische Armee in der Nähe stehe, die Stadt bereits besetzt habe, und Ried ihnen nach Weißenburg ausgewichen sey.

Bisher mochte Friedrich II noch einige Hoffnung gehegt haben, dem Feldmarschall Daun einen Marsch abzugewinnen, indem er eben denselben Weg einschlug, den er im Jahre 1758 nach Schlesien nahm; sobald er aber die Nachricht erhielt, die große östreichische Armee nahe sich bereits dem Queis, so verlohr er alle Aussicht, sie einzuholen. In eben dem Augenblicke ließ er, statt nach seinem Vorhaben bei Leichnam über die Spree zu gehen, seine Kolonnen sich rechts wenden, und ihre Richtung auf Bauzen nehmen. Durch dies schnelle Manöver ward das Lascysche Corps von der Daunischen Armee völlig abgeschnitten, und nun faßte der König den Entschluß, diesen die ganze Schwere seiner Macht empfinden zu lassen, um dann die zweite Alternative seines Operationsplans, die Belagerung von Dresden, zu realisiren.

Lascy, der den Weg nach Bauzen versperrt fand, blieb bei Roth-Nauselitz stehen, ließ aber die preußischen Vorposten durch seine Ulanen unaufhörlich beunruhigen. Um diesen Muthwillen zu bestrafen, zugleich aber eine Recognoscirung anzustellen, nahm der König das Piket der Cavallerie und rückte ihnen entgegen, befahl aber zugleich dem General

Ziethen ihm mit zwei Regimentern Dragoner und 300 Husaren zu folgen; indeß war er nicht so kaltblütig wie der Prinz Heinrich im vorigen Jahre; er konnte es nicht erwarten bis diese ganze Schaar versammelt war, sondern eilte die Ulanen mit dem bloßen Piket anzugreifen. Es glückte ihm zwar, solche bis durch das Dorf Göbau zurückzutreiben; allein jezt sezte sich die Lascysche Cavallerie in Bewegung, um ihre Vorposten zu unterstüzen. Da diese nur eine geringe Macht vor sich sah, so griff sie solche an, warf sie, und es würde mißlich für die Preußen ausgesehen haben, wären nicht die Dragoner von Normann zu Hülfe gekommen, welche das Piket wieder befreiten. Während dieser Zeit wurde die östreichische Cavallerie noch durch die sächsischen leichten Dragoner verstärkt, und nun wagte sie einen zweiten Angriff, in welchem die Preußen über den Haufen geworfen wurden, und einen großen Verlust würden erlitten haben, wäre nicht das Regiment von Czettritz in diesem Augenblick erschienen, und hätte dem Ungestüm des Feindes Gränzen gesezt. Friedrich, aufgebracht, ertheilte sogleich Befehl, daß der ganze rechte Flügel der Armee in möglichster Geschwindigkeit zu ihm stoßen sollte; er sandte auch einen seiner Adjutanten ab, um die Schritte zweier Bataillone zu beflügeln, die er zu seiner Unterstüzung aus Bautzen hatte beordern lassen; allein, statt jezt die Ankunft der Infanterie abzuwarten, verleitete ihn seine natürliche Ungeduld, den Feind abermals anzugreifen. Dieser ward wieder durch das Dorf zurückgesprengt, und dieses günstigen Augenblicks wollte sich der König bedienen, um seine Cavallerie zurückzuziehen; der Feind zeigte sich aber von neuem, stuzte jedoch, da er die Preußen sich wieder setzen sah. Beide Theile waren einander so nahe, daß sich keiner unterstand,

eine Bewegung rückwärts zu machen, aus Furcht, den andern gleich auf dem Nacken zu haben; in dieser Stellung beobachtete man sich also, und jeder Theil wartete nur auf den günstigen Augenblick, wo er über seinen Gegner herfallen und ihn zernichten könnte. Die preußische Cavallerie war an Anzahl ungleich schwächer als die östreichische, lief daher Gefahr überflügelt zu werden, und doch war die Infanterie, welche eine Meile zurückzulegen hatte, noch nicht eingetroffen. In dieser kritischen Lage wollte der König einen Versuch machen, derselben seine Cavallerie näher zu bringen; allein kaum hatte diese den Rückzug angetreten, so brach die feindliche in sie ein, und brachte eine solche Verwirrung in dieselbe, daß sie gänzlich würde zu Grunde gerichtet worden seyn, wäre nicht gerade ein Grenadierbataillon vorgerückt, welches durch sein Feuer den Feind aufhielt. Hiermit endigte sich dies sonderbare Cavalleriegefecht, welches sich der König durch Uebereilung zuzog, und jeder Theil eilte nach seinem Lager, um sich zu erholen *).

*) Bei dieser Gelegenheit gerieth der König in große Lebensgefahr, die nur ein Zufall abwendete. Als der Feind durch das preußische Kanonenfeuer stutzig gemacht ward, prellten noch zwei Ulanen hinter dem König her. Ein Edelknabe, der hinter ihm ritt, stürzte, und sah mit Schaudern den Augenblick, in welchem sein Herr aufgespießt werden konnte; hatte aber Gegenwart des Geistes genug, den Ulanen auf polnisch zuzurufen: „wo sie der Teufel hinführen wolle?" Diese, die sich von einem Manne, der keine preußische Uniform trug, mit Heftigkeit anreden hörten, ihn folglich für einen Oestreicher hielten, suchten, obgleich mit Mühe, ihre Pferde zu pariren, und versicherten ihm, daß die Pferde mit ihnen durchgegangen, und sie nicht vermögend gewesen wären, sie gleich den Uebrigen zu wenden. Dieser Umstand gab dem Könige Zeit seine Person in Sicherheit zu bringen.

Noch in derselben Nacht brach der König in vier Kolonnen auf, um den General Lascy anzugreifen; allein dieser, der vom Feldmarschall Daun den sehr bestimmten Befehl erhalten hatte, sich in kein entscheidendes Gefecht einzulassen; der ferner, aus dem was Tages zuvor sich ereignet hatte, so wie aus seiner jetzigen Lage, sehr richtig auf Friedrichs Heftigkeit schloß, war ihm mit einer Geschicklichkeit ausgewichen, die ihm so viel mehr Ehre machte, da er zwar mit schnellen aber sehr gemessenen Schritten bei Dresden über die Elbe ging, und auf diesem gewissermaßen eilfertigen Rückzuge nicht den mindesten Verlust litt. Nicht einmal seinen Nachzug vermochten die Preußen einzuholen, so sehr sich auch deren Vortrab anstrengte. Diese gingen nun gleichfalls über die Elbe, und nur der Herzog von Holstein blieb am rechten Ufer dieses Flusses stehen, um Dresden von der Seite der Neustadt einzuschließen.

Man hat Lascy getadelt, daß er nicht bei Dresden stehen geblieben war, um diese Festung gegen eine Belagerung zu sichern, und zugleich dem Könige den Uebergang über die Elbe streitig zu machen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß letzterer, dadurch aufgehalten, bei aller künstlichen Anstrengung, um vier Tage später bei Dresden angekommen seyn, und folglich Daun eben so viele Tage gewonnen haben würde, um der Hauptstadt Sachsens zu Hülfe zu eilen. Erwägt man aber, daß dem General Lascy jedes Gefecht von Belang ausdrücklich untersagt war; daß er sich folglich stets von den Preußen entfernt halten mußte, und daß er die Möglichkeit nicht einsah, wie bei gänzlichem Mangel an Belagerungsgeschütz, und bei der Voraussetzung, daß die große östreichische Armee in wenig Tagen zum Entsatz anzulangen im Stande sey, der König nur den Gedanken fassen könne,

eine solche gewagte Operation zu unternehmen: so verliert dieser Tadel sehr viel an seinem Gewichte, und man muß Lascys Benehmen mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Nach seiner eigentlichen Bestimmung war er verpflichtet, auf seine eigene Sicherheit bedacht zu seyn. Wenn er also die Reichsarmee an sich zog, Dresden, mittelst einer Besatzung von 14,000 Mann, gegen jeden Sturm für gesichert hielt, und das Lager bei Groß-Sedlitz wählte, um nöthigen Falls dem berühmten Posten bei Pirna nahe genug zu bleiben, und in demselben die Ankunft des Grafen Daun zu erwarten: so that er alles, was man den militärischen Talenten eines Feldherrn zutrauen konnte, dessen wichtiger Einfluß auf manche glückliche Unternehmungen des Obergenerals zur Genüge bekannt ist. —

Die Belagerung von Dresden ward nunmehr beschlossen; und da die Reichsarmee ihre Stellung hinter dem plauenschen Grunde verlassen hatte: so durchzog die preußische Armee solchen, und nahm ihr Lager bei Leubnitz. Eilboten waren bereits nach Magdeburg abgesandt, um die Einschiffung und den Transport des Belagerungsgeschützes auf der Elbe zu fördern; während dem ließ der König aber den sogenannten großen Garten und die Pirnaische Vorstadt angreifen. Die an beiden Orten gestellten Vorposten wurden geworfen, sie zogen sich nach der Stadt zurück, wohin sie durch das Freibataillon Courbiére so heftig verfolgt wurden, daß es diesem beinahe gelungen wäre, mit in dieselbe hineinzudringen. Die Belagerer besetzten hierauf die Pirnaische Vorstadt, und schritten in der Nacht von 14ten zum 15ten Julius sofort zur Anlegung der mit einer Art von Laufgraben verbundenen Batterien. Die Trümmer der vormals abgebrannten Häuser, ingleichen eine an dem Moszinskai-

schen Garten belegene alte Schanze, gaben ihnen dazu einigen Vorschub, und des heftigsten feindlichen Feuers ungeachtet, wurden in den folgenden Tagen die Arbeiten mit solchem Eifer fortgesetzt, daß das Geschütz aufgefahren und der Anfang mit dem Beschießen gemacht werden konnte. Da indeß der aus Magdeburg erwartete Train noch nicht angekommen war, so mußte der König anfänglich sich bloß seiner Feldartillerie bedienen, von deren Wirkung jedoch nicht viel zu erwarten war, weil er nur die bei der Armee befindlichen zwölf Stück 25pfündige Mortiere und zwanzig Stück zwölfpfündige Kanonen gebrauchen konnte.

Während dies alles an der Elbe vorging, hatte Feldmarschall Daun den Marsch des Königs nach Dresden erfahren. Sein Erstaunen war nicht geringe, als er sich so getäuscht sah, und anfänglich nahm er Anstand ihm zu folgen. Wirklich hielt ihn die Besorgniß, ein schnell verändertes Manöver Friedrichs könne ihn in Händel verwickeln, die er, von Lascy und Laudon getrennt, nicht zu seinem Vortheile ausmachen zu können glaubte, einige Tage zurück. Er begnügte sich den General Ried abzusenden, um den Preußen von weitem zu folgen, und seinen Vortrab bis über Görlitz vorrücken zu lassen. Sobald er aber benachrichtigt ward, daß der König die Belagerung von Dresden wirklich unternommen habe, brach er mit dem Heere auf, und richtete seinen Marsch dahin. Ried, der bei Stolpen angekommen war, machte unterdessen einen Versuch, die Communication mit dieser Festung wieder herzustellen, indem er die preußischen Vorposten beim weißen Hirsch angriff; er ward aber durch den Prinzen von Bernburg zurück und bis durch den Paß bei Dürrenbülau geworfen.

Während dieser Zeit waren, trotz des feindlichen Feuers,

sämmtliche Batterien zu Stande gekommen, und würden so lebhaft bedient, daß die Kreuzkirche, eines der schönsten Gebäude, in Brand gerieth, das Feuer sich dergestalt ausbreitete, daß ganze Straßen ein Raub der Flammen wurden, und Bestürzung unter der Besatzung, so wie ein allgemeines Elend unter den Einwohnern der Stadt sich verbreitete. Der König, der bei Annäherung der großen feindlichen Armee einen Entsatz voraussetzen mußte, hielt dieses gewaltsame Mittel für das zweckmäßigste, um in der kurzen Frist, die ihm Daun noch lassen konnte, den Kommandanten zur Uebergabe zu vermögen. Er schmeichelte sich, daß die Besorgnisse für die Familie des Königs von Pohlen, und die Einäscherung seiner Residenz, Beweggründe seyn würden, von der Strenge der ihm obliegenden Pflichten nachzulassen; allein Maquire war zu sehr Soldat, und hier in einem befestigten Orte vorzüglich an seiner Stelle, als daß bei dem zu erwartenden Entsatze ihn irgend etwas hätte wankend machen sollen. Das Unglück, welches jezt Dresden betraf, ist ihm indessen weniger als der Zögerung des Feldmarschalls Daun zuzuschreiben; so wie überhaupt in diesem Kriege das Schicksal von Sachsen es mit sich brachte, daß die härtesten Stöße, die sein Innerstes trafen, eine Folge der sonderbaren Maßregeln, ja oft des besten Willens seiner Bundesgenossen waren. —

Bisher hatte Maquire noch keinen Ausfall gewagt; sobald aber Daun beim weißen Hirsch angelangt, und der Herzog von Holstein, mit einigem Verluste, gezwungen worden war, sich über die Elbe zurückzuziehen, so sandte er am Abend 1000 Mann ab, um sich der Prellschußbatterie bei dem Moszinskaischen Garten zu bemächtigen. Dieser Ausfall glückte auch in der Art, daß die Bedeckung des Lauf-

[illegible] zurückgedrängt und die Batterie erobert wurde; allein die herbeieilenden Preußen trieben den Feind wieder zurück, und besetzten die Batterie aufs neue. Zwar wurden jetzt, um ähnliche Vorfälle zu verhüten, die nahe am Stadtwall belegenen Häuser der Vorstädte in Brand gesteckt, und in die mehr rückwärts liegenden einige hundert Mann Freiwillige gelegt, auch das Feuer sämmtlicher Batterien dergestalt verdoppelt, daß die ganze Altstadt in Brand gerieth. Allein da es hieß, Graf Daun treffe Anstalten, bei Pirna über die Elbe zu gehen, und sey entschlossen, in Verbindung mit dem Corps des Generals Lascy, den König anzugreifen, so verlohr dieser schon die Hoffnung, seinen Endzweck zu erreichen; um sich indeß nicht bloß zu geben, setzte er die Belagerung noch fort, veränderte aber, den Umständen gemäß, die Stellung seiner Armee. Demungeachtet verweilte der Feldmarschall Daun noch drei Tage, ehe er sich in Bewegung setzte, und sah dem Bombardement der Stadt ganz gelassen zu. Endlich rückte der rechte Flügel seines Heeres an die Elbe, und lagerte sich zwischen Bexdorf und Dresden. Daun sandte auch Streifparthien längs dem Fluß herunter, um den preußischen Schiffen aufzulauern, die Proviant und Munition herbeiführten, und ließ hart an Dresden zwei Brücken über die Elbe schlagen. Dies schien einen förmlichen Angriff anzukündigen. Die preußische Armee mußte die Nacht unter dem Gewehre zubringen, und der König, der nun einsah, daß es Zeit sey, die vergebliche Belagerung aufzuheben, beschloß, das Geschütz von den Batterien abfahren zu lassen. Der allgemeine Angriff, den er voraussetzte, erfolgte aber nicht, sondern Daun begnügte sich, 5000 Mann, unter Anführung des Generals Angern, abzusenden, um die Bedeckung der Laufgräben von allen

Seiten anzugreifen und das Geschütz zu vernageln. So tapfer auch das Regiment von Bernburg, welches die Laufgräben deckte, hier focht, so mußte es doch der Uebermacht weichen, weil es nicht zu rechter Zeit unterstützt ward *). Das Geschütz auf der Breschebatterie fiel in die Hände des Feindes, ward aber bald darauf durch die anrückenden Preußen wieder erobert, und nebst dem übrigen, bis auf das der Ricoschetbatterie, womit man noch zu feuern fortfuhr, abgefahren. Nunmehr hob der König die Belagerung auf,

*) Der über den Gang der beabsichtigten Belagerung mißmuthige König ward über diesen Vorfall so aufgebracht, daß er, um die beiden ersten Bataillone des Regiments, die zuerst gewichen waren, zu bestrafen, ihnen die Säbel abnehmen und die Hutschnüre abschneiden ließ. Dies Beispiel militärischer Strenge, war in der preußischen Armee unerhört. Das Bewußtseyn, nur der Uebermacht gewichen zu seyn, da der General Wedel, der mit der Unterstützung herbeieilen sollte, zu säumig gewesen war, reizte die Ehrbegierde der Officiere so sehr, daß das ganze, nach dem blutigen Gefechte noch dienstfähige Corps, sich entfernte, und um seine Entlassung anhielt, die ihm jedoch verweigert ward. Der König sah sich gezwungen, andere Offiziere aus der Armee zu beordern, um bei diesem Regimente Dienste zu thun. Zwar führten sie in der folgenden Nacht solches in die Laufgräben, sobald sie aber abgelöset waren, kehrten sie sämmtlich zu ihren Corps zurück, und nur die härtesten Drohungen konnten sie bewegen, sich wieder bei einem Regimente einzufinden, welches das Gespött des Heeres geworden war. Ein Beweis, mit wie viel Stolz der preußische Officier auf seine Ehre hält, und wie er nur gezwungen der eingeführten strengen Disciplin sich unterwarf, wenn Friedrichs Launen — wie hier der Fall war — ihm blinden Gehorsam abnöthigten. In der Schlacht bei Liegnitz, wo dies Regiment der Uebermacht des Feindes nicht, wie bei Dresden, preisgegeben ward, verwischte es den begangenen Fehler vollkommen, indem es hier die Beweise seiner sonst bekannten Tapferkeit ablegte.

zog sich durch den plauenschen Grund bis nach Meißen, und traf Vorkehrungen, Brücken über die Elbe schlagen zu lassen. Lascy rückte wieder bis an die Weiseritz vor, folgte aber bald dem General Daun, der, in der Voraussetzung, Friedrich II werde ungesäumt den Marsch nach Schlesien antreten, bereits ein Lager bei Bischofswerda genommen, zugleich aber durch abgesandte kleine Schaaren alle Brücken über die Röder, Spree, Neiße und den Queis hatte abtragen und die Hauptstraßen verhauen lassen.

Dies war der Ausgang der Belagerung von Dresden. Erwägt man die Anlagen dazu, und alle dabei vorgefallenen Umstände genau, so war in der That wenig Hoffnung vorhanden, diese sonderbare Unternehmung in der kurzen Zeit zu realisiren, die zwischen der Einschließung und dem Entsatze zu berechnen war. Zwar sagt der König in seinen hinterlassenen Werken *): „wäre ich bei dieser Gelegenheit recht „bedient worden, so hätte ich Dresden eingenommen; allein „es war unter den Officieren, Ingenieuren und Artilleristen „gleichsam ein Wettstreit, wer die meisten Fehler machen „würde." Es ist wahrlich hart, wenn dieser Monarch das, was nach der Lage der Angelegenheiten und der Art, wie alles behandelt ward, nicht leicht ausführbar war, seinen Untergebenen zur Last legen will, um seine eigenen Handlungen zu rechtfertigen. Ich bin bei dieser Belagerung zugegen gewesen, und kann versichern, daß keiner mit Willen sich etwas hat zu Schulden kommen lassen; aber freilich das Unmögliche möglich zu machen, war eine zu starke Forderung zu einer Zeit, in der selbst überspannte menschliche Anstrengung dies Unternehmen nicht begünstigen konnte. Wenn

---

*) Im vierten Bande der deutschen Ausgabe, S. 87.

man ferner erwägt, daß von allem dem, was nach den Regeln der Kunst bei einer Belagerung beobachtet werden muß, fast gar nichts geschah; daß man, statt die Laufgräben gehörig zu eröffnen und zu sichern, sich bloß des Grabens einer alten verfallenen Schanze bediente, und denselben nur wenig verlängerte; daß es anfänglich an Belagerungsgeschütz mangelte; daß Daun nichts abhielt, der Festung in wenig Tagen zu Hülfe zu eilen, und daß die Communication der Neustadt Dresden mit der östreichischen Armee schon wieder eröffnet war, als der König durch die Einäscherung der Altstadt noch eine Kapitulation zu erzwingen hoffte: so muß man sich wundern, daß bei dieser so nachlässig angeordneten Belagerung die in der angeführten Stelle der königlichen Werke so sehr herabgewürdigten preußischen Officiere noch das bewirkten, was sie geleistet haben. Daß keine, mit einer starken Besatzung versehene Festung, zumal bei der Nähe der feindlichen Heere, sich durch ein bloßes Bombardement zur Uebergabe zwingen läßt, mußte der König aus mehreren Vorfällen der Art, welche die Geschichte aufstellt, und besonders aus dem Beispiele von Prag im Jahre 1757 abstrahiren können. Es bleibt also wahrscheinlich, daß er diesen Weg in seiner kritischen Lage einschlug, weniger in der Hoffnung, seinen Endzweck anders als durch die Schnelligkeit der Ausführung zu erlangen, als um den Feldmarschall Daun von Schlesien zurückzuführen, und durch diese Diversion das dieser Provinz drohende Schicksal so lange als möglich zu verzögern. Sollte indeß Dresden in der Geschwindigkeit erobert werden, so dürfte es gerathener gewesen seyn, den Eindruck, den seine schnelle Zurückkunft und der übereilte Rückzug zweier Armeen auf die Besatzung und die Einwohner machen mußte, zu benutzen, und den ersten Angriff

X.

Feldzug der Preußen gegen die Russen und Oestreicher in Schlesien. — Schlacht bei Liegnitz, den 15ten August 1760. — Die Russen erobern Berlin.

Während das Fouquetsche Corps bei Landshut aufgerieben, Dresden vergeblich belagert, und Glaz durch einen Handstreich erobert ward, verließen die Russen ihre Winterquartiere, um sich bei Posen, dem gewöhnlichen Versammlungspunkt ihrer Kolonnen, zusammenzuziehen. Hier hatte Feldmarschall Soltikow das, zur Verpflegung seines aus 60,000 Mann regulärer Truppen bestehenden Heeres erforderliche große Magazin anlegen lassen, um dem anfänglich entworfenen Operationsplane gemäß, seinen Marsch auf Glogau zu richten. Da auf dem langen und beschwerlichen Wege, den diese schon mit einem ungeheuern Troß belastete Armee zurücklegen mußte, sie kein Belagerungsgeschütz mit fortbringen konnte: so hatte sich der Wiener Hof anheischig gemacht, das zur Belagerung von Glogau erforderliche Geschütz und die nöthige Munition aus Böhmen dahin bringen zu lassen. Bald sah man aber dort das Lächerliche und Unzuverlässige dieses mit so vielen Gefahren verbundenen Versprechens ein. Maria Theresia ließ also durch den Grafen Estherhazy dem Hofe zu Petersburg die Unausführbarkeit dieses Vorhabens vorstellen, und daher bitten, die russische Armee, statt nach Glogau, auf Breslau

marschiren zu lassen. Die Kaiserinn Elisabeth ließ sich leicht bereden, den Wunsch ihrer Verbündeten zu erfüllen, und sandte ihrem Heerführer den dieserhalb nöthigen Befehl.

Nicht so bereitwillig war dieser demselben zu genügen, und diese unerwartete Abänderung des einmal beschlossenen Operationsplans gab die erste Veranlassung zu einem Verstoße zwischen dem russischen und östreichischen Feldherrn. Soltikow, durch die Begebenheiten des vorjährigen Feldzugs von dem Wankelmuthe der Bundesgenossen überzeugt, faßte gegenwärtig ein gegründetes Mißtrauen gegen alles was von ihrer Seite vorgeschlagen wurde. Schon glaubte er den schlechten Ausgang des Feldzugs ahnen zu können, da er sich überzeugt hielt, man gehe nur damit um, seinem Heere die ganze Last des Krieges aufzubürden. Freilich konnte es ihm nicht gleichgültig seyn, wenn er, nachdem er alle mühsamen Einrichtungen zum Marsche nach Glogau getroffen hatte, auf einmal eine andre Direktionslinie nehmen sollte, die andre Maßregeln erforderte. Kein Wunder also, wenn dieser stolze und eigenwillige Feldherr darüber, daß er von den ephemeren Projekten der Oestreicher abhangen sollte, seinen Unwillen nicht verbergen konnte. Montalembert, dieser kluge und geschickte Geschäftsträger des Hofes zu Versailles bei der russischen Armee, mußte daher abermals ins Mittel treten, um den aufgebrachten Heerführer zu besänftigen; und als er in ihn drang, den Feldzug zu eröffnen, dieser aber ihm so viele Bedenklichkeiten wegen der Gefahr, welche das Magazin zu Posen liefe, in die Hände des Prinzen Heinrichs zu fallen, zu erkennen gab, so mußte er seine ganze Beredsamkeit aufbieten, Soltikow auf die bestimmten Befehle seiner Beherrscherinn aufmerksam zu machen, und ihn zu vermögen, die zur Verpflegung seiner Armee er-

forderlichen Magazine von Posen nach Kalisch und Siraden bringen zu lassen. Dieser Umstand verzögerte indeß um viele Tage den Aufbruch der Armee, welche endlich den Marsch über Gostheim nach Breslau antrat.

So lange die wahren Absichten der Russen noch verhüllt waren, hatte Prinz Heinrich seine Armee eine Kette von Posten von Dramburg bis Crossen ziehen lassen, theils um Pommern und die Neumark gegen die Streifereien der Kosakken zu schützen, theils um nach Maßgabe der Umstände den feindlichen Operationen zu begegnen; sobald er jedoch erfuhr, daß Soltikow sein Heer bei Posen versammle, ging er ihm über die Warthe entgegen, und nahm verschiedene Stellungen, um die Neumark und Schlesien vollkommen zu decken. Kaum aber hatte er sichere Nachrichten, sowohl von der Eroberung von Glaz, als von dem Marsche der Russen auf Breslau erhalten, als eine Vereinigung der Laudonischen und Soltikowschen Armee sich voraussetzen ließ. Dies veranlaßte ihn daher bei Glogau über die Oder zurückzugehen, und den Weg nach Breslau einzuschlagen, um diese Vereinigung zu hindern.

Wirklich hatte auch Laudon, gleich nach der Eroberung von Glaz, den größten Theil des zur Belagerung dieser Festung gebrauchten Corps, unter Anführung des Generals Draschkowitz nach Breslau vorrücken, zugleich aber diese Stadt durch den bei Neumark stehenden General Nauendorf berennen lassen. Er selbst war ihnen mit der Armee gefolgt; das Reservecorps war bei Leubus über die Oder gegangen, und nun war Breslau von allen Seiten völlig eingeschlossen. Es bleibt sehr wahrscheinlich, daß sich Laudon Hoffnung machte, die Hauptstadt Schlesiens in der Geschwindigkeit und ohne Hülfe der Russen zu erobern. Letztere

waren noch zu entfernt, und ihr Marsch zu schwerfällig, als daß sie zugleich mit ihm hätten eintreffen können; vielleicht glaubte er auch, daß ihn das Glück hier eben so begünstigen würde, als es ihm bei Glaz, wider alle Erwartung, die Hand bot. — Für den ehrgeizigen Laudon war dies freilich eine viel zu reizende Aussicht, als daß er nicht wenigstens den Versuch hätte machen sollen; und glückte ihm seine Unternehmung, so krönte solche den Ruhm, den ihm sein außerordentliches Waffenglück bereits erworben hatte, vollkommen. Demungeachtet befand er sich fast in eben der Verlegenheit, in welche sich der König von Preußen verwickelt sah, als er die Belagerung von Dresden unternahm. So wie diesem, fehlte es ihm ebenfalls an Belagerungsgeschütz, weil das vor Glaz gebrauchte der Armee nicht so geschwind folgen konnte, und Prinz Heinrich eilte jezt mit noch stärkern Schritten zum Entsatze, als damals Graf Daun. Es blieben ihm also, zur Erreichung seines Endzwecks, nur zwei Mittel übrig: Unterhandlung oder Brand; beide schlugen jedoch fehl. In Breslau fand er an dem General Tauenzien einen eben so entschlossenen Mann, als der König an Maquire in Dresden angetroffen hatte. So wie dieser, verwarf jener alle ihm gethanen Vorschläge mit Würde. Die an die Bürgerschaft erlassene Drohung, ihre Stadt einzuäschern, wenn sie nicht deren Uebergabe zu bewirken trachten würden, war eben so fruchtlos. Ein Bombardement erfolgte zwar, und der königliche Pallast, so wie mehrere Häuser, geriethen in Brand; allein da es, aus Mangel an hinlänglicher Munition, nicht mit dem gehörigen Nachdruck fortgesetzt werden konnte, so verrieth Laudon eine Schwäche, die den Muth der Besatzung nur noch mehr hob. Da er nun mit Gewalt nichts auszurichten vermochte,

die Russen aber, obgleich er ihnen die Einschließung von Breslau hatte bekannt machen lassen, noch nicht anlangten; Prinz Heinrich sich aber der Katzbach nahte, so hob er die Belagerung auf, und zog sich bis hinter das Schweidnitzer Wasser zurück.

Kaum war er abgezogen, so erschien schon der Prinz Heinrich bei Neumark, vier Meilen von Breslau. Dieser thätig weise Prinz hatte den Marsch seiner Armee eben so beflügelt, als er es im vorigen Jahre that, da er den General Wehla bei Hoyerswerda überrumpelte, und Daun zwang nach Dresden zu eilen. Seine Kolonnen zogen ununterbrochen fort, und ruheten nur periodisch vier bis fünf Stunden, um sich einigermaßen zu erholen. Dadurch gelang es ihm, in Zeit von drei Tagen einen Weg von 18 Meilen zurückzulegen, und Breslau zu entsetzen. Bei seiner Annäherung verließen die an der Katzbach aufgestellten Schaaren die Ufer dieses Flusses. Die in Liegnitz angelangte Bäckerei flüchtete nach Striegau. General Caramilli, der sich von Parchwitz abzog, ward durch den preußischen Vortrab eingehohlt, bei welcher Gelegenheit das Regiment Erzherzog Joseph, Dragoner, umringt, theils niedergehauen, theils gefangen ward, und General Nauendorf, dem Laudon aufgetragen hatte, bis Neumark vorzurücken, fand es nicht mehr rathsam, seiner Bestimmung zu folgen. Jezt bezog Prinz Heinrich ein Lager unter den Kanonen von Breslau; und da die Russen an eben dem Tage bis auf eine Meile von der Stadt angekommen waren, so sandte er den General Platen mit 4000 Mann ab, um durch eine, zwischen Breslau und der alten Oder genommene Position den Feind zu verhindern, sich derselben mit seinem Geschütze zu nahen.

Soltikow erstaunte, als er hier die preußische Armee, statt der Bundesgenossen, von deren Aufenthalt er nicht einmal sichere Nachricht einziehen konnte, antraf. Sey es, daß Laudon oder er zum Besitz von Breslau gelangte, so hatte er geglaubt, daselbst Magazine anzutreffen, um daraus, bei den ferneren Operationen, sein Heer zu verpflegen. Diese Hoffnung ging nun verlohren, keine Aussicht zur Vereinigung mit dem General Laudon war vorhanden; und er sah sich gezwungen, am rechten Ufer der Oder zu verweilen, wo die Verproviantirung seiner Armee ihm so viele Sorge und Schwierigkeiten machte. Gerechter Unwillen, mit dem Verdachte gegen den östreichischen Eigennutz gepaart, empörten abermals seine Leidenschaften, und ohne die geschickte Dazwischenkunft des Generals Montalembert, würden die Angelegenheiten der Verbündeten eine schlimme Wendung genommen haben. Dieser besänftigte den aufgebrachten russischen Feldherrn von neuem, und bewog ihn, sich nicht von der Oder zu entfernen, und hier glücklichere Ereignisse abzuwarten.

So gelang es dem Prinzen Heinrich, durch weise Maßregeln und eine fast überspannte Schnelligkeit, eine Stadt zu retten, deren Eroberung den Verlust einer ganzen Provinz nach sich ziehen konnte. Er zerstörte dadurch den ersten Theil des zwischen den Höfen zu Wien und St. Petersburg verabredeten Operationsplans; zur beabsichtigten Vereinigung der Verbündeten war jezt keine Aussicht, und so legte dieser allgemein verehrte Prinz abermals einen Beweis seiner großen milítärischen Talente ab. Da indeß die Russen so nahe an Breslau stehen blieben, so war er gleichfalls genöthigt, dort zu verweilen, und konnte daher

die Bewegungen des Königs, der aus Sachsen herbeieilte, auf keine Weise unterstützen.

Die durch die armselige Vertheidigung der Besatzung erfolgte Eroberung von Glaz, hatte auf Friedrich II einen tiefen Eindruck gemacht. Die Zahl seiner Widerwärtigkeiten schien sich fast täglich zu vermehren, und wirklich gehörte eine eiserne Standhaftigkeit dazu, um nicht unter der Last der anhaltenden Leiden, die ihn trafen, zu erliegen. Sein großer Geist verließ ihn dennoch nicht; er tröstete sich mit dem Gedanken; der Friedensschluß müsse ihm doch den Besitz von Glaz wieder verschaffen; und nun entschloß er sich, ungesäumt nach Schlesien aufzubrechen.

An der Spitze von 30,000 Mann zog er über die Elbe, setzte seinen Marsch Treffenweise fort, und langte nach fünf Tagen bei Bunzlau in Schlesien an. Dieser Marsch war nicht allein wegen einer Strecke von zwanzig Meilen, welche die mit ein paar tausend Fuhrwerken belastete Armee in so kurzer Zeit zurücklegen mußte, sehr beschwerlich, sondern auch wegen der Nähe des Feindes, der theils zur Seite, theils nachzog, sehr gefährlich; daher der König seine Marschordnung so einrichten mußte, daß seine Kolonnen immer zum Schlagen bereit seyn konnten. Feldmarschall Daun begleitete ihn wie sein Schatten. Er richtete seine Bewegungen nach denen der Preußen ein; zog über Bauzen, Görliz und Lauban, und als er in Schlesien angekommen war, nahm er sein Lager bei Löwenberg, während Lasey sich bei Mark-Lissa setzte, um die Straße über Greifenberg nach Hirschberg zu decken.

Jezt waren beide Heere in einer gleichen Entfernung von Liegnitz und Breslau, nur mit dem Unterschiede, daß Daun große Vorräthe an Lebensmitteln in Hirschberg hatte

zusammenbringen lassen, der König hingegen nur noch auf zehn Tage Brod mit sich führte. Es erforderte daher die äußerste Nothwendigkeit, Schweidnitz oder Breslau zu erreichen, um die Armee aus den dortigen Magazinen wieder zu verproviantiren. Gelang dies nicht, so war der König gezwungen, nach Glogau zu ziehen, und dann lief Prinz Heinrich Gefahr, das Opfer der russischen und östreichischen Uebermacht zu werden. Es scheint, daß anfänglich Friedrich unentschlossen war, ob er nach Schweidnitz oder nach Breslau sich wenden sollte. Erstere Festung war eher zu erreichen als leztere; und da er stets für die Mittel stimmte, die am schnellsten zum Ziele führten, so versuchte er den Weg über Goldberg nach Jauer einzuschlagen, indem er den Marsch seiner Armee auf Adelsdorf richtete. Allein als er hier mit dem Vortrabe anlangte, ward er gewahr, daß die Anhöhen bei Goldberg besetzt waren, und daß das ganze östreichische Heer aus dem Gebirge vorrückte, um sich hinter der Katzbach nach den Höhen von Prausnitz heraufzuziehen. In dieser Lage ward es ihm eben so unmöglich, den Feind an Fortsetzung seines Marsches zu hindern, als das Lager bei Adelsdorf zu nehmen; denn aus Besorgniß, auch von Liegnitz, wohin der Weg noch einigermaßen frei war, abgeschnitten zu werden, blieb ihm nichts übrig, als die Spitzen seiner Kolonnen zu wenden, sich bei Kreitsch zu lagern und nach Liegnitz zu ziehen. Gleich am folgenden Tage setzte Daun seinen Marsch fort, und nahm hinter der Katzbach Stellungen, wodurch er dem Könige die Wege nach Schweidnitz und Breslau zu verlegen trachtete.

Beide Heere trennte nur die Katzbach, und es kam jezt darauf an, welches über dieselbe setzen und das andre angreifen würde; es geschah aber keins von beiden. Dem

die Bewegungen des Königs, der aus Sachsen herbeieilte, auf keine Weise unterstützen.

Die durch die armselige Vertheidigung der Besatzung erfolgte Eroberung von Glaz, hatte auf Friedrich II einen tiefen Eindruck gemacht. Die Zahl seiner Widerwärtigkeiten schien sich fast täglich zu vermehren, und wirklich gehörte eine eiserne Standhaftigkeit dazu, um nicht unter der Last der anhaltenden Leiden, die ihn trafen, zu erliegen. Sein großer Geist verließ ihn dennoch nicht; er tröstete sich mit dem Gedanken; der Friedensschluß müsse ihm doch den Besitz von Glaz wieder verschaffen; und nun entschloß er sich, ungesäumt nach Schlesien aufzubrechen.

An der Spitze von 30,000 Mann zog er über die Elbe, setzte seinen Marsch Treffenweise fort, und langte nach fünf Tagen bei Bunzlau in Schlesien an. Dieser Marsch war nicht allein wegen einer Strecke von zwanzig Meilen, welche die mit ein paar tausend Fuhrwerken belastete Armee in so kurzer Zeit zurücklegen mußte, sehr beschwerlich, sondern auch wegen der Nähe des Feindes, der theils zur Seite, theils nachzog, sehr gefährlich; daher der König seine Marschordnung so einrichten mußte, daß seine Kolonnen immer zum Schlagen bereit seyn konnten. Feldmarschall Daun begleitete ihn wie sein Schatten. Er richtete seine Bewegungen nach denen der Preußen ein; zog über Bauzen, Görliz und Lauban, und als er in Schlesien angekommen war, nahm er sein Lager bei Löwenberg, während Lasey sich bei Mark-Lissa setzte, um die Straße über Greifenberg nach Hirschberg zu decken.

Jezt waren beide Heere in einer gleichen Entfernung von Liegnitz und Breslau, nur mit dem Unterschiede, daß Daun große Vorräthe an Lebensmitteln in Hirschberg hatte

zusammenbringen lassen, der König hingegen nur noch auf zehn Tage Brod mit sich führte. Es erforderte daher die äußerste Nothwendigkeit, Schweidnitz oder Breslau zu erreichen, um die Armee aus den dortigen Magazinen wieder zu verproviantiren. Gelang dies nicht, so war der König gezwungen, nach Glogau zu ziehen, und dann lief Prinz Heinrich Gefahr, das Opfer der russischen und östreichischen Uebermacht zu werden. Es scheint, daß anfänglich Friedrich unentschlossen war, ob er nach Schweidnitz oder nach Breslau sich wenden sollte. Erstere Festung war eher zu erreichen als letztere; und da er stets für die Mittel stimmte, die am schnellsten zum Ziele führten, so versuchte er den Weg über Goldberg nach Jauer einzuschlagen, indem er den Marsch seiner Armee auf Adelsdorf richtete. Allein als er hier mit dem Vortrabe anlangte, ward er gewahr, daß die Anhöhen bei Goldberg besetzt waren, und daß das ganze östreichische Heer aus dem Gebirge vorrückte, um sich hinter der Katzbach nach den Höhen von Prausnitz heraufzuziehen. In dieser Lage ward es ihm eben so unmöglich, den Feind an Fortsetzung seines Marsches zu hindern, als das Lager bei Adelsdorf zu nehmen; denn aus Besorgniß, auch von Liegnitz, wohin der Weg noch einigermaßen frei war, abgeschnitten zu werden, blieb ihm nichts übrig, als die Spitzen seiner Kolonnen zu wenden, sich bei Kreitsch zu lagern und nach Liegnitz zu ziehen. Gleich am folgenden Tage setzte Daun seinen Marsch fort, und nahm hinter der Katzbach Stellungen, wodurch er dem Könige die Wege nach Schweidnitz und Breslau zu verlegen trachtete.

Beide Heere trennte nur die Katzbach, und es kam jetzt darauf an, welches über dieselbe setzen und das andre angreifen würde; es geschah aber keins von beiden. Dem

Könige verstatteten die Umstände ein solches Unternehmen nicht, da er 90,000 Oestreichern nur 50,000 Preußen entgegenstellen konnte; Graf Daun hingegen würde letztere in ihren Positionen bei Kreitsch und Liegnitz, die nicht die festesten waren, mit Vortheil haben angreifen können, wenn er Entschlossenheit gehabt, seine große Uebermacht zu nutzen, und nicht, wie es scheint, sich nur vorgenommen hätte, den König nicht nach Breslau zu lassen. Diese Behauptung gewinnt dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß er, aus Besorgniß, Prinz Heinrich möchte sich ihm in den Rücken stellen, den Feldmarschall Soltikow bitten ließ, dies so viel als möglich zu hindern, und in dieser Absicht die Oder zu passiren; dagegen sey er nach seiner Vereinigung mit Laudon und Lascy gesonnen, die Preußen unverzüglich anzugreifen.

Zur Zeit waren dies nur leere Versprechungen, und als solche nahm sie auch der über das bisherige Benehmen der Oestreicher schon aufgebrachte Soltikow nur auf; denn er gab dem General Blanquet, der ihm den Antrag machen mußte, zur Antwort: „Er finde diese ganz eigene Zumu„thung sehr sonderbar, und wundre sich nicht wenig, wie „Feldmarschall Daun, mit Laudon, Lascy und Beck „vereinigt, sich nicht für stark genug halte, den König von „Preußen anzugreifen. Die Besorgniß wegen des Prinzen „Heinrich sey völlig ohne Grund, indem dieser mit seiner „Armee über die Oder gegangen, und bis an die Weyde vor„gerückt sey." Hiernächst gab er nicht undeutlich zu erkennen: „daß Daun sein Versprechen, den König von Preußen „in Sachsen aufzuhalten, und die Laudonische Armee mit „der seinigen zu vereinigen, unerfüllt gelassen; statt dessen „habe er dem Könige erlaubt, Schlesien ohne Widerstand zu

„erreichen, und da er sich nicht für stark genug gehalten, so „habe er sogar Laudon an sich gezogen. Die Stellung „hinter der Katzbach sey nur unmittelbar den Oestreichern, „nicht aber den Russen eben so vortheilhaft; sie schränke den „König mehr in Absicht des Ueberganges über diesen kleinen „Fluß, als in Absicht des Ueberganges über die Oder ein; „würde gegen alle Erwartung auch dieses zugegeben, so „dürfte das Schicksal seines Heeres, welches sich dann zwi„schen den Armeen des Königs und des Prinzen Heinrich „gedrängt finden würde, gewiß sehr traurig seyn. Auf die„sen Fall würde man es ihm nicht verdenken können, wenn „er sich sogleich über die Bartsch nach Militsch zurückzöge, „da er von den Oestreichern keine Unterstützung zu hoffen „habe." Trotz seiner übeln Laune war er gleichwohl gefällig genug, bei Auras und Leubus Brücken über die Oder schlagen, und ein Corps übergehen zu lassen, theils um die Vereinigung des Königs mit dem Prinzen Heinrich zu verhindern, theils um die Preußen zu verfolgen, im Fall sie geschlagen würden.

Wollte also Daun seine Bundesgenossen einigermaßen zufrieden stellen, so mußte er sich endlich zu einem entscheidenden Treffen entschließen, welches er freilich, nach seiner Denkungsart, lieber angenommen als angeboten hätte. Der Bedenklichkeiten, Recognoscirungen und Vorkehrungen waren aber dabei so viele, daß Friedrich II den kühnen Entschluß faßte, die östreichische Armee auf ihrer linken Flanke zu umgehen, und einen Versuch zu machen, die Communication mit Schweidnitz wieder herzustellen. Es ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, ob er wirklich geglaubt, diese Festung zu erreichen, ehe seine Lebensmittel, die nur noch auf wenig Tage zulangten, aufgezehrt waren; oder ob er

gehofft habe, durch diesen Marsch dem Feinde Besorgnisse für seine Magazine und die Gemeinschaft mit Böhmen zu erwecken; denn zu dem allen war wegen der Nähe und Uebermacht des Feindes, der sich ihm stets mit Vortheil vorlegen konnte, wenig Anschein. Wahrscheinlicher ist es, daß er in seiner äußerst kritischen Lage mit diesen Ideen noch eine dritte verband, nämlich allerlei Auswege zu suchen, seinen mächtigen Gegner hinzuhalten, auf Gelegenheit zu lauern, eines seiner abgesonderten Corps zu schlagen, und daß er in dieser Hinsicht — wie er sich selbst ausdrückt *) — die Rolle eines Partheigängers, der, um nicht überfallen zu werden, nie einen Tag in seiner Stellung bleibt, spielen zu müssen glaubte. Zu diesem Entschlusse trug wohl der Charakter des Grafen Daun das Seinige mit bei. Friedrich II hatte ihn studirt; aus den Begebenheiten dreier Feldzüge war er überzeugt worden, daß sein Gegner nicht der Mann von raschen Entschließungen sey, und sich zu seinen Unternehmungen nur mühsam vorbereite. Wirklich traf dies auch jezt ein. Hatte der König eine neue Stellung gewählt, so recognoscirte Daun solche mit der größten Sorgfalt, und entwarf seine Disposition zum Angriff auf den folgenden Tag; in der Nacht aber entwischte ihm Friedrich, und wenn er seinen Vorsatz mit glücklichem Erfolg auszuführen wähnte, fand er nur das Lager, wo sein Feind gestanden hatte.

Um sein Vorhaben auszuführen, brach der König am Abend von Liegnitz auf, und richtete seinen Marsch auf Hohendorf. Als er hier vor Anbruch des Tages anlangte, erfuhr er, daß Lascy bei Prausnitz hinter der Katzbach stehe, und beim ersten Scheine der Morgenröthe ward er gewahr,

---

*) Hinterlassene Werke Friedrichs II. 4ter Band. S. 98.

daß sich dessen Corps von Goldberg bis Niedergrain auf den Höhen ausdehne. Dies mußte man zurückwerfen, wenn der Marsch fortgesetzt werden sollte; allein der König fand dessen Stellung zu vortheilhaft, als daß er es hätte wagen können, hier über die Katzbach zu setzen, und Lascy fühlte selbst, daß er in diesem Posten, der alle Uebergänge über dieselbe bestrich, unter dem Schutz der großen Armee, keine Gefahr laufe; denn er ließ nicht einmal sein Lager abbrechen. Friedrich II wandte sich daher gegen Goldberg, um ihn zu umgehen, und hier gelang es ihm, über die Katzbach zu ziehen, und einen Theil des feindlichen Gepäcks, welches man hier für sehr sicher hielt, zu erbeuten. Durch diesen unerwarteten Marsch ward Lasey bewogen, sich auf der Straße nach Jauer zurückzuziehen; und obgleich der König ihn einzuholen eilte, so verhinderte ihn doch das so sehr durchschnittene Terrain, weiter als bis Seichau zu gelangen. Unterdessen war die Daunische Armee zur Unterstützung des Lascyschen Corps herbeigeeilt; da sie aber solches in Sicherheit sah, nahm sie ihre Stellung hinter der wüthenden Neiße, besetzte aber zugleich die vorliegenden Anhöhen bei Hermsdorf, wodurch die Straße über Jauer nach Schweidnitz völlig verlegt war; Laudon hingegen rückte wieder auf die Stelle, welche die große Armee verlassen hatte.

Zwar sah sich Friedrich abermals von Schweidnitz abgeschnitten; da er aber so weit vorgerückt war, so wollte er einen Versuch machen, durch das Gebirge nach Landshut zu marschiren, um von dort aus nach Schweidnitz zu gelangen; allein die ausgesandten Kundschafter hatten bereits alle Pässe durch das Beckische Corps besetzt gefunden, und Daun, dem die Erscheinung der Preußen bei Seichau einige Besorgnisse erweckte, hatte den General Lascy nach Bolken-

hayn gesandt, wodurch die beabsichtigte Unternehmung auch scheiterte. Die von Lascy verlassene Position mußten die über die Neiße vorgeschobenen Corps einnehmen, und um ihren Abzug zu decken, stellte Daun sein ganzes Heer in Schlachtordnung. Dies erregte bei der preußischen Armee den Argwohn, der östreichische Heerführer schicke sich zum Angriff an; und da das Lager bei Seichau verschiedene schwache Punkte hatte, so zog sich der König auf einige rückwärts liegende Anhöhen, und machte sich gefaßt, den Feind mit Standhaftigkeit zu empfangen; Dauns ganzes Unternehmen schränkte sich jedoch auf eine bloße, aber mit vieler Wichtigkeit angestellte Recognoscirung ein.

Da nun der König sein Vorhaben vereitelt sah, so beschloß er, am Abend aufzubrechen, und sich über die Katzbach zurückzuziehen. Wegen der Nähe des Feindes war dieser Marsch sehr gefährlich, und hätte bedenkliche Folgen nach sich ziehen können, indem die Kolonne, welche der Herzog von Holstein führte, in der Dunkelheit von ihrem Wege abkam, und sich mit den übrigen Kolonnen dergestalt verwirrte, daß auch diese in Unordnung geriethen, und erst mit Anbruch des Tages wieder auseinder gewickelt werden konnten. Den Preußen würde hier übel mitgespielt worden seyn, hätte der Feind Entschlossenheit gehabt, diesen günstigen Augenblick zu benutzen. Allein Graf Daun, obgleich er Nachricht von dem Abmarsche des Königs erhielt, blieb in stolzer Ruhe, und begnügte sich, einige Kroaten und Husaren durch die Wälder schleichen zu lassen, die bei dieser Gelegenheit einige Gefangene machten, auch zwei Kanonen erbeuteten, die wegen schlechter Bespannung nicht fortkommen konnten. Am Morgen brach der König nach Liegnitz auf, und erreichte sein ehemaliges Lager ohne Widerwärtigkeit,

obgleich Laudon ihn aus seinen bei Kossendau und Dohnau errichteten Batterien heftig begrüßte. Die östreichische Armee trat gleichfalls ihren Rückmarsch an, und sie sowohl wie ihre abgesonderten Corps nahmen ihre vorigen Stellungen hinter der Katzbach wieder ein.

So waren durch künstliche Hin- und Hermärsche mehrere Tage verstrichen, ohne daß es zu ernstlichen Auftritten gekommen wäre; jezt aber schienen die Kriegsangelegenheiten der Entwickelung näher zu rücken. Auf der einen Seite mußte Feldmarschall Daun doch endlich sich entschließen, den seinen Bundesgenossen schon so lange versprochenen entscheidenden Streich auszuführen. Er fand dagegen um so weniger einen Ausweg, da auf Vorstellung des Generals Laudon, Graf Soltikow die Gefälligkeit gehabt hatte, den General Czernitschew mit einem Corps von 20,000 Mann über die Oder gehen zu lassen, um seinen Rücken zu decken. Er entwarf daher die Disposition zu einem allgemeinen Angriff. Das Wesentlichste derselben lief darauf hinaus: die bei Liegnitz gelagerte preußische Armee von allen Seiten zu umringen, ihr den Weg nach der Oder und selbst den Rückzug nach Glogau, abzuschneiden. Zu dem Ende sollte das Heer und seine abgesonderten Corps mit einbrechender Nacht sich in Marsch setzen, um vor Tages Anbruch am Orte ihrer Bestimmung zum Angriff einzutreffen. Lascy sollte die rechte Flanke der Preußen gewinnen; Laudon bei Furthmühle über die Katzbach setzen, und sich auf den Höhen von Pfaffendorf dem Könige in den Rücken stellen, während Feldmarschall Daun in einer schrägen Linie dessen rechten Flügel angreifen würde. Auf der andern Seite ward Friedrichs II Lage stets bedenklicher; seine Armee hatte nur noch auf drei Tage Brod;

es war daher von der äußersten Nothwendigkeit, sie mit Lebensmitteln aufs neue zu versehen. Der Weg nach Breslau war verlegt, es blieb ihm also nichts übrig, als das sämmtliche Proviantfuhrwesen nach Glogau zu senden, um dort das erforderliche Brod zu laden; dann aber einen Versuch zu machen nach Parchwitz zu marschiren, und sollte es nicht gelingen, auf der linken Seite der Oder Breslau zu gewinnen, über diesen Fluß zu setzen, und dort, es koste was es wolle, die Communication mit dem Prinzen Heinrich zu eröffnen. In dieser Hinsicht sollte die Armee schon am 14ten früh aufbrechen; allein bei der Nähe des Feindes schien dem Könige dieser Schritt zu gefährlich, und seinen Absichten, die er zu verbergen Ursache hatte, zu nachtheilig; weshalb der Marsch bis auf den Abend verschoben ward. Aus verschiedenen Bewegungen, die im feindlichen Lager vorgingen, besonders aber aus einer Recognoscirung, welche Daun, seiner Gewohnheit gemäß, anstellte, und aus der erhaltenen Nachricht von dem Uebergange des Czernitschewschen Corps über die Oder, schloß der König: daß man Anstalten mache, ihn mit weit überlegener Macht anzufallen, und wo möglich zu vernichten. Dies durfte er darum nicht ruhig abwarten, weil seine Stellung bei Liegnitz, besonders in Absicht des rechten Flügels, nicht die festeste war; und da er so schon beschlossen hatte, sich seinem mächtigen Gegner abermals geflissentlich zu entziehen, so gab er auch seiner Seits die Disposition zum Rückzuge über das schwarze Wasser. Um aber allen Irrungen, die leicht bei einem nächtlichen Marsche vorfallen können, vorzubeugen, ritt er selbst, von allen seinen Generalen begleitet, nach den Höhen von Pfaffendorf, um ihnen die Positionen anzuweisen, die sie in der [illegible] lten,

Gegen

Gegen Abend ging das Gepäck und die Reserve über das schwarze Wasser, und mit Einbruch der Nacht setzte sich auch die Armee in vier Kolonnen in Marsch, um die ihr zwischen dem Wolfsberge bei Panten und dem sogenannten Glasberg angewiesene Position einzunehmen. Glücklich kam sie über das Wasser; allein in der Dunkelheit der Nacht entstand in Absicht der zu nehmenden Stellung einige Unordnung, welche noch dadurch vermehrt ward, daß der König die ertheilte Disposition nach Maßgabe der feindlichen Position, die er hier von der Höhe, aus dessen Lagerfeuern bestimmen zu können glaubte, etwas abänderte; seine Flügel-Adjutanten, der Obrist Kleist und Major Dyherrn, ließen es sich indeß äußerst angelegen seyn, die Ordnung möglichst herzustellen. Eine feierliche Stille, die gewöhnlich allen großen Ereignissen vorhergeht, herrschte in der preußischen Armee; ein Theil erwartete mit Sehnsucht den Anbruch des Tages, ein anderer schlief unter den Waffen. — Der König, in seinen Mantel gehüllt, saß an einem kleinen Feuer mitten unter seinen Kriegern, und schlummerte, wie einst Alexander vor der Schlacht von Arbela.

Mit Anbruch des Tages sollte die Armee weiter nach Märschwitz marschiren; allein bereits in der ersten Dämmerung ward der König durch den Major Hund, der eine Recognoscirung vorgenommen hatte, mit der Nachricht geweckt: der Feind sey gegenwärtig, und kaum noch vierhundert Schritte entfernt. Dies war das Corps des Generals Laudon, welches im vollen Marsch begriffen war, um im Rükken der Preußen — die man noch in ihrem alten Lager bei Liegnitz vermuthete — die Höhen von Pfaffendorf zu gewinnen.

Dem Befehle des Feldmarschalls Daun gemäß, war Laudon in der Nacht bei Furthmühle und Pohlschildern über die Katzbach gegangen; denn er hatte Nachricht erhalten, daß das preußische Gepäck beim sogenannten Topferberge aufgefahren worden sey, und hoffte über dieses und die Bedeckung desselben mit voller Gewalt herzufallen, damit aber diese Unternehmung nicht zu früh entdeckt würde, marschirte er ohne Vortrab. An der Spitze seiner mit vielem Geschütz versehenen Reserve, die einen guten Vorsprung vor seinen Kolonnen genommen hatte, eilte er, diesen guten Fang zu thun; allein wie stutzte er, als er die Anhöhen, auf welchen er sich auszudehnen gedachte, bereits mit preußischer Infanterie besetzt fand, und schweres Geschütz antraf, welches ihn mit einem mörderischen Kartätschenfeuer empfing. Demungeachtet verlohr er die Gegenwart des Geistes nicht, vielmehr zeigte er bei dieser Gelegenheit den Umfang seiner militärischen Talente. Da er sich nicht mehr zurückziehen konnte, formirte er seine Reserve in aller Geschwindigkeit, ließ Batterien auffahren, und griff die kleinen Anhöhen mit vieler Entschlossenheit an, ward aber auf seine noch etwas entfernten Kolonnen zurückgeworfen. Das unerwartete Kanonen- und Kleingewehrfeuer hatte diese, in Erwartung näherer Verhaltungsbefehle, stutzen gemacht, ja die Kolonne, die durch Panten ziehen sollte, war sogar zurückgeblieben, und hatte sich begnügt, das Dorf zu besetzen. Dieser glückliche Anfang gab dem preußischer zweiten Treffen den Vortheil, sich mehr auszudehnen, und die vorgeschobene Cavallerie durchzulassen, um sich hinter die Infanterie zu stellen.

Während dieser Zeit hatte General Laudon mehr Infanterie aus seiner mittleren Kolonne vorgezogen, und rückte wieder gegen den Feind vor; allein da das Terrain,

welches er betreten mußte, nicht mehr als fünf Bataillone in einer Linie fassen konnte, so wurden auch diese zurückgeworfen. Glücklicher war die Cavallerie seines rechten Flügels; sie traf auf die Dragoner, die den preußischen linken Flügel deckten, warf sie über den Haufen und verfolgte sie sehr hitzig; allein ein herbeigeeiltes Regiment Cavallerie hielt sie auf, warf sie ebenfalls, und sprengte sie in die Moräste von Schönborn. Jezt bemühte sich Laudon unter seiner geschlagenen Infanterie die Ordnung wieder herzustellen, ließ frische Bataillone anrücken, und zog solche stets rechts, um die linke Flanke der Preußen zu gewinnen. Dies Manöver veranlaßte diese zu einer entgegengesetzten Bewegung, wodurch die Absicht des östreichischen Feldherrn abermals vereitelt wurde; denn obgleich er einen neuen Angriff wagte, so war dieser doch eben so fruchtlos als die vorigen. Zugleich benutzte die Cavallerie des Königs diesen Zeitpunkt, hieb in die feindlichen Bataillone ein, und richtete ein grausames Blutbad unter denselben an.

Nach so vielen wiederholten und verunglückten Angriffen, bei welchen der Verlust an Menschen und Geschütz nicht gering war, hätte man glauben sollen, Laudon müsse abgeschreckt und auf einen Rückzug zu denken genöthigt worden seyn; diese Widerwärtigkeiten schienen jedoch seinen Muth nur noch mehr zu stählen. Er wandte alle Kräfte an, das verlohrne Terrain wieder zu gewinnen. Seiner sich wieder gesammelten Cavallerie glückte es auch wirklich, in einige preußische Bataillone einzuhauen; allein hier hielt das bei der Belagerung von Dresden so sehr herabgewürdigte Regiment von Bernburg ihren Ungestüm auf, und brachte sie dergestalt in Unordnung, daß sie zerstreut auf ihr Fußvolk

zurückstürzte, und solches fliehend mit sich nach der Katzbach fortriß.

Während dies alles auf dem preußischen linken Flügel vorging, stand der rechte auf den Höhen zwischen Hummeln und Pfaffendorf unbeweglich. Die Generale Ziethen und Wedel führten denselben an, und er war bestimmt, der großen feindlichen Armee, deren Kolonnen man jenseits Liegnitz gewahr ward, die Spitze zu bieten; dadurch jedoch, daß sich der linke Flügel stets hatte links ziehen müssen, um seine Flanke nicht zu verlieren, war in der Mitte eine große Lücke entstanden, die nur von einem Zuge des Regiments Alt-Braunschweig gedeckt ward. Eine feindliche Kolonne, die hinter Panten stand, hätte diesen Umstand benutzen, und dadurch die vom König errungenen Vortheile sehr zweifelhaft machen können, wenn ihre Anführer mehr Entschlossenheit besessen hätten. Allein sie wagten nichts weiter, als daß sie den hier ganz isolirt stehenden Zug gefangen nahmen. Sie ließen dem General Wedel Zeit, diese Lücke mit 7 Bataillonen auszufüllen, und gaben zu, daß der Obristlieutenant (jetziger Feldmarschall) Möllendorf bloß mit zwei Divisionen eines Bataillons Leibgarde ihre Besatzung aus dem Dorfe hinauswarf, und dasselbe in Brand steckte. Nunmehr flohen die Oestreicher auf allen Seiten; Laudon machte indessen unter dem Schutz einer starken Batterie, die er bei Binowitz hatte auffahren lassen, seinen Rückzug über die Katzbach in bester Ordnung, nachdem er beinahe 10,000 Mann an Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde gelassen, und 6000 Gefangene, nebst 82 Kanonen 2c. eingebüßt hatte.

Dieser Sieg würde noch ungleich glänzender gewesen seyn, hätten die Umstände dem König erlaubt, die geschlagene Laudonische Armee zu verfolgen; allein die An-

kunft des großen östreichischen Heeres bei Liegnitz ließ auch von dieser Seite einen Angriff besorgen. Feldmarschall Daun war, nach seiner dazu entworfenen Disposition, in der Nacht an die Ufer der Katzbach gerückt, und in der Voraussetzung, die Preußen noch in ihrem alten Lager zu finden, ließ er vor Anbruch des Tages das vor deren rechten Flügel belegen gewesene Dorf Schimmelnitz durch seine Kroaten angreifen. Diese wunderten sich nicht wenig, solches verlassen zu finden, wagten aber dennoch nicht, weiter zu gehen, bis sie durch die Stille, die in der ganzen Gegend herrschte, überzeugt wurden, die Preußen wären aufgebrochen. Daun erhielt diese Nachricht durch den General Ried in der ersten Dämmerung, und war sehr betroffen, daß der Feind, den er zu zernichten beschlossen hatte, ihm ausgewichen sey. Dieser nicht voraus gesehene Umstand erforderte neue Maßregeln, und die erste, die sich ihm darstellen mußte, war die Nothwendigkeit, dem General Laudon zu Hülfe zu kommen, wenn er etwa in ein Gefecht sollte verwickelt worden seyn. Daß dies schon vorgefallen, und nachtheilig für diesen abgelaufen war, davon hatte er noch keine Nachricht; selbst das Getöse des groben Geschützes war ihm nicht hörbar gewesen, weil ein schneller Wind, der aus dem Abend wehte, allen Schall abwärts trieb. Er befahl daher, daß die Armee sogleich über die Katzbach setzen sollte; indeß das Schlagen der Brücken hielt dergestalt auf, daß der Vortrab erst des Morgens um 5 Uhr hinter Liegnitz erschien, ein Zeitpunkt, in welchem das Treffen mit der Laudonischen Armee schon völlig entschieden war. Ein starker Rauch, den er jezt in der Ferne erblickte, überzeugte ihn, daß ein Gefecht vorgefallen seyn müsse. Dies setzte ihn in eine Verlegenheit, die durch seine Unentschlossenheit nur noch vermehrt

wurde, als er den preußischen rechten Flügel hinter dem schwarzen Wasser in Schlachtordnung antraf.

Endlich ließ er Liegnitz durch das Riedsche Corps besetzen, einige 30 Schwadronen Cavallerie über das Wasser ziehen, er selbst aber bereitete sich, mit dem ganzen Heere zu folgen, unterdessen General Lascy den Auftrag erhielt, höher hinauf über das schwarze Wasser zu gehen, und dem König in den Rücken zu marschiren. Allein diese ersten Bewegungen entsprachen seinen Wünschen nicht. Das unüberlegte Manöver, eine so große Anzahl Cavallerie, im Angesicht eines vortheilhaft gestellten Fußvolks, über das Wasser zu senden, endete mit Schrecken. Gleich bei ihrer ersten Erscheinung ließ General Ziethen all sein grobes Geschütz auf sie richten. Sie vermochte nicht einmal zum Aufmarsche zu kommen, und floh in größter Bestürzung zurück. Lascy suchte vergebens nach einer Brücke. Eine solche zu schlagen, ohne zugleich in dieser morastigen Gegend dazu hinführende Dämme anzulegen, war unmöglich; auch war er überdies zu einer solchen mühsamen. Zeit erfordernden Unternehmung gar nicht vorbereitet. Nur ein Theil seiner Husaren fand oberhalb Ober-Rüstern eine Furth, durch welche sie setzten, und das bei Hummeln aufgefahrne Gepäck des Königs muthig angriffen. Der Hauptmann Prittwitz, der solches mit der Grenadier-Compagnie der Leibgarde deckte, schlug aber alle ihre Anfälle ab, und rettete dadurch das ganze Feldgeräth, so wie manche Kostbarkeiten Friedrichs. Der erste Schreck, den Feind so nahe zu sehen, wirkte indeß auf den englischen Gesandten Mitchell und den geheimen Cabinetsrath Eichel, die sich beim königlichen Feldgeräthe befanden, so mächtig, daß sie sich für verlohren hielten, und daher alle ihre Papiere von Wichtigkeit in möglichster Eile vernichteten.

Daun, der die Entschlossenheit sah, mit welcher die Preußen den Angriff zu erwarten schienen; der zu eben der Zeit die Nachricht von der Niederlage der Laudonischen Armee und den erheblichen Schwierigkeiten erhielt, die Lascy hinderten, den ihm ertheilten Auftrag auszuführen, sah seinen Plan auf alle Fälle zerrüttet, und hielt es für das rathsamste, sich in seine vorige Stellung zurückzuziehen. Bei seinem Abzuge vergalt ihm der König sein hämisches Benehmen im Lager bei Reichenbach, als er die Nachricht von der Vernichtung des Fouquetschen Corps erhalten hatte. So wie damals Daun, eben so ließ jezt Friedrich auf dem Schlachtfelde ein dreimal wiederholtes Siegesfeuer machen, welches die stolzen, zugleich aber mit dem peinlichen Betragen ihres Heerführers unzufriedenen Oestreicher nicht wenig kränkte, und dem Könige das Vergnügen verschaffte, sich an ein und eben dem Tage sowohl an dem Sieger bei Landshut zu rächen, als auch Dauns Schadenfreude mit gleicher Münze zu bezahlen.

In der Geschichte des siebenjährigen Krieges macht die Schlacht bei Liegnitz Epoche. — Sie kann, in Absicht ihrer Veranlassung, ihrer Vorfälle und Folgen, denen von Leuthen und Torgau zur Seite gesetzt werden. Sie war nicht nur eben so mörderisch als diese, sondern macht auch den Talenten des Königs eben so viel Ehre, und gab, wie jene, seinen Angelegenheiten einen nicht erwarteten Schwung. Demungeachtet findet man in den Zeitschriften so mancherlei Urtheile sowohl über das Treffen selbst, als über das Benehmen der Heerführer, so daß ich mich für verbunden halte, dem Publikum einige nähere Aufschlüsse, in Absicht der vorgefaßten verschiedenen Meinungen, zur Prüfung vorzulegen.

Unstreitig war Friedrichs II Lage vor der Schlacht bei Liegnitz eine der drückendsten, und bei weiten bedenklicher, als die war, worin er sich vor der Schlacht bei Leuthen befand. Damals war zwar auch eine seiner Armeen geschlagen, und zwei schlesische Festungen waren erobert worden; ein eben so zahlreiches Heer, wie jezt, stellte sich ihm entgegen: allein er kam als Sieger aus Sachsen, sein Ruhm ging vor ihm her, und der Uebermuth seiner Feinde machte ihm eine freiere Bahn. Damals war die zu einem Feldzuge bequeme Jahreszeit schon völlig verstrichen, und gesetzt auch, er wäre geschlagen worden, so hatte er von ganz außerordentlichen Wirkungen seiner Niederlage nicht viel zu befürchten. Jezt hingegen ging Feldmarschall Daun mit der größten Behutsamkeit zu Werke, nahm stets unangreifliche Stellungen, wodurch er dem Könige die Wege zu seinen Hauptmagazinen und zur Armee seines Bruders sorgfältig versperrte, und hütete sich, Blößen zu geben, in welchen er mit scheinbaren Vortheilen angegriffen werden konnte. Einen solchen kühnen Schritt, wie bei Leuthen, konnte und durfte der König nicht wagen; denn abgerechnet, daß Daun sich nicht, so wie Prinz Carl von Lothringen, gewissermaßen bloßstellte, so war der Feldzug auch kaum halb verflossen; sechzigtausend Russen waren in der Nähe, und hatte der König das Unglück, geschlagen zu werden, so war seine und des Prinzen Heinrich Armee ihrem Untergange so nahe als möglich gebracht, und der Verlust von Schlesien entschieden. Daß und wie Daun es darauf angelegt hatte, ist bereits erzählt worden. Wahrscheinlich würde sich eine der traurigsten Begebenheiten ereignet haben, wäre nicht Friedrich mit möglichster Klugheit seinem Verderben ausgewichen, und hätte ihm nicht ein Zufall Gelegenheit an die Hand

gegeben, das wiederkehrende Glück festzuhalten. Ich sage Zufall; denn, wenn man, um das Mißlingen des beabsichtigten Streichs zu bemänteln, östreichischer Seits vorgab, dem Könige sey der ganze Angriff verrathen, und er dadurch in den Stand gesetzt worden, der Laudonischen Armee mit voller Kraft zu widerstehen, so ist diese Behauptung doch grundfalsch. Zwar ist nicht zu leugnen, daß Tages zuvor ein feindlicher Officier als Ueberläufer ins preußische Hauptquartier kam, und mit Ungestüm den König zu sprechen verlangte; seiner Betrunkenheit wegen durfte er aber nicht vorgelassen werden, und man konnte, selbst als sein Rausch durch allerlei angewandte Mittel einigermaßen verraucht war, von ihm nicht viel mehr herausbringen, als: die ganze Daunische Armee sey in Bewegung. Hierauf achtete der König um so weniger, da er schon zuvor den Vorsatz gefaßt hatte, in der Nacht über das schwarze Wasser zu ziehen, und mit Anbruch des Tages nach Parchwitz oder Steinau an der Oder zu marschiren. Daß er ferner von dem Marsche des Generals Laudon nichts gewußt und auch keine besondere Vorkehrungen gemacht habe, ihn zu empfangen, beweiset die Stellung, die er seiner Armee in der Nacht gab, zur Genüge; denn diese war nur vor der Hand genommen, um dem hinter der Katzbach stehenden großen östreichischen Heere zu begegnen. Es war also bloßer Zufall, wenn er durch den Major Hund von der Anwesenheit des Feindes unterrichtet wurde, dagegen ein Beweis seiner Geistesgegenwart, daß er in eben dem Augenblicke seinen Entschluß zu fassen und ihn zu seinem Vortheil auszuführen verstand, ohne zugleich dem Feldmarschall Daun, dessen Ankunft er nunmehr auch muthmaßen mußte, eine Blöße zu geben. Ohne die Aufmerksamkeit eines zum Recognosciren

ausgesandten Husaren-Officiers dürfte seine Lage vielleicht eben so kritisch gewesen seyn, als sie es bei dem Ueberfalle von Hochkirch war. —

Eben so wenig verdient General Laudon den Tadel, den die Neider seines Waffenglücks gegen ihn laut werden ließen. Sie rechneten es ihm nämlich als einen großen Fehler an, daß er sich mit dem Feinde eingelassen habe, ohne den Angriff der Daunischen Armee zugleich abzuwarten. Was auf preußischer Seite Zufall war, war es auch auf der seinigen. Nach seiner Instruktion sollte er dem Könige, durch die Besetzung der Höhen von Pfaffendorf, den Rückzug abschneiden; um dieser aber zu genügen, mußte er, vermöge des Umweges den er zu nehmen hatte, seinen Marsch beschleunigen. Hierzu ward er noch mehr gereizt, als er erfuhr, daß das feindliche Gepäck, unter einer geringen Bedeckung, am linken Ufer des schwarzen Wassers aufgefahren worden sey: damit er also im Stande wäre, noch bei Zeiten diesen guten Fang zu thun, ließ er die Schritte seiner Reserve, die er dazu für hinlänglich hielt, verdoppeln, ohne das Anschließen der Kolonnen abzuwarten. Sein Befremden war daher nicht geringe, als er die Preußen vor sich fand; da er indeß in der Dämmerung nicht unterscheiden konnte, ob es die ganze Armee oder nur eine Abtheilung derselben sey, er also noch Hoffnung hatte, die vorliegenden Anhöhen zu gewinnen; auch ein schneller Rückzug im Angesicht eines ihn mit grobem Geschütz empfangenden Feindes ihm gefährlich schien, so entschloß er sich, als ein geschickter und thätiger Feldherr, durch einen kühnen Streich von der Gelegenheit Nutzen zu ziehen, ehe die Preußen Zeit gewönnen, sich völlig zu entwickeln. Daß ihm dieser mißlang, war ihm um so weniger anzurechnen, weil er mehr Widerwärtigkeiten an-

traf, als er anfänglich vorausgesetzt hatte; und da er sich einmal durch Zufall in ein Gefecht verwickelt fand, so hielt er es seinem Ruhme für nachtheilig, solches aufzugeben, ohne wenigstens die Kraft zweier seiner vorgezogenen Kolonnen versucht zu haben. Das Schwankende in der preußischen Stellung, die noch keinen festen Anhaltspunkt hatte, und die Hoffnung, durch den Feldmarschall Daun oder den General Lascy unterstützt zu werden, schien ihn zu einem solchen Schritte zu berechtigen und aufzumuntern. Es ist auch wahrscheinlich, daß, wenn die Anführer der andern Kolonnen eben so thätig gewesen wären als er, die Anstrengungen des zweiten Treffens der preußischen Armee vielleicht nicht von so glänzendem Erfolge gewesen seyn würden. Nur erst, als er die vergeblich gehoffte Unterstützung des großen Heeres nicht erhielt, und seine Kräfte erschöpft hatte, zog er sich über die Katzbach zurück, voll Verzweiflung, das Opfer der durch Zufall vereitelten Disposition des Feldmarschalls werden zu müssen. Laudons Niederlage erweckte eine allgemeine Bekümmerniß. Der Hof, das Publikum und die Armee bedauerten sein Schicksal, und vereinigten sich, sein Unglück zu entschuldigen; ja selbst seine heimlichen Feinde mußten ihn bemitleiden. So wenig nachtheiligen Einfluß indeß diese traurige Begebenheit auf den Ruhm des Siegers bei Landshut hatte, so gab doch dieselbe Veranlassung zu einem besondern Eindruck auf die Gemüther einiger Generale, und legte unvermerkt den Grund zu einigen mißlungenen Unternehmungen, weil eine fast allgemeine Stimme sich insgeheim wider den Feldmarschall Daun erhob *).

*) Der Verfasser des Verhältnisses zwischen Oestreich und Preußen führt über diesen Gegenstand eine merkwürdige Anekdote an. Er stand damals beim Beckischen Corps, welches Befehl hatte, sich

Zwar war dieser, in Vereinigung mit Lascy, selbst nach Laudons Niederlage, noch immer dem Könige an

---

in möglichster Geschwindigkeit mit dem General Czernitschew bei Neumark zu vereinigen, und sollte zu letzterem gesandt werden, um ihm die Ankunft der Oestreicher zu melden. „Während" — sagt er im dritten Theile S. 219. — „die Mannschaft zu dem Kom„mando, das mich begleiten sollte, unter den am besten berittenen „ausgesucht wurde, trat der General Beck in einem Bauerhause „ab, wo er mir die weitern Aufträge mittheilte, über die ich mit „dem Grafen Czernitschew zu sprechen, und von dessen Gesin„nungen den schleunigsten Bericht abzustatten hätte. Bald fand „sich der Cavallerie-Obrist v. B. auch ein, der eben aus dem „Daunischen Hauptquartier kam, und die umständlichere Nach„richt von Laudons mißlungenem Unternehmen mitgebracht hatte. „Hé bien! sagte Beck, que dit-on de Mr. de Laudon? — Que „le maréchal en a fait *présent* à Mr. de Lascy — antwortete der „Obrist. — Beck, obgleich er zu andern Zeiten den General Lau„don bloß mit einem guten Grenadier-Capitän zu vergleichen „pflegte, schien jezt über das Schicksal des großen Mannes auf„richtig gerührt zu seyn. Er verdiente ein besseres Loos! rief er aus, „und Präsente von der Art kommen der guten Kaiserinn und uns „allen theuer zu stehen. Um nun zu keinem zweiten Präsent, auf „Kosten der Reputation unsrer Waffen, Anlaß zu geben, werde ich „mit meinem bei weitem nicht so wichtigen Corps cunctando mar„schiren, theils weil es wahrscheinlich ist, daß Czernitschew „die klügste Parthie genommen, und sich bei Auras über die Oder „gezogen haben dürfte, theils weil ich voraussehe, daß, wenn ja, „wider alles Vermuthen, diese Conjunktion zwischen uns statt haben „sollte, ich und Czernitschew dem Könige morgen den zwei„ten Theil zur Geschichte der Laudonischen Nieder„lage zu liefern die Ehre haben werden. Indessen können die „Sachen gehen wie sie können, wenn sie nicht gehen wie sie sol„len. — Sagen Sie Czernitschew, daß ich zu seiner Verstärkung „mit meinen Corps im Anmarsche bin." Wie weise Beck dies„mal handelte, wird der Verfolg der Geschichte zeigen. —

Macht weit überlegen; dennoch aber war nicht zu erwarten, daß er mehr hätte leisten können, als er wirklich that. Veränderte Umstände veränderten auch hier die Lage der Dinge. Wäre Friedrich II eben so ruhig in seinem Lager bei Liegnitz stehen geblieben, als er es geflissentlich bei Hochkirch that, so war seine, der damaligen sehr ähnliche Disposition, der nicht jederzeit anzurathenden Methode durch abgesonderte Corps verschiedene Punkte zugleich anzugreifen, ungeachtet zum Untergange der preußischen Armee eben so zweckmäßig eingerichtet, als sie es zur Schlacht bei Hochkirch war, ja sie würde, in Rücksicht auf das so zahlreiche feindliche Heer, für den König noch viel gefahrvoller gewesen seyn. Allein die Preußen, die er bei Hochkirch im Schlaf überfiel, und deren damaligen glücklichen Rückzug theils die Ankunft des Retzowischen Corps gegen die Wirkungen der Ahrembergischen Abtheilung sicherte, theils Dauns Genügsamkeit begünstigte, hatten hier unerwartet eine ganz andere gewissermaßen vortheilhaftere Stellung genommen. Sie hatten das schwarze Wasser vor sich, waren Meister von den Anhöhen, und konnten von denselben alle Uebergänge über den vorliegenden, mit morastigen Ufern eingefaßten Bach, aus ihrem groben Geschütze bestreichen. Wie gefahrvoll hier ein Angriff werden könne, davon hatte ihn der, freilich etwas unzeitige Versuch, seine Cavallerie über das Wasser gehen zu lassen, belehrt; Lascy konnte seine Bestimmung nicht erfüllen; Laudon war mit Verlust zurückgeschlagen; noch mehrere Menschen, und zwar mit wenigerm Anschein eines glücklichen Erfolgs aufzuopfern: alles dies, sage ich, waren wirklich erhebliche Gründe, die den so bedachtsamen Feldherrn bestimmen mußten, das Blut seiner Krieger für eine günstigere Gelegenheit zu sparen, und also von fernern Angriffen ab-

zustehen. Seine Erscheinung bei Liegnitz hatte indeß doch so viel bewirkt, daß der König dadurch abgehalten wurde, die geschlagene Laudonische Armee zu verfolgen und aufzureiben. Daun gab auch die Hoffnung, die Preußen, des erfochtenen Sieges ungeachtet, von Breslau abzuschneiden, nicht auf. In der sichern Ueberzeugung, das Corps des Generals Czernitschew sey noch diesseits der Oder gelagert, beorderte er also den General Beck sogleich nach Neumark aufzubrechen, und sich dort mit den Russen zu vereinigen, während er ihm mit der Armee folgen würde. Daß ihm dieses nicht gelingen sollte, daran zweifelte er um so weniger, da er voraussetzte, der König müsse wenigstens einen Tag auf dem Schlachtfelde verweilen, um die große Anzahl Gefangener, das eroberte Geschütz und die Verwundeten in Sicherheit zu bringen, und dann war es nicht unwahrscheinlich, sich ihm wieder mit Vortheil vorzulegen, um den erfochtenen Sieg unwirksam zu machen.

Daun hatte jedoch diesmal falsch gerechnet. Friedrich II, gewohnt, nichts halb zu thun, und nicht eher zu rasten, bis der Endzweck völlig erreicht sey, traf ungesäumt die nöthigen Vorkehrungen zum Marsche nach Parchwitz. Kaum sah er das feindliche Heer über die Katzbach zurückgehen, so setzte er sich auch schon an die Spitze des Theils seiner Armee, mit welchem er den Sieg erfochten hatte, in Bewegung; der rechte Flügel derselben behauptete aber seine einmal genommene Stellung bis gegen Abend, und folgte dann in mehreren Kolonnen. Einer derselben wurden die Gefangenen, die erbeuteten Kanonen und die Wagen mit den Verwundeten zugetheilt. Für letztere, sie mochten Preußen oder Oestreicher seyn, ward ganz besonders gesorgt, ja sogar alle auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen Ge-

wehre wurden nicht zurückgelassen, indem jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen mußte. Alles dies ward in so kurzer Zeit bewirkt, daß man die Betriebsamkeit derjenigen bewundern mußte, die dazu den Auftrag erhielten, und so blieb in wenig Stunden von dem Treffen kein anderes Andenken zurück, als die Todten, die man den Landleuten zu beerdigen überließ.

Noch am Tage der Schlacht bei Liegnitz gelangte der König nach Parchwitz. General Nauendorf, der hier mit einem kleinen Corps stand, hielt es nicht für rathsam, den Uebergang über die Katzbach streitig zu machen, sondern zog sich zurück; da indeß auch zu besorgen war, daß das diesseits der Oder gelagerte Czernitschewsche Corps den Weg nach Breslau dennoch wieder verlegen könnte: so bediente sich der König einer List, indem er einen Bauer, unter großen Versprechungen beredete, mit einem Briefe an den Prinzen Heinrich, nach den russischen Vorposten zu gehen, sich von denselben aufheben zu lassen, und unter einer verstellten Furcht vor Strafe, solchen denselben zu übergeben. Dieser Brief enthielt die wahre Nachricht von der Niederlage der Oestreicher, zugleich aber die falsche von dem Marsche nach der Oder, und dem nach der gemeinschaftlichen Uebereinkunft zu unternehmenden Angriffe der Russen. Es ist nicht bekannt geworden, ob dieser Bauer den ihm ertheilten Auftrag mit Geschicklichkeit ausgerichtet hat, und ob Czernitschew dadurch bewogen worden ist, über die Oder zu gehen, oder ob er, da seine Patrouillen ihm gegen Abend den Sieg und die Ankunft der Preußen bei Parchwitz meldeten, diesen Entschluß faßte; genug er zog sich auf das Soltikowsche Heer zurück, und brach die Brücken hinter sich ab.

Jetzt eilte Friedrich nach Neumark. Auf diesem

Marsche traf er auf das Nauendorfische Corps und den Vortrab des Beckischen, die er beide zurückwarf, und auf ihre eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen zwang. In der Ferne erblickte er die große östreichische Armee in verschiedenen Kolonnen, und noch war er ungewiß, ob Czernitschew nicht bei Neumark Posto gefaßt habe, um hier die Ankunft der Verbündeten abzuwarten. In diesem Augenblicke war er sehr verlegen, welchen Entschluß er fassen sollte; denn konnte er die Vereinigung seiner Feinde nicht hindern, so war eine zweite vielleicht nicht so glückliche Schlacht erforderlich, um Breslau zu erreichen, und war dies nicht möglich zu machen, so war der Rückzug nach Glogau nothwendig, weil die Armee nur noch auf einen Tag mit Brod versehen war. Allein das Glück hatte sich wieder mit ihm ausgesöhnt, und bald darauf erfahr er durch einen gefangenen, an den General Soltikow abgesandten feindlichen Officier, daß seine Besorgnisse ungegründet wären. Voll der lebhaftesten Freude, nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten und Anstrengungen endlich seinem Ziele so nahe gekommen, und in Absicht der Lebensmittel gesichert zu seyn, nahm er sein Lager bei Neumark, sandte sogleich alle Gefangenen, Verwundeten, und die erbeuteten Trophäen nach Breslau, ließ bei Auras eine Brücke über die Oder schlagen, um die Gemeinschaft mit dem Prinzen Heinrich wiederherzustellen, und gönnte seinem, durch so viele erduldete Beschwerlichkeiten sehr mitgenommenen Heere, einige Erholung.

So rettete die Schlacht bei Liegnitz, besonders aber die thätige Benutzung des hier erfochtenen Sieges, den König aus der bedenklichsten Lage, in der er sich während dieses Feldzuges befunden hatte. Der ganze Operationsplan seiner Feinde, den sie in zwei Monaten nicht zu realisiren vermocht

hatten,

hatten, ward in zwei Tagen gänzlich zerrüttet. Schlesien war nunmehr gedeckt, und Daun, der verschiedene, sowohl politische als militärische Maßregeln, die er zu seinem Vortheil anwenden konnte, zu ergreifen verabsäumte, zugleich aber seine gemachten Entwürfe von allen Seiten vereitelt sah, zog sein ganzes Heer, mit Einschluß der abgesonderten Corps, auf Striegau zurück.

Er war sehr betreten, als er erfuhr, daß der König von Preußen ihm bei Neumark zuvorgekommen sey. Obgleich er dies durch mehr Thätigkeit hätte verhindern können, so war er doch sehr geneigt, die Schuld von sich abzuwälzen. Czernitschew's Rückzug über die Oder mußte ihm zum Vorwande dienen, und er scheuete sich sogar nicht, bittere Klagen über den — seiner Meinung nach — übereilten Schritt zu führen. Czernitschew fand sich dadurch eben so beleidigt, als Soltikow über das Benehmen der Oestreicher murrete. Nicht undeutlich ließ er seinen Verdruß den Marquis Montalembert merken, indem er ihn an das erinnerte, was er ihm, in Absicht des diesjährigen Feldzuges, bereits zu Petersburg gesagt hatte, nämlich: daß man bloß bedacht seyn werde, sich auf allen Seiten auszubreiten, und auf keiner etwas zu unternehmen *). Man konnte ihm auch seine Unzufriedenheit um so weniger verargen, da, abgesehn von allen bis-

*) Le Maréchal de Soltikow m'a dit hier en grande confidence, qu'il voyoit avec peine, que cette campagne ne seroit pas plus décisive que les precedentes. — Il prétend, *qu'elle se passera à s'étaler de tous les côtés, sans rien entréprendre de part ni d'autre.* Correspond. de Montalembert, Tom. II. Lettre LXII.

herigen sonderbaren Vorfällen, ihm schon seit mehreren Tagen keine Nachrichten von der östreichischen Armee und ihren Angelegenheiten zugekommen waren. Daun hatte nicht für gut gefunden, ihn zeitig genug, sowohl von der Schlacht bei Liegnitz, als besonders von seinem Entschluß, in Verbindung mit dem Czernitschewschen Corps, den König abermals von Breslau abzuschneiden, zu benachrichtigen; daher denn dieses, bei dem Anmarsche der Preußen, das linke Ufer der Oder hatte verlassen müssen, um auf seine eigene Sicherheit zu denken. Statt mit dem ganzen Heere eiligst nach Neumark zu marschiren, hatte Daun ein Lager bei Kummernig genommen; und obgleich Soltikow noch so gefällig gewesen war, ihm die Versicherung zu ertheilen, daß er erbötig sey, die abgebrochene Brücke wieder herstellen zu lassen, und nach Maßgabe der Umstände das Czernitschewsche Corps zur Vereinigung bereit zu halten, so gerieth er doch in nicht geringes Erstaunen, als er erfuhr, daß die Preußen, und nicht die Oestreicher, schon bei Neumark ständen. Jezt erreichte sein Unwille den höchsten Gipfel. Er mußte befürchten, daß der König und Prinz Heinrich mit vereinigter Macht auf ihn eindringen würden, ohne Hoffnung, von den Bundesgenossen unterstützt zu werden. Alles Zutrauen auf Dauns Zusagen verschwand nun gänzlich, und um der anscheinenden Gefahr auszuweichen, faßte er den Entschluß, vor der Hand, und bis ein neuer Operationsplan verabredet werden könne, sich über Militsch, hinter die Moräste von Kanoywa, zurückzuziehen. So zog sich der Feldmarschall Daun den Unwillen der russischen Generale zu, und es kostete nicht wenig Mühe, sie in der Folge zu bereden, die östreichischen Operationen zu unterstützen. Das Mißtrauen hatte zu tiefe Wurzeln ge-

schlagen, und nur bedingungsweise verstanden sie sich endlich zu den vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Unternehmungen.

Montalembert, den der Leser schon verschiedentlich kennen gelernt hat, war der erste, der Entwürfe zu einem neuen Operationsplane machte. Dieser kluge und thätige Mann wußte den König von Preußen, aus seiner Art zu handeln, schon genauer zu beurtheilen. Er sah sehr wohl ein, daß er, nach seiner Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich, im Stande seyn würde, alle Unternehmungen seiner verbündeten Feinde in Schlesien zu vereiteln, und hielt es daher für rathsam auf Mittel zu denken, wodurch die beiden preußischen Heere gezwungen werden könnten, sich wieder zu trennen. Konnte dies bewerkstelligt werden, so behielt Feldmarschall Daun wieder das Uebergewicht, und dann hing es nur von ihm ab, den Feldzug mit mehr Glück zu endigen. Durch den bei der russischen Armee angestellten östreichischen General Blanquet ließ er daher dem Grafen Soltikow vorschlagen, längs der Oder herunter zu marschiren, Glogau mit einer Belagerung zu bedrohen, und einen Einfall in die Mark zu wagen. Der russische Heerführer schien dazu nicht abgeneigt, doch wollte er, ohne ausdrückliche Uebereinkunft mit dem Grafen Daun, sich zu nichts verstehen. Die hierzu erforderlichen Maßregeln wurden hierauf verabredet, und Soltikow versprach, ein Corps seiner Armee bis Berlin vorrücken zu lassen, sobald er die nöthigen Vorkehrungen zur Verpflegung seines Heeres getroffen haben würde.

Kaum aber hatten die Russen ihren Marsch über Trachenberg und Herrnstadt, bis jenseits der Bretsche fortgesetzt, als der Feldmarschall Soltikow unvermögend krank ward; dennoch aber übertrug er keinem seiner Feldherren den Oberbefehl. Dies verursachte eine Stockung in

dem entworfenen neuen Operationsplane. Die russischen Generale waren theils zu klug, theils zu besorgt, sich bloßzugeben, ehe sie die Gesinnungen des von dem Petersburger Hofe zu ernennenden neuen Heerführers erforscht haben würden, und alles, was Montalembert über sie gewinnen konnte, war, daß sich die Armee — obgleich sehr langsam — längs der Oder bis Frankfurt herunter ziehen sollte, um dem neuen Feldherrn den Einfall in die Mark schon so nahe als möglich zu bringen. Daun seiner Seits äußerte: er sey entschlossen, den Feldzug mit der Eroberung von Schweidnitz zu beschließen; dieser Vorsatz blieb indeß — falls er auch die dabei obwaltende Schwierigkeit, die Belagerung zu unternehmen, bevor er die Preußen geschlagen — mit in Anschlag gebracht hatte, ein frommer Wunsch. Der König ließ ihm dazu keine Zeit. Der Rückzug der Russen; das aus dem bisherigen Gange der Operationen gemuthmaßte Mißverständniß mit ihren Bundesgenossen; Soltikows Krankheit: alles dies ließ ihn urtheilen, daß er in diesem Feldzuge wenig mehr von ihnen zu besorgen haben würde. Er zog daher den größten Theil der Armee des Prinzen Heinrich an sich, und ließ nur den General Goltz mit ungefähr 12,000 Mann zurück, um die Bewegungen der Russen zu beobachten. Dieser folgte ihnen, und ging unweit Köben über die Oder, um sein Lager unter den Kanonen von Glogau zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit ward sein Nachzug durch den General Tottleben angegriffen, und erlitt einigen Verlust, weil Goltz seinen Marsch mit zu weniger Einsicht angeordnet hatte.

Mit seinem nunmehr bis auf 50,000 Mann angewachsenen Heere beschloß Friedrich II seinem 90,000 Mann starken Gegner entgegen zu gehen. Dieser stand zwischen

dem Schweidnitzer- und Striegauer Wasser auf dem sogenannten Pirschenberge. Lascy deckte seine rechte, Laudon seine linke Flanke, und der vorliegende stark verschanzte Zobtenberg war mit dem Brentanoischen Corps leichter Truppen besetzt. Diese etwas gedehnte Stellung versperrte den Weg nach Schweidnitz, und Graf Daun war im Stande, jeden mit einem Angriffe bedrohten einzelnen Punkt derselben aus seinem Lager zu unterstützen. Allein jezt zeigte der König, daß er durch geschickte Manöver seinen Endzweck doch noch zu erreichen verstehe; und er war in dieser Unternehmung um so glücklicher, da Daun nicht Entschlossenheit genug besaß, den Absichten seines Feindes schnell zuvorzukommen. Dies wäre ihm um soviel leichter gewesen, da er immer in gerader Linie marschiren konnte, wenn die Preußen einen Bogen beschreiben mußten. Ihre Bewegungen gegen den Zobtenberg ließen ihn freilich glauben, der König sey gesonnen, auf der geraden Straße von Breslau nach Schweidnitz fortzurücken, und daher traf er die gemessensten Vorkehrungen, um diesen Posten mit der größten Hartnäckigkeit zu vertheidigen; denn nicht allein das Corps des Generals Lascy mußte diesen verschanzten Berg besetzen, sondern es rückten auch aus dem Lager noch verschiedene Abtheilungen zur Unterstützung vor. Allein Friedrich, der hier den Angriff für zu gewagt hielt, umging diesen unangreiflichen Posten, um sich durch die Ebene von Reichenbach den Weg nach Schweidnitz zu eröffnen. Dies gelang ihm meisterhaft. Ein Lager, welches er im Angesichte des Feindes zwischen Grunau und Pfscheideritz nahm, machte Lascy wegen eines Angriffes aufmerksam; gleichwohl brach der König gegen Abend wieder auf, und sein Vortrab hatte bereits um zehn Uhr den Paß bei Langen-

seifersdorf, und folglich die Reichenbacher Ebene gewonnen, von wo aus er ungesäumt bis Költschen und dann bis an Schweidnitz vorrückte.

Dieser künstliche Marsch verursachte bei dem Feinde große Bewegungen. Er verließ nicht nur den Zobtenberg, sondern auch seine ganze bisherige Stellung, um hinter Schweidnitz, am Fuße des Gebirges, eine andre zu nehmen, die von Burkersdorf bis Hohenfriedberg sich ausdehnte. Hatte sich Daun anfänglich durch die schnellen und zweckmäßigen Märsche des Königs hinhalten lassen; war die Belagerung von Schweidnitz, falls er — was schwer zu behaupten ist — wirklich dazu den Gedanken gefaßt haben sollte, nunmehr vereitelt; so erschien er dagegen jezt wieder als der einsichtsvollste Feldherr, da er sich abermals in sein Lieblingsfach, den Postenkrieg, versetzt fand. Das Gebirge gab ihm dazu den größten Vortheil an die Hand. Alle Bemühungen des Königs, durch so kühne als zweckmäßig eingerichtete Manöver, ihn bald auf seiner linken bald auf seiner rechten Flanke zu umgehen, und Besorgnisse wegen der sichern Herbeischaffung der Lebensmittel, so wie wegen der Communication mit Böhmen zu erwecken, waren fruchtlos. Je größer, ja man kann wohl sagen verwegener, die Anstrengungen des Königs waren, desto mehr Aufmerksamkeit wandte er an, alle diese Unternehmungen zu hintertreiben. Beide Heere brachten mehrere Tage mit Hin= und Hermärschen zu, wobei immer kleine Gefechte und starke Kanonaden vorfielen, bis sie sich endlich so ins Gebirge hinein manövrirten, daß sie beide in unangreiflichen Posten einander gegenüber standen, und keiner von beiden einen Angriff zu wagen für rathsam hielt. In diesen vortheilhaften Stellungen, die sie durch die Kunst noch zu verstärken be=

müht waren, blieben sie einige Wochen stehen, und selbst des kleinen Krieges, der nur täglich Menschen das Leben gekostet haben würde, müde, brachten beide ihre Zeit in stolzer Ruhe zu; der König in Hoffnung, die immer näher rückende rauhe Jahreszeit werde die Oestreicher zwingen, das Gebirge zu verlassen; Daun hingegen in Erwartung mehrerer Thätigkeit von Seiten der Russen.

Diese ward indeß durch allerlei Vorfälle verzögert, die das Schwankende in seinem Benehmen gegen die Bundesgenossen erzeugte, und seine Verlegenheit mit jedem Tage vergrößerten. Er mußte die Lebensmittel für seine Armee einige Meilen weit auf den beschwerlichsten Wegen herbeischaffen; statt der König Schweidnitz in der Nähe hatte. Er hielt es seinem Ruhme für nachtheilig, den Feldzug mit so wenig glücklichem Erfolge endigen zu müssen; und sollte er sogar gezwungen werden, sich nach Böhmen zurückzuziehen, so war dieser Rückzug, unter den Augen des Feindes, voll der erheblichsten Gefahren. Es mußte ihm daher äußerst daran gelegen seyn, die Russen wieder in Bewegung zu bringen, um durch ihre Diversionen den König zu zwingen, ihn aus seiner peinlichen Lage zu lassen. Schon früher hatte er sie zur Belagerung von Glogau zu stimmen gesucht, indem er sich anheischig machte, das dazu erforderliche Geschütz und die nöthige Munition herbeizuschaffen, und den General Laudon mit 40,000 Mann dahin zu senden, um die Belagerung zu decken. Unter diesen Bedingungen hatten sie sich dazu bereit finden lassen; als aber Friedrichs künstliche Märsche Daun hinderten, sein Versprechen zu erfüllen, so ließ er ihnen durch den General Blanquet vorschlagen, bei Steinau über die Oder zu gehen und die Ufer der Katzbach zu besetzen, wahrscheinlich in der Hoffnung,

sie in Schlesien fest zu halten, und dadurch den König zu bewegen, Rücksicht auf Breslau zu nehmen. Laudon erbot sich sogar, in diesem Falle mit einem Corps von 25,000 Mann den preußischen rechten Flügel zu umgehen und zu ihnen zu stoßen; allein der Vorschlag fand keinen Beifall. General Fermor, dem Graf Soltikow bei seiner anhaltenden Krankheit den provisorischen Oberbefehl anvertrauet hatte, war eben so wenig ein Verehrer der Daunischen Vorschläge als Czernitschew. Beide waren theils über die ihnen bei der Kaiserinn Elisabeth angedichteten Beschuldigungen empfindlich, theils hatten sie, wie es an einem Hofe, wo die Kabale Factionen erzeugt, nicht ungewöhnlich ist, auch ihre Lieblingsanhänglichkeiten, die sie in Privatinteresse zogen. Ein Wink, den das Wiener Ministerium davon in Petersburg gab, hatte sie um so abgeneigter gemacht, die Sache der Oestreicher mit dem Eifer zu unterstützen, den man von ihnen verlangte; und so konnte es nicht fehlen, daß ein Vorschlag verworfen ward, der einen vorhergegangenen — wozu sie bereits Vorkehrungen getroffen hatten — sogleich wieder aufhob. Dieser erwünschten Gelegenheit bediente sich Fermor, um Rache an seinem Beleidiger auszuüben, ohne im geringsten verantwortlich zu bleiben; denn obgleich er die größte Freundschaft heuchelte, so war er doch verschlagen genug, sich zu stellen, als ob er den Vorschlag zum Zuge über die Oder und zu der Position hinter der Katzbach nicht recht verstanden hätte. Laudon hatte nicht deutlich genug zu erkennen gegeben, ob er von dem frühern Anmuthen, die Belagerung von Glogau zu unternehmen, abgehe; desto eifriger bestand Fermor darauf, und er versicherte, daß er sich's würde angelegen seyn lassen, dies Projekt auszuführen, sobald die zur Deckung bestimm-

ten 40,000 Mann und das schwere Geschütz bei seiner Armee eingetroffen seyn würden. Es mußte ihm nicht unbekannt seyn, daß Daun eben so wenig dieses anschaffen, als in seiner gegenwärtigen Lage des Laudonischen Corps entbehren könne. So unterblieb also alle Vereinigung mit den Russen, die aus Mißtrauen sich auch nie im Ernste nach östreichischer Hülfe sehnten, bis nach manchen gepflogenen Unterhandlungen endlich von Hofe zu St. Petersburg der Einfall in die Mark sanktionirt ward.

Obgleich nun General Fermor dazu sehr bestimmte Befehle erhalten hatte, so war seine natürliche Abneigung, in Verbindung mit den Oestreichern zu handeln, doch zu groß, als daß er mit der Ausführung hätte eilen sollen. Er schlug daher vor: mit der Armee längs der Oder nach Crossen zu marschiren, und von dort aus ein Corps nach Berlin vorzuschieben. Dieser Vorschlag — durch einen Umweg zum Ziele zu gelangen — bewies den Widerwillen, mit welchem der russische Feldherr diese Unternehmung zu bewerkstelligen sich gezwungen sah. Nur die dringenden Vorstellungen des Marquis Montalembert, der sehr richtig behauptete, daß in diesem Falle der bei Glogau stehende preußische General Goltz, wenn er seinen Weg über Guben und Beeskow nähme, Berlin eher erreichen könne als die Russen, und das noch dringendere Anmuthen des in eine peinliche Lage versetzten Feldmarschalls Daun brachten es endlich dahin, daß General Tottleben mit ungefähr 3000 Mann regulärer und mit allen leichten Truppen eiligst über Guben und Beeskow nach Berlin aufbrach; daß General Czernitschew ihm mit dem Vortrabe bis an die Spree folgte, die Armee in drei Märschen Guben erreichte, und General Romanzow eine besondere Abtheilung nach Cros-

sen führte, um die Communication mit den Magazinen zu sichern und die Zufuhre zu decken.

Daun empfand über diesen Operationsplan eine lebhafte Freude, und um seinen Bundesgenossen allen Vorwand zu benehmen, wieder davon abzugehen, trug er dem General Lascy auf, der russischen Armee mit 15,000 Mann zu folgen, und seinen Marsch, durch die Lausitz, gleichfalls auf Berlin zu richten. Nunmehr hoffte er, der in die Mark unternommene Einfall werde den König von Preußen zwingen, sich von ihm zu entfernen, und ihm mehr Freiheit verschaffen, seine Schritte nach denen seines ihm so lästig gewordenen Gegners einrichten zu können, der ihn, so zu sagen, in den Gebirgen angeschmiedet hatte. Allein Friedrich II that ihm diesen Gefallen nicht. Obgleich, für seine Residenz besorgt, glaubte er doch der beabsichtigte Zug seiner Feinde werde nicht mehr zu bedeuten haben, als der Haddikische vom Jahre 1757. Er rechnete dabei auf eine Entfernung von 24 Meilen, welche die russische Armee, von Carolath ab, durch ausgezehrte Gegenden zu durchziehen hatte, ehe sie Berlin erreichen konnte; er fußte auf die ihm bekannte Uneinigkeit die zwischen beiden Heeren herrschte, und hoffte noch stets Mittel ausfindig zu machen, die Oestreicher zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen. Glückte dies, so war es sehr wahrscheinlich, daß die ganze so drohende feindliche Unternehmung ein bloßer Entwurf bleiben, und die Russen sich eiligst nach Pohlen zurückziehen würden. Er beschloß daher, vor der Hand noch allen Gefahren zu trotzen, um seinen Endzweck zu erreichen, und dachte nicht eher an die Rettung von Berlin, bis er nach manchen vergeblich angestellten Versuchen inne ward, daß weder die kühnsten Manöver, noch geflissentlich gegebene Blößen, den Grafen Daun

aus seiner Fassung brachten, vielmehr dieser seine Gegenmanöver mit einer bewundernswürdigen Ordnung und Vorsicht sehr zweckmäßig einrichtete, und diesmal, seinem Hauptplane gemäß, zu rechter Zeit die Rolle des Fabius spielte. Hat auch je Daun diesen so oft zur Ungebühr an ihm verschwendeten Beinahmen mit Recht verdient, so war es bei dieser Gelegenheit, wo eine gesunde Politik seine Schritte mehr als eine abstrakte militärische Theorie leiten mußte. Nach diesem Prinzip handelte er ganz konsequent, wenn er in Erwartung, wozu sich seine Bundesgenossen entschließen würden, am Fuße des Gebirges Stellungen nahm, worinn er eine Schlacht, die er jedoch weder anzubieten noch zu vermeiden gesonnen war, sicher annehmen konnte; und indem er Böhmen deckte, blieb er doch auf jeden Fall in der Nähe von Schweidnitz, und hemmte die Operationen des Königs dergestalt, daß sich dieser an der wiedererlangten Communication mit dieser Festung begnügen lassen mußte *).

Friedrich II und Dauns gleiche Beharrlichkeit gab indeß den Russen einen erwünschten Vorschub zu ihrem Zuge

*) Einige Schriftsteller, z. B. Warnery in seinen Campagnes de Fréderic II Roi de Prusse, pag. 395., haben manche hier vorgefallene Manöver getadelt, und sowohl dem Könige von Preußen als dem Feldmarschall Daun großer militärischen Fehler beschuldigt. Hierzu rechnen sie unter andern die gewagte Position die Friedrich II bei Baumgarten nahm, und daß Daun diese Gelegenheit nicht benutzte, die ganze preußische Armee mit seiner Uebermacht im Gebirge einzuschließen. Diese Vorwürfe verlieren aber viel von ihrem Gewichte, wenn man erwägt, daß der freilich gefahrvolle Marsch nach Baumgarten theils ein Versuch war, die Oestreicher zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen, theils eine Blöße seyn

nach der Mark. Mit schnellen Schritten eilte das unter Anführung des Generals Tottleben aus 5000 Mann bestehende Corps über Guben, Beeskow und Wusterhausen nach Berlin, und besetzte die vor dem Kottbusser Thore belegenen sogenannten Rollberge. Ihm folgte die Abtheilung des Grafen Czernitschew, welche zu dessen Unterstützung bestimmt war. Sie lagerte sich bei Fürstenwalde, und der übrige Theil der russischen Armee rückte längs dem rechten Ufer der Oder bis Lossow, eine Meile von Frankfurt, herauf. Berlin, welches theils mit einer schwachen Mauer, theils mit Pallisaden umgeben ist, war nur mit 1500 Mann von den Garnisonregimentern besetzt. General Rochow war Kommandant; außer diesem aber befanden sich daselbst verschiedene verwundete Generale, die noch nicht wieder geheilt waren. Für eine Stadt von so weitläuftigem Umfange war die Besatzung viel zu schwach, und Rochow glaubte sich, eben wie zur Zeit des Haddikischen Einfalls, herausziehen zu müssen, weil eine hartnäckige Gegenwehr das Schicksal der Residenz nur verschlimmern könne. Allein er mußte dem patriotischen Eifer eines Lehwald und Seid-

---

sollte, die der König gab, Daun zu verleiten, seine Armee zu trennen, und ihm den Rückweg abzuschneiden, in der Hoffnung, dann einzelne Corps zu schlagen. In dieser Voraussetzung läßt sich eher behaupten, daß letzterer ungleich sicherer handelte, da er durch seine aneinanderhangende Stellung ersteren hinderte, tiefer ins Gebirge zu dringen, als wenn er, um seinen Feind einzuschließen, sein Heer zerstückelte. In diesem Falle würde der König nicht gesäumt haben — so wie er es bei Liegnitz that — einer oder der andern Abtheilung mit voller Gewalt entgegen zu rücken, und sich durch deren Niederlage einen Ausweg zu bahnen, der vielleicht gar sein Hauptaugenmerk völlig begünstigt hätte.

lik weichen, welche die Königsstadt gegen das nicht zahlreich scheinende Tottlebensche Corps zu behaupten sich schmeichelten. In möglichster Eile wurden daher vor den Thoren Erdwälle aufgeworfen, und mit dreipfündigen Kanonen besetzt. Auf beiden Seiten der Thore wurden Gerüste von Holz aufgeführt und mit Brettern abgedeckt, um mit kleinem Gewehr über die Mauer wegschießen zu können, und Eilbothen flohen nach Templin, um den Prinzen von Würtemberg zu ersuchen, der Residenz zu Hülfe zu kommen.

Gleich nach seiner Ankunft ließ Tottleben Berlin auffordern; erhielt aber eine abschlägige Antwort, welche ihn bewog, die Stadt zu beschießen. Viele Bomben und schwere Haubitzgrenaden, die er hineinwerfen ließ, zündeten zwar an verschiedenen Oertern; das Feuer aber ward durch die getroffenen guten Anstalten bald gelöscht, auch die Angriffe, die er auf das Kottbusser und Hallische Thor machen ließ, wurden abgeschlagen. Die starke Ladung, die er seinem Geschütze mußte geben lassen, um die Stadt zu erreichen, hatte indessen solches unbrauchbar gemacht; und da sich auch der Vortrab des Würtembergischen Corps vor dem Hallischen Thore zeigte, so ward Tottleben stutzig. Diese unerwartete Erscheinung erzeugte bei ihm die damit in Verbindung stehende Nebenidee: ein anderes preußisches Corps könne sich ihm in den Rücken legen, und dies veranlaßte ihn, sich der Stadt Köpenick zu bemeistern, um die Gemeinschaft mit dem General Czernitschew zu unterhalten, und sich aufs neue mit Geschütz und Munition zu versehen.

Unterdessen war der Prinz von Würtemberg, nachdem er in zwei Tagen elf Meilen zurückgelegt hatte, zur

unaussprechlichen Freude der Berliner mit 5000 Mann angelangt. Alles beeiferte sich, diese so willkommene Schaar auf das beste zu verpflegen, und es an keinen Erfrischungen mangeln zu lassen, ja man glaubte sogar Berlin gerettet, nachdem der Prinz den General Tottleben gezwungen hatte, die vor der Stadt zurückgelassene Cavallerie nach Köpenick zurückzuziehen, und das aus Sachsen verdrängte Hülsensche Corps sich gleichfalls der Residenz näherte. Allein an eben dem Tage war Graf Czernitschew bei Köpenick angekommen, und dies bewog den Prinzen von Würtemberg auf der andern Seite von Berlin ein Lager vor dem Landsberger Thore zu nehmen, während Hülsen das seinige vor dem Hallischen bezog. Czernitschew rückte hierauf dem Prinzen bis Lichtenberg entgegen. Beide Corps fingen an sich aus ihrem schweren Geschütze zu begrüßen; dies Feuern währte den ganzen Tag und entschied — nichts. Zugleich erschien der mit 2000 Mann verstärkte Tottleben wieder vor dem Hallischen Thore, und beschoß die Stadt aufs neue. Bei der Ankunft des Hülsenschen Corps zog er sich aber auf den General Lascy, der nur noch zwei Meilen von Berlin entfernt war, zurück.

Man glaubte nichts gewisseres, als daß es jezt zum entscheidenden Treffen kommen würde. Auf der einen Seite hatte Prinz von Würtemberg beschlossen, die Russen anzugreifen, und in dieser Absicht eine Verstärkung von 2500 Mann vom General Hülsen erhalten. Auf der andern hatte Lascy den Grafen Czernitschew auffordern lassen, sich zu einem gemeinschaftlichen Angriff anzuschicken; dieser hatte jedoch dabei Bedenklichkeiten. Er besorgte, Hülsen möchte während der Nacht durch Berlin ziehen, zum Prinzen stoßen und beide Feldherren ihn mit einer über-

legenen Macht überfallen. Schon beunruhigte ihn diese Vorstellung, die, wie wir eben erwähnt haben, nicht ganz ohne Grund war, und schon war er entschlossen wieder nach Köpenick zurückzugehen: als Montalembert auftrat, der jetzt den Augenblick nahe glaubte, in welchem die ihm so am Herzen liegende Eroberung von Berlin ein bloßer Versuch bleiben würde. Er bot daher seine ganze Beredsamkeit auf, um aus Gründen zu beweisen, daß die Unternehmung bei Anwesenheit des östreichischen Hülfscorps nicht so gefahrvoll sey, als man russischer Seits glaube; daß ein Rückzug den General Lascy in Verlegenheit setzen würde, wenn die ganze feindliche Macht auf ihn eindränge: daß es daher der Lage der Sache angemessener sey, die Preußen anzugreifen, und das Glück mit den Waffen in der Hand zu versuchen, wolle man nicht die ganze Unternehmung aufgeben. Obgleich nun die Generale Panin und Elmpst entgegengesetzter Meinung waren, so gelang es doch Montalembert, den Grafen Czernitschew zum Angriff zu überreden, und dieser ward, im Einverständnisse mit dem östreichischen Feldherrn, auf den folgenden Tag festgesetzt.

Demungeachtet kam es hierzu nicht; denn bei Erscheinung des Lascyschen Corps hielten die preußischen Generale ihr Spiel für zu unsicher, weil sie nur 14,000 Mann hatten, der Feind hingegen über 30,000 stark war. Der Ausgang des Treffens war daher zu zweifelhaft, besonders da von demselben das Schicksal der Königsstadt abhing. Wurden sie — welches bei der großen Uebermacht, die sie zu bekämpfen hatten, wahrscheinlich war — geschlagen: so konnte solches ungleich härter ausfallen, als wenn man durch eine Kapitulation erträglichere Bedingungen zu erhalten suchte. Sie zogen sich daher in der Nacht nach Spandau

zurück, und überließen es dem General Rochow, dem Grafen Tottleben eine Kapitulation anzubieten. Dieser wählte zu diesem Geschäft den Brigadier Bachmann, den er nachher auch zum Kommandanten in der Stadt ernannte. Man ward bald über alle Punkte einig, die Besatzung ergab sich zu Kriegsgefangenen, und die Russen zogen in Berlin ein.

Lascy war äußerst aufgebracht, als er erfuhr, daß sich Berlin den Russen ergeben hatte. Er ließ sogleich ihre Wache am hallischen Thore vertreiben, besetzte solches mit seiner eigenen Mannschaft, und unter der Drohung, gegen die Gültigkeit der Kapitulationen zu protestiren, verlangte er, gleichen Antheil an allem zu haben. Hierüber entstanden Uneinigkeiten, da Tottleben zuvor den ausdrücklichen Befehl des Generals Fermor dazu verlangte. Czernitschew legte indessen diesen Streit dadurch bei, daß er von den bestimmten Douceurgeldern den Oestreichern 80,000 Thaler zahlen, und ihnen drei Thore einräumen ließ. Damit aber noch nicht zufrieden, drangen diese in die Stadt, und quartierten sich auf der sogenannten Friedrichsstadt ein; Plünderungen und Ausschweifungen aller Art waren die Folgen davon. So gute Mannszucht die Russen beobachteten, eben so ausgelassen waren die Oestreicher, so daß sich Tottleben genöthigt sah, mehrere Regimenter einrücken zu lassen, mit dem gemessenen Befehl, die gestörte Ordnung zu erhalten, und den etwanigen Gewaltthätigkeiten mit Gewalt Einhalt zu thun.

Berlin ward zu einer Kontribution von vier Millionen Thaler in Golde, und 200,000 Thaler Douceurgelder verdammt. Alle Vorstellungen, die gegen die Unmöglichkeit, diese Summe herbeizuschaffen, gemacht wurden, fanden kein Gehör. Die Einwohner geriethen in Verzweiflung, da sie

nicht

nicht einsahen, wie dem Verlangen Tottlebens ein Genüge geleistet werden könne, bis ein reicher Kaufmann, Namens Gotzkowsky, sich ins Mittel schlug, und durch sein edles und kluges Benehmen gewissermaßen der Schutzgeist dieser berühmten Stadt ward. Mit Aufopferung großer Summen aus seinem eigenen Vermögen suchte er die Freundschaft und das Zutrauen des russischen Feldherrn zu gewinnen; und obgleich dieser sich anfänglich weigerte, etwas von seiner Forderung schwinden zu lassen, so verstand doch Gotzkowsky die Kunst, die an Tottleben bemerkte außerordentliche Vorliebe für Berlin, wo sich derselbe bei seinem ehemaligen ihm so angenehm gewordenen Aufenthalte viele Freunde erworben hatte, gehörig zu benutzen, um ihm mildere Gesinnungen einzuflößen. Statt der geforderten vier Millionen war er mit 1,500,000 Thalern zufrieden, und statt Gold nahm er die Zahlung in dem damals im Umlaufe sich befindenden schlechten Silbergelde; 500,000 Thaler Kontribution, und 200,000 Thaler Douceurgelder wurden sogleich bar bezahlt, für das übrige aber stellte die Kaufmannschaft, unter Gotzkowsky's Verbürgung, Wechsel aus. Dieser edle Mann, der sich bei dieser und andern Gelegenheiten als ein ächter Patriot auszeichnete, kam in der Folge in große Verlegenheiten. Das vom Könige von Preußen der Kaufmannschaft ertheilte Verbot, ihre ausgestellten Wechsel zu honoriren, zog ihm viele Unannehmlichkeiten und Gefahren von Seiten des Generals Fermor zu. Die Berlinische Judenschaft, die er von einer ihr auferlegten außerordentlichen Brandsteuer, ihre größten Banquiers Itzig und Ephraim, die er von der Bürgschaft rettete, waren bei andern Gelegenheiten dieser edeln Handlung nicht eingedenk. Große Geschäfte, welche er während des Krieges unternahm oder unter-

nehmen mußte, zerstörten seine Glücksumstände, die er zum Nutzen des Staats verwendet hatte, und so ward Undank der Lohn seiner patriotischen Tugenden *).

Bei aller Schonung, die Tottleben, unter der Hand, Berlin widerfahren ließ, hielt er sich doch, dem erhaltenen Auftrage gemäß, verpflichtet, dem Feinde des großen Bundes allen möglichen Abbruch zu thun, um in Lascy's Augen nicht partheiisch zu scheinen. Er ließ daher das königliche Gießhaus, die Münzen, die Pulvermühlen und alle Fabriken ruiniren, die für die Armee arbeiteten; das Zeughaus ausräumen, und was nicht fortgebracht werden konnte, verderben, zerschlagen oder ins Wasser werfen; alle Montirungskammern, alle Magazine, alle königliche Kassen ausleeren, und alle brauchbaren Pferde wegnehmen. Das Lagerhaus, die Gold- und Silbermanufaktur würden ein ähnliches Schicksal gehabt haben, hätte Gotzkowsky nicht durch den fürchterlichsten Eid bekräftigt, daß diese Fabriken nicht dem Könige gehörten, sondern zu den Einkünften des Potsdamischen großen Waisenhauses geschlagen wären. Nach Potsdam wurden Kosacken gesandt, um die dortige Gewehrfabrik zu ruiniren; allein General Esterhazy, der diese Stadt besetzt hatte, schützte sowohl diese Fabrik, als alle Werke der Kunst und des Alterthums, die sich auf den dortigen königlichen Schlössern befanden. Dieser edle Krieger hielt es unter der Würde eines rechtschaffenen Mannes, sich an leblosen, bloß dem Geschmack der Kenner werthen Gegen-

*) Dem empfindsamen, gefühlvollen Leser empfehle ich einen von Gotzkowsky selbst geschriebenen und ins Publikum verbreiteten Aufsatz, der in Absicht dessen, was hier nur kürzlich berührt worden, sehr lesenswerth ist, und für das Schicksal des Verfassers besonders einnimmt. —

ständen zu vergreifen, und die Meisterstücke griechischer und römischer Künstler zu zernichten, während die Oestreicher und Sachsen zu Schönhausen und Charlottenburg ihren Muthwillen an der Pracht der dortigen Schlösser und ihrer Gärten ausübten. Diese sogenannten civilisirten Völkerschaften verdienten bei dieser Gelegenheit weit eher die Benennung Barbaren, als ihre Alliirten, die Russen, die man — ihre wilden Horden ausgenommen — fälschlich mit diesem schimpflichen Beinamen zu belegen pflegte, und ihr Betragen beweißt, wie tief der Nationalhaß der Oestreicher gegen die Preußen Wurzel geschlagen, wie überzeugt sich die Sachsen hielten, Friedrich werde ihr Vaterland nie wieder betreten. — Stolze Hoffnung, die ein verändertes Waffenglück bald zerstörte, und Sachsen desto empfindlichere Wunden schlug! —

Die Anwesenheit der Verbündeten in und um Berlin währte übrigens nur so lange, bis die Nachricht von der Ankunft des Königs sich verbreitete. Diese Schreckenspost, die so oft die Flucht seiner Feinde beflügelt hatte, wirkte auch jezt auf das mächtigste; mit einer gränzenlosen Schnelligkeit zogen sie sich theils nach Frankfurt, theils nach Sachsen zurück. Czernitschew und Tottleben legten in zwei Tagen 11 Meilen zurück, Lascy verfolgte, ohne Rasttag zu machen, den Weg nach Torgau. Der König, der endlich alle Hoffnung verlohr, den Feldmarschall Daun zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen, verstärkte die Besatzungen von Breslau und Schweidnitz, und eilte mit seiner Armee nach der Mark. Er richtete seinen Marsch auf Guben, mit dem Vorsatze, von hier die Straße nach Frankfurt einzuschlagen, und die nach Berlin vorgedrungenen russischen Corps von der Hauptarmee abzuschneiden; sobald er indeß die

sichere Nachricht erhielt, daß diese Corps Berlin verlassen, sich auf das Fermorsche Heer zurückgezogen hatten, und mit demselben wieder über die Oder gegangen waren; auch daß General Lascy seinen Weg nach Torgau genommen habe: so änderte er sogleich seine Marsch-Disposition, und führte die Armee nach Lübben. Graf Daun eilte nunmehr durch die Lausitz nach Torgau; Laudon hingegen blieb in Schlesien, und sein stets thätiger Geist machte sich die Hoffnung, die mit einer schwachen Besatzung versehene Festung Cosel eben so leicht, wie Glaz, zu erobern. Dies veranlaßte den König, den General Goltz, der auf dem Zuge nach Berlin zu ihm gestoßen war, wieder mit 12,000 Mann nach Schlesien zu senden, um die Operationen des östreichischen Feldherrn zu vereiteln; er selbst aber brach mit dem Heere auf, um die Ufer der Elbe zu gewinnen.

XI.

Die Reichsarmee erobert Sachsen. — Schlacht bei Torgau, den 3ten November 1760.

Als der König, nach aufgehobener Belagerung von Dresden, nach Schlesien zog, ließ er den General Hülsen mit ungefähr 12,000 Mann bei Meißen stehen, um Sachsen zu decken. Er hatte die Reichsarmee gegen sich, die ihr Lager hinter dem plauenschen Grunde aufgeschlagen hatte. Sie war, mit Inbegriff von 8 bis 9000 Oestreichern, 35,000 Mann stark, und dennoch hielt sie der Wiener Hof nicht für hinreichend, das schwache Corps Preußen aus Sachsen zu

vertreiben. Der Herzog von Würtemberg, eben derselbe, der im vorigen Jahre mit seiner kleinen Armee in französischem Solde stand, ward ersucht, solche mit einigen tausend Mann zu verstärken, und die Befreiung von Sachsen mit bewirken zu helfen. Er war dazu bereit; allein so wie er damals nicht unter dem Befehle des Herzogs von Broglio stehen wollte, eben so bedung er es sich jezt aus, unabhängig vom Herzoge von Zweibrücken bleiben, und mit seinen Kriegesvölkern, nur nach seinen Einsichten, die gemeinschaftlichen Endzwecke unterstützen zu dürfen. Dagegen war er großmüthig genug, keine Hülfsgelder zu verlangen, machte sich es aber zur ausdrücklichen Bedingung, alle Kontributionen, die in den von ihm betretenen feindlichen Ländern beigetrieben werden sollten, für sich allein zu behalten. Diese Bedingung nutzte er auch so gut es ihm möglich war; denn er brachte eine geraume Zeit auf einem Zuge über Schmalkalden, Mühlhausen, nach der Grafschaft Hohenstein und dem Saalkreise zu, brandschatzte die Ländereien, die dem Landgrafen von Hessen und dem Könige von Preußen gehören, auf das schrecklichste, und erschien erst in der Mitte des Septembers in Sachsen.

Während der Zeit war der die Reichsarmee anführende Herzog von Zweibrücken beschäftigt, den General Hülsen aus seinem Lager bei Meißen weg zu manövriren, ging aber dabei mit einer Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke, die das wenige Zutrauen verriethen, welches er auf seine große Uebermacht setzte. Die Fronte des preußischen Lagers, welche der tiefe Grund, worin die Triebse fließt, deckte, war unangreiflich, die rechte Flanke desselben hingegen nicht genug gesichert. Er beschloß daher, dieselbe zu umgehen, indem er bei den Katzenhäusern festen Fuß faßte, und von hier

aus den Tornitzer Berg, der sie beherrschte, zu gewinnen suchte; die Preußen kamen ihm indeß zuvor, und behaupteten sich in ihrer Stellung, bis der Prinz von Stollberg mit dem Reservecorps sich weiter herum nach Ziegenhain zog. Jezt besorgte Hülsen, daß, um sicher nach Torgau zu gelangen, ihm der Uebergang über den Ketzerbach sehr erschwert werden könnte; er zog sich daher in der Nacht über denselben, und nahm am folgenden Tage das Lager bei Strehlen. Der Feind beunruhigte diesen Marsch nicht; allein kaum war das neue Lager aufgeschlagen, so erschien die ganze Reichsarmee, und nahm eine Stellung zwischen Risa und dem Heideberge bei Weida. Das Lager bei Strehlen, obgleich durch die Position berühmt, die der Prinz Heinrich im vorigen Jahre dort nahm, hatte für ein so schwaches Corps, als das Hülsensche war, erhebliche Fehler. Sowohl vorn, als auf der Flanke, lagen Anhöhen, die es bestrichen, auch konnte es über Oschatz und Dahlen leicht umgangen werden. Hülsen fühlte dies zwar; da es ihm jedoch darum zu thun seyn mußte, Zeit zu gewinnen: so war er nicht Willens es früher zu verlassen, als bis die fernern Bewegungen des Feindes ihn dazu nöthigen würden, und dies erfolgte bald.

Der Herzog von Zweibrücken faßte den Entschluß, die Preußen hier anzugreifen. Die Disposition, die er dazu entwarf, war vortrefflich, die Ausführung aber so schwach, daß ein Fehler den andern gewissermaßen verdrängte. Der Prinz von Stollberg und General Kleefeldt, durch das Guascoische Grenadiercorps unterstützt, mußten den rechten Flügel des Generals Hülsen umgehen, und der übrige Theil der Reichsarmee erschien in Schlachtordnung vor der Fronte des Lagers. Alles dies geschah in der Nacht

mit einer Pünktlichkeit und Ordnung, die den feindlichen Feldherren Ehre machte; und die Preußen würden vielleicht überrascht worden seyn, hätte nicht der tapfere Obrist Kleist, durch die schlechte Stellung die der Prinz von Stollberg genommen hatte, veranlaßt, den General Hülsen bewogen, ihm in der Nacht einen Angriff auf denselben zu erlauben. Bei dieser Gelegenheit ward er gewahr, daß eine große Bewegung im feindlichen Lager vorgehe, und obgleich er aus dieser Ursache sein Vorhaben aufgeben mußte, so war er doch im Stande, einen Wink zur Aufmerksamkeit zu geben.

Schon war der Prinz von Stollberg am Fuße des rückwärts des preußischen rechten Flügels belegenen Leidnitzer Windmühlenberges angelangt, als ein durch den auf diesem Flügel befehlenden General Braun dorthin gesandtes Grenadierbataillon noch zu rechter Zeit Posto faßte, und den Feind stutzen machte. Zugleich erschien General Guasco auf dem Ottenberge. Man beschoß sich wohl eine Stunde aus dem grobem Geschütz, doch ohne sonderliche Wirkung. Endlich rückte der Prinz von Stollberg vor, Kleefeldt schickte sich an, den Windmühlenberg anzugreifen, und Guasco den Dürrenberg, worauf sich der preußische rechte Flügel stützte, zu bedrohen. Braun, der die Geistesgegenwart gehabt hatte, den Windmühlenberg zu besetzen, ließ noch zwei Bataillone und fünf Schwadronen in das zwischen beiden Bergen belegene Thal rücken; als aber die Grenadiere durch die Uebermacht gezwungen wurden, den Berg zu verlassen, um sich nach dem dahinter liegenden Walde zurückzuziehen, besetzte der Prinz von Stollberg solchen mit seinem Geschütz, aus welchem er ein lebhaftes Feuer machte, während sich Kleefeldt dem Walde

näherte. Braun ließ die im Thale aufgestellten Bataillone zur Unterstützung dahin ziehen, und es kam hier zu einem hitzigen Gefechte, wobei der Feind, besonders dessen Infanterie, viel Entschlossenheit zeigte, jedoch seine rechte Flanke vernachlässigte. Diesen Umstand benutzte der Major Marschall, traf mit seinen Dragonern auf dieselbe, und richtete acht Grenadier-Compagnien und ein Regiment Ungarn beinahe gänzlich zu Grunde. Durch diesen glücklichen Vorfall aufgemuntert, griff General Braun das Kleefeldtische Corps im Walde an, und zerstreute dasselbe mit Hülfe der Cavallerie. Jezt brach der in einem Hinterhalte stehende Obrist Kleist mit seinen Husaren und Dragonern vor, um den Feind zu verfolgen; als er aber in die Ebene kam, sah er die ganze Stollbergische und Kleefeldtische Cavallerie im Anmarsch, um das Hülsensche Corps in den Rücken zu fassen. Eiligst formirte er seine Linie, und traf auf die Spitzen der feindlichen Kolonnen so heftig, daß er solche über den Haufen warf, dadurch die Flucht der folgenden Cavallerie veranlaßte, eine Menge Gefangener machte und das übrige zerstreute.

Dies entschied das ganze Treffen; denn statt den Kleefeldtischen Angriff gehörig zu unterstützen und in die Lücke einzurücken, die dadurch entstanden war, daß Braun die zwischen beiden Bergen aufgestellten Bataillone hatte wegziehen müssen, blieben der Prinz von Stollberg und Guasco müßige Zuschauer dieses Gefechts, ja ihre Bestürzung ging so weit, daß sie sich völlig zurückzogen, und dadurch den Preußen die Mittel an die Hand gaben, ihren Posten zu behaupten. Auch der Herzog von Zweibrücken blieb mit seiner Armee außer dem Kanonenschuß, welches zu beweisen scheint, er habe sich geschmeichelt, der Angriff

auf den preußischen rechten Flügel werde Hülsen bewegen, sein Lager zu verlassen, so daß er nur ihm zu folgen nöthig haben würde.

Die Tapferkeit der Preußen und die Talente ihrer Anführer, so wie die geringe Entschlossenheit ihrer Gegner, trugen also gleichviel dazu bei, daß sich Hülsen noch einige Stunden auf dem Schlachtfelde behaupten konnte; sobald sich aber der Feind von den ersten auf ihn gemachten Eindrücken wieder ermannt hatte, und seinen Marsch links nach Schönau fortsetzte, so nahm jener eine mehr zusammenhangende Stellung bei Strehlen, und besetzte den Paß bei Schirnitz, durch welchen er nach Torgau ziehen mußte. Nachmittags brach er in zwei Kolonnen dahin auf, lagerte seine Armee zwischen dem Rathsweinberge, nahe an der Stadt, und dem großen Teiche, und ließ einige Verschanzungen aufwerfen.

Diese Stellung schien dem Herzoge von Zweibrücken zu stark, als daß er es hätte wagen können, den General Hülsen mit Gewalt daraus zu vertreiben. Er schmeichelte sich dagegen mit der angenehmen Hoffnung, ihn zur Räumung derselben zu veranlassen, wenn er ihm die Communication mit der Mark abzuschneiden drohe. Zu dem Ende zog er seine Armee bei Strehlen zusammen, ließ bei Droskow Brücken über die Elbe schlagen, und nahm am rechten Ufer dieses Flusses ein Lager bei Tschakau, während der General Luzinsky, der bisher die Stadt Halle und den Saalkreis gebrandschatzt hatte, über Eulenburg nach Bitterfeld vorrückte. Hülsen ließ sich indeß dadurch nicht irre führen; er veränderte bloß seine Stellung, die er nunmehr längs der Elbe nahm, und sandte den Obristlieutenant Röhl mit fünf Schwadronen Dragoner und dem aus Leipzig gezogenen

Freibataillon Salenmon über Wittenberg nach Jessen, um den Streifereien des Feindes nach der Mark Einhalt zu thun. Von letzteren glaubte er nicht viel zu besorgen zu haben, da es nicht wahrscheinlich schien, die Reichsarmee werde sich zu weit von ihren Magazinen entfernen, um nach Gegenden zu ziehen, wo sie keine fand, und zugleich besorgen mußte, man könne auf ihre Operationslinie fallen und die Communication mit Dresden unterbrechen. Da nun der preußische Feldherr keine Anstalten machte, seinen Posten zu verlassen, so ging der Herzog von Zweibrücken wieder über die Elbe zurück, und lagerte sich bei Strehlen. Hülsen nahm seine vorige Position wieder ein, und das ganze Manöver brachte nichts als einen Zeitverlust zuwege, den der Herzog, bei seiner Uebermacht, zweckmäßiger hätte benutzen können.

Beide Theile beobachteten einander, bis endlich der Herzog von Würtemberg seinen mit so vielem baren Gewinn ausgeführten Streifzügen entsagte, um nach Sachsen zu marschiren. General Luzinsky mußte sich mit seiner Schaar an ihn anschließen, und nun ging der Zug nach Domitsch und Prätsch, wo Brücken über die Elbe geschlagen wurden. Zugleich setzte sich die Reichsarmee in Bewegung, vertrieb die preußischen Vorposten aus Neiden, Siptitz und Zinna, nahm ein sehr ausgedehntes Lager zwischen Großwig und dem Gehölze bei Vogelsang; und da vorauszusetzen war, daß der Herzog von Würtemberg und Luzinsky über die Elbe gehen und auf Torgau vorrücken würden, so schien nichts gewisser zu seyn, als daß der Feind die Absicht habe, das Hülsensche Corps, gleich dem Finkischen bei Maxen, von allen Seiten einzuschließen.

Dies durfte der preußische Heerführer nicht abwarten.

Er hatte mit seiner schwachen Schaar der Uebermacht lange genug getrotzt, und beinahe zwei Monate der Reichsarmee widerstanden. In der Voraussetzung also, daß es ihm noch gelingen könne, am rechten Ufer der Elbe dem Würtembergischen und Luzinskyschen Corps auf den Hals zu fallen, und sich dadurch den Weg nach Wittenberg zu bahnen, entschloß er sich, in zwei Kolonnen über den Fluß zu setzen. Dieser Entschluß war zwar der Lage der Sachen angemessen, und Hülsen ward durch eine — obgleich nicht völlig gegründete — Nachricht von dem Uebergange des Feindes bei Domitsch in demselben bestärkt; allein er verfuhr dabei mit einer Eilfertigkeit und mit einer so geringen Einsicht, daß sein bisher erworbener Ruhm gewissermaßen dadurch verdunkelt wurde. Statt die bei einem Uebergange über einen Fluß im Angesichte des Feindes nöthigen Vorkehrungen zu treffen; statt in solchen Fällen den Marsch zur Nachtzeit anzutreten, brach er am hellen Tage auf. Hierdurch entstanden Verwirrungen bei der Kolonne, die mit ihrem Troß über die Schiffbrücke zu gehen Befehl hatte, indem sich Alles angelegen seyn ließ, zugleich herüber zu drängen. Der Feind erhielt dadurch Zeit sie einzuholen; und da die Kolonne, nachdem sie dennoch, ohne beträchtlichen Verlust zu leiden, über die Brücke gekommen war, ungesäumt ihren Marsch nach Rosenfeld fortsetzte, so ging ein Theil der Pontons verlohren, weil die zum Abtragen und Aufladen derselben angestellten Arbeiter, durch das heftige Feuer der Kleefeldtischen Kroaten, die sich hinter den Elbteich geschlichen hatten, in Furcht gesetzt, alles im Stiche ließen, um ihre Person zu retten, ohne daß die ihnen gelassene Bedeckung sie aufzuhalten vermochte. Die zweite Kolonne, die durch Torgau zog, wäre beinahe abgeschnitten worden, wenn

das Feuer, welches die dortige überbaute Brücke ergriff, nicht noch zeitig genug wäre gelöscht worden. Dagegen gerieth bei einem abermaligen Brande, der diese schöne Brücke gänzlich verzehrte, die aus 2000 Mann bestehende, von aller Unterstützung entblößte Besatzung in Gefangenschaft.

Man erstaunt, wenn man bedenkt, wie Hülsen, der sich bei Kollin so tapfer bewies, daß, wäre er gehörig unterstützt worden, er leicht die völlige Zerstreuung der Daunischen Armee würde veranlaßt haben, und daß der Mann, der seine jetzige Bestimmung, die Reichsarmee in Sachsen so lange als möglich aufzuhalten, glücklich erfüllt hatte, sich hier so vergessen konnte. Das wahrscheinlichste bleibt immer, daß das Unglück, welches dem General Fink bei Maxen begegnete, und die Art, wie der König diese Begebenheit ahndete, zu tiefen Eindruck auf die preußischen Feldherren gemacht hatte, als daß sie nicht hätten besorgt seyn sollen, alles anzuwenden, um nicht in ähnliche Vorfälle verwickelt zu werden. Es ist daher glaublich, daß Hülsen keine Zeit mehr verlieren zu müssen dachte, da er schon argwohnte, noch an diesem Tage eingeschlossen werden zu können, und daß er auf die falsche Nachricht von dem Uebergange des ganzen Würtembergischen und Luzinskyschen Corps zu einem übereilten Schritt durch Rathgeber veranlaßt worden sey, die, wenn man ihnen sonst theoretische Geschicklichkeit nicht absprechen kann, jezt Ungeheuer da erblickten, wo noch keine zu bekämpfen waren. Es fehlte Hülsen gewiß nicht an persönlicher Tapferkeit, die er bei mehreren Gelegenheiten bewiesen hat; allein ihm mangelte die nicht jedem Feldherrn eigene Gabe, den feinern Gang der Begebenheiten zu beurtheilen, das Mögliche von dem bloß Wahrscheinlichen zu

unterscheiden, und daher mochte er wohl in dieser kritischen Angelegenheit den Impulsionen anderer gefolgt seyn, die vielleicht zu wenig Entschlossenheit hatten, und ihm die Umstände mit grelleren Farben mahlten, als sie wirklich bedurften, um in ihrem wahren Lichte zu erscheinen; ein Winterfeldt, ein Fouquet, ein Wunsch, würden sich wenigstens hier ganz anders benommen haben. Daß sich indessen Hülsen auch selbst Vorwürfe wegen seines übereilten Rückzuges gemacht habe, erhellet daraus: daß er, als er bei Wittenberg angelangt war, den festen Entschluß faßte, keinen Schritt weiter zurückzugehn, es möge auch kommen, wie es wolle; dennoch aber entkräfteten diesen Vorsatz Umstände, die er nicht vorhersehen konnte.

Nachdem die Preußen die Nacht bei Rosenfeld zugebracht hatten, marschirten sie nach Lichtenberg, in der Absicht, die feindlichen Corps, die über die Elbe gegangen seyn sollten, anzugreifen; allein hier sah Hülsen seinen Irrthum ein, denn sogar die wenigen übergesetzten leichten Truppen derselben hatten sich schon über den Fluß wieder zurückgezogen. Jezt versuchte er, die Brücke bei Domitsch zu zerstören; die Unternehmung glückte aber nicht, weil die hohen Ufer der Elbe nicht füglich erlaubten, diese Brücke mit dem groben Geschütz zu erreichen: sie veranlaßte also bloß auf beiden Seiten eine ganz unnütze Kanonade, worauf er sich nach Jessen zog, und ein Lager hinter der Elster nahm. Die Reichsarmee setzte nun auch bei Domitsch über die Elbe. Der Rückzug der Preußen von Torgau hatte ihren Muth merklich erhoben, und sie schien Anstalten zu treffen, um bei Großdorf über die Elster zu gehen. Hierdurch konnte Hülsen von Wittenberg abgeschnitten werden: also brach er von Jessen auf, zog sich näher an diese Stadt, und lagerte sich

dergestalt, daß sein rechter Flügel unter dem Schutze des auf den Wällen befindlichen groben Geschützes stand, der linke aber sich an die Weinberge bei Teuchel lehnte. Die Reichsarmee folgte ihm über die Elster, und der Herzog von Würtemberg nahm seine Stellung am linken Ufer der Elbe bei Prata, Wittenberg gegenüber.

Erstere beschloß nunmehr, die Eroberung von Sachsen zu vollenden, indem sie den Preußen den Rückzug nach Berlin abzuschneiden trachtete. Dies hätte sie ohne Blutvergießen ausführen können, wenn sie das bereits am Morgen that, was sie erst am Abend bewerkstelligte. Allein stolz auf ihre bisher errungenen Vortheile, glaubte sie ihre Operationen dadurch krönen zu müssen, daß sie den General Hülsen auch von Wittenberg mit Gewalt verdrängte, zu welchem Ende sie auf den Höhen von Trajun in Schlachtordnung erschien. Vor ihr stand das Luzinskysche Corps in drei Treffen gestellt, bestimmt, unter dem Schutze vieles groben Geschützes den preußischen linken Flügel anzugreifen. Hülsen, seinem Entschlusse getreu, rüstete sich, mit Standhaftigkeit seinen Feind zu empfangen, und verstärkte seinen bedrohten Flügel sehr zweckmäßig nach Maßgabe der verschiedenen Angriffe, die Luzinsky periodisch und auf verändertem Punkte that. Nach mehreren mißlungenen Versuchen mußte endlich letzterer von seiner Unternehmung abstehen, und folgte der Reichsarmee, die von ihrem ersten Standpunkte, ohne weitern Antheil am Gefechte zu nehmen, nach den Höhen von Schmitkendorf und Mochau, auf der geraden Straße von Wittenberg nach Berlin, marschirte, und sich dort lagerte. Der Herzog von Würtemberg wollte seiner Seits keinen müßigen Zuschauer abgeben, er suchte also die letzteren Angriffe des

Generals Luzinsky dadurch zu unterstützen, daß er vom linken Ufer der Elbe ein heftiges Kanonenfeuer auf einen, im Rücken der Preußen belegenen Wald machen ließ, worin er viel Infanterie vermuthete. Allein zum Glück der Menschheit stürzten seine Kugeln nur Kienbäume nieder; denn im Walde war auch nicht ein Mann vorhanden. Damit noch nicht zufrieden, ließ er sogar seine leichte Cavallerie durch die Elbe setzen, um den General Hülsen in den Rücken zu fassen; allein der auf alles aufmerksame Obrist Kleist fiel so heftig auf sie, daß sie schnell die Ufer des Flusses suchte, und viele in demselben ertranken, die dem Schwerte der Dragoner zu entrinnen suchten.

Hülsen blieb also Meister des Schlachtfeldes; da indeß seine Lebensmittel nicht weit mehr reichten, und er Nachricht von dem Anmarsche der Russen auf Berlin erhielt, so beschloß er, der Residenz zu Hülfe zu eilen. Auf der geraden Straße vermochte er dies nicht, also mußte er einen Umweg über Koßwig, Roßlau, Belzig und Belitz nehmen, nachdem er die Behauptung von Wittenberg dem General Salenmon anvertraut hatte. So gelang es der Reichsarmee, bis auf diese Festung, ganz Sachsen wieder zu erobern: eine Unternehmung, die sie mit vieler Einsicht, obgleich, in Rücksicht ihrer Uebermacht, mit zu großer Behutsamkeit betrieb. Sie erwarb ihr um so viel mehr Ruhm, da im vorigen Jahre die Oestreicher mit noch ungleich stärkerer Macht diese Eroberung vergeblich versuchten.

Allein nur eine kurze Zeit blieb Sachsen in den Händen der Reichsarmee. Der Rückzug der Russen und Oestreicher von Berlin; der Marsch des Königs nach Lübben, so wie der des Feldmarschalls Daun nach Torgau, veränderten die Lage der Angelegenheiten. Auf einmal ward der Schau-

platz des Krieges wieder nach Sachsen versetzt, und dies unglückliche Land jezt härter als in den vorigen Feldzügen mitgenommen. Dem Könige von Preußen lag die Wiedereroberung dieses Churfürstenthums vorzüglich am Herzen. Der Winter rückte heran; und wollte er nicht die Winterquartiere in seinem eigenen Lande beziehen, so mußte er das Aeußerste wagen, um sich wieder in den Besitz einer Provinz zu setzen, die ihm bisher so viele unentbehrliche Hülfsquellen verschafft hatte, und von der er vollkommen einsah, daß er ihrer, in seiner gegenwärtigen Lage, am allerwenigsten entbehren könne. Hiernächst hatten die Russen noch keinen sonderlichen Schritt rückwärts gethan, und bestimmten Nachrichten zufolge, wollten dieselben zuvörderst abwarten, ob es den Oestreichern gelingen würde, sich in Sachsen zu behaupten; in welchem Falle vorauszusehen war, daß sie gleichfalls ihre Winterquartiere in der Mark zu nehmen nicht abgeneigt seyn könnten. Es ward also um so nothwendiger, einen herzhaften Streich gegen die Oestreicher auszuführen, da von diesem Preußens Schicksal abhing; indessen kam es hauptsächlich darauf an, dazu einen zweckmäßigen Plan zu entwerfen, und solchen eben so zweckmäßig auszuführen.

Letzterem standen nicht geringe Schwierigkeiten im Wege. Der König befand sich auf der rechten Seite der Elbe. Mit dem Verlust von Sachsen, den er nicht hindern konnte, waren auch alle seine dortigen, für den ganzen Feldzug gefüllten Magazine verlohren gegangen; seine Armee hatte das aus Schlesien mitgenommene Brod aufgezehrt; in der Nähe befanden sich keine Vorrathshäuser, und der Soldat mußte also auf Kosten des Landes, welches er durchzog, verpflegt werden. Da nun zur Wiedervergeltung aller der Grausamkeiten, welche seine Feinde in seinen Staaten

und

und an seinen Schlössern verübt hatten, Friedrich seine mit ihm ziehenden Krieger durch die Bewohner des Landes aufs beste bewirthen ließ, so ward das Elend, welches die sächsischen Unterthanen betraf, sehr groß, und der arme Landmann mußte auch hier, was überhaupt nicht selten der Fall ist, die Frevel und den Uebermuth der Kriegsvölker seines Beherrschers büßen. Die Reichsarmee machte die wichtigsten Anstalten, den Preußen den Uebergang über die Elbe streitig zu machen. Daun und Lascy hatten sich bei Torgau vereinigt, und mit jener sich in Gemeinschaft gesetzt. Sollte also — wie es der feste Vorsatz des Königs war — Sachsen wieder erobert werden, so mußte die Reichsarmee von den Ufern der Elbe verdrängt, die höchst nöthigen Lebensmitteln mußten aus Magdeburg gezogen, und dann die Oestreicher aus dem Felde geschlagen oder durch künstliche Märsche zum Rückzuge gezwungen werden. Gegen die beiden ersten Gegenstände des Vorhabens erhoben sich manche Schwierigkeiten. Die Vorkehrungen, welche die Reichsarmee traf, schienen zu beweisen, daß sie es recht ernstlich meine, und so lange der König nicht Meister von der Elbe war, konnte er auf keine sichere Zufuhr aus Magdeburg rechnen. Doch Friedrich II verstand allen wahrscheinlichen Gefahren zu begegnen. Er befahl dem bei Ziesar stehenden Prinzen von Würtemberg, über Magdeburg und dann auf der linken Seite der Elbe wieder herauf zu ziehn. Die Absicht war, theils die Reichsvölker im Rücken zu bedrohen, theils die Transporte an Lebensmitteln, die auf der Elbe nach Dessau verschifft werden sollten, zu decken. Auf diesem Zuge stieß der Vortrab des Prinzen auf eine Abtheilung der Truppen, die der Herzog, sein Bruder, zur Armee des Herzogs von Zweibrücken geführt hatte.

Sie stand bei Köthen, und war bestimmt die kleinen Schaaren zu decken, die im Magdeburgischen und Halberstädtischen Brandschatzungen eintreiben mußten. An der Spitze seiner Husaren und Freidragoner überfiel sie der Obrist Kleist, hieb viele nieder, erbeutete zwei Kanonen und zersprengte diese ganze Abtheilung dergestalt, daß der Herzog es für das rathsamste hielt, sich nicht länger mehr im Felde zu zeigen, sondern seine kleine Armee gerades Weges nach ihrer Heimath zurückzuführen. —

Mitlerweile war der König mit seinem Heere in der Gegend von Coswig angelangt, und bereitete sich, über die Elbe zu setzen. Die Reichsarmee, welche in der Voraussetzung, der Uebergang der Preußen werde in der Gegend von Wartenburg oder Elster geschehen, dort die stärkste Gegenwehr veranstaltet hatte, war sehr betroffen, als sie den König nach dem Anhaltischen ziehen sah; zugleich setzte sie die Annäherung des Prinzen von Würtemberg in nicht geringere Sorgen. Sie verließ daher die Ufer der Elbe, zog sich nach Düben, und von dort weiter nach Leipzig zurück, worauf der Uebergang der Preußen über die Elbe, und die Vereinigung mit dem Prinzen von Würtemberg bei Jonitz erfolgte.

Den ersten Theil seines Operationsplans hatte der König mit so viel Geschicklichkeit als Glück ausgeführt, und es blieb ihm also nur noch der zweite, nämlich Daun aus Sachsen zu verdrängen, übrig, der indeß mehr Kunst und Anstrengung erforderte. Zweierlei Wege waren nur einzuschlagen: entweder mußte man suchen, den Feind durch geschickte Manöver zu bewegen, Sachsen zu verlassen, oder denselben mit Gewalt daraus zu vertreiben. Der Marsch, den der östreichische Feldherr nach Eulenburg that, schien

eine günstige Gelegenheit zu seyn, seine wahren Absichten zu erforschen. Der Zug, den der König nach Düben unternahm, sollte daher theils darüber mehr Licht verbreiten, theils war es von der äußersten Nothwendigkeit, einen Waffenplatz zu erhalten, um daselbst ein kleines Magazin zur Erleichterung der folgenden Operationen anzulegen. Düben ward hierzu ausersehen, und der General Sydow mit 4000 Mann zur Bedeckung bestimmt. Allein Dauns Marsch nach Eulenburg war wahrscheinlich nur in der Absicht unternommen worden, um den Rückzug der Reichsarmee zu decken, und dieser nöthigen Falls die Hand zu bieten; denn die Erscheinung der Preußen bei Düben brachte ihn bald auf andre Gedanken. Er erreichte die Ufer der Elbe eben so geschwind wieder, als er sie verlassen hatte, schloß sich in das bekannte feste Lager bei Torgau ein, und stellte das Lascysche Corps bei Schilda auf.

Sobald Friedrich II diese Nachricht erhielt, marschirte er nach Eulenburg, und sandte zugleich den General Linden mit 7000 Mann nach Leipzig, um diese Stadt wieder zu erobern. Diese Unternehmung glückte. Die Nachricht von dem Zuge der Preußen nach Eulenburg hatte den Herzog von Zweibrücken bewogen, die Ufer der Pleiße zu verlassen, und General Kleefeld, der hier noch Stand hielt, schlich sich, von einem dicken Nebel begünstigt, aus der Stadt, als ihn Linden auffordern ließ, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Aus Dauns Rückzuge nach Torgau schloß der König, daß er, wollte er sein angefangenes Werk vollenden, am Ende dennoch gezwungen seyn würde, die große östreichische Armee anzugreifen; allein dieser Schritt war um so kühner, da die Sicherheit seines zu Düben angelegten einzigen Magazins dabei aufs Spiel ge-

setzt werden konnte. Ehe er also diese gefährliche Unternehmung wagte, beschloß er, durch einen nach der Elbe unternommenen Marsch Daun auf die Probe zu stellen, und seine wahren Absichten zu ergründen. Er zog daher mit der Armee nach Schilda. Auf diesem Marsche trafen seine Kolonnen auf verschiedene vorgeschobene Posten des Feindes, die sich sämtlich auf Torgau zurückzogen. Hierdurch ward es ihm einleuchtend, daß der östreichische Heerführer seine ihm so unangreiflich scheinende Stellung behaupten wolle, und dies bestimmte den König, ihn ungesäumt anzugreifen.

Durch so manche von seinen Feldherren unweit Torgau genommene Positionen belehrt, war ihm die Gegend im Allgemeinen bekannt. Er erfuhr hiernächst, daß sich die östreichische Armee dergestalt gelagert habe, daß ihr rechter Flügel hinter den Teichen bei Großwig, das Centrum auf den Weinbergen bei Siptitz stehe, und der linke Flügel über Zinna hinaus bis an den sogenannten großen Teich sich ausdehne. Im vorhergehenden Feldzuge hatte sich Prinz Heinrich in dieser Stellung gegen das große östreichische Heer behauptet. Feldmarschall Daun wagte es damals nicht, denselben mit einer weit überlegenen Macht anzugreifen. Die Natur hat hier eine Kette von Anhöhen gebildet, die von Teichen und sumpfigen Gräben umgeben ist, folglich den Vortheil gewährt, daß sie sowohl in der Fronte als auf den Flanken unangreiflich bleibt, und Graf Daun, dem ungleich mehr Krieger und Geschütz zu Gebote standen, als damals dem Prinzen Heinrich, hatte sie noch unangreiflicher gemacht, obgleich nicht zu leugnen ist, daß der Raum, den ein so zahlreiches Heer einnahm, zu seiner geschickten Entwickelung zu klein war. Daß hier die Kunst sowohl, als auch die ausgezeichnetste Tapferkeit an den fast unüberwindlichen Schwie-

rigkeiten, die ein durch die Natur befestigtes und vortrefflich vertheidigtes Terrain darbot, scheitern könne, sah Friedrich II sehr wohl ein; wenigstens vereitelte die Gegend, welche die Oestreicher besetzt hatten, seine sonst gewöhnlichen Angriffe auf die Flanken des Feindes, da Gegenstände mancherlei Art verhinderten, sich ihnen mit Vortheil zu nahen. Gleichwohl war er in die harte Nothwendigkeit versetzt, zu schlagen, in Hoffnung, durch einen Sieg größern Unglücksfällen, die ihm und seinen Staaten drohten, vorzubeugen. Seine Lage war schrecklich, seine Verlegenheit unbeschreiblich, und Sieg oder Tod schien jezt die Losung zu seyn; sein starker Geist hielt indeß allem diesem das Gegengewicht. Zugleich spornte der Verdruß über seine bisherigen Leiden, die Rache an, die er an seinen durch ihr Betragen ihm so gehässig gewordenen Feinden zu nehmen trachtete, und daher sann er auf die zweckmäßigsten Mittel, sein Vorhaben glücklich auszuführen, und seinen Angelegenheiten die glücklichste Wendung zu geben.

In allen diesen Hinsichten wählte er eine von seinen bisherigen Kriegssystemen abweichende Art des Angriffs, indem er beschloß, seine Armee in zwei verschiedene Corps zu theilen, mit dem einen den Feind in dem Rücken zu fassen, während das andre gegen die Anhöhen von Großwig vorrücken sollte, um seinen rechten Flügel und sein Centrum anzugreifen. Augenzeugen wollen behaupten, daß, wenn es der König bei dieser ersten Disposition hätte bewenden lassen, der Erfolg wenigstens, wegen der gewissermaßen nähern Verbindung, die in diesem Falle zwischen beiden abgesonderten Corps Statt hatte, schneller und weniger zweifelhaft geblieben seyn würde, als da er während des Marsches dieselbe dahin änderte, daß General Ziethen, der mit 20 Ba-

taillonen und 52 Schwadronen des rechten Flügels den Angriff von der Seite von Großwig machen sollte, nunmehr sein Augenmerk auf die Anhöhen von Siptitz, folglich in einer größern Entfernung von dem Angriffspunkte des Königs, zu richten Befehl erhielt. Diese Voraussetzung mag gegründet seyn; allein da der König sich einmal vorgenommen hatte, in getrennten Corps den Feind von vorn und von hinten zugleich anzugreifen, um dadurch eine allgemeine Niederlage zu bewirken: so konnte man sicher erwarten, daß, wenn beide Angriffe zugleich geschahen, solche, bei der zu geringen Entfernung der östreichischen Treffen, in denselben die größte Verwirrung zuwege gebracht, und leicht einen Sieg, wie der bei Leuthen war, bewirkt haben würden. — Friedrichs Vorsatz war freilich groß; indeß erfolgt nicht immer alles so, wie man es vorauszusehen geglaubt hat, und die zweckmäßige und vernichtende, aber auch eben so gefährliche Methode, den Feind in abgesonderten Corps anzugreifen, ist in diesem Kriege nur dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig bei Crefeld geglückt. Wahrscheinlich versprach sich der König von derselben noch größere Vortheile, als die waren, welche der Herzog über die Franzosen erhielt, da die Flucht der Oestreicher theils wegen der nahen Elbe, theils wegen des so sehr durchschnittenen Terrains außerordentlich erschwert, und deren Untergang beinahe vollendet seyn würde. Doch die Dazwischenkunft mancher nicht mit in Anschlag gebrachten Ereignisse, die nicht selten Unternehmungen dieser Art begleiten, hatte ihn schon des Sieges beraubt, als er, durch ein Ungefähr, Meister des Schlachtfeldes blieb.

Zur Ausführung seines Vorhabens war ihm die Gegend günstig. Die Domitzer große Heide umgab das östreichische

Lager dergestalt, daß er alle seine Bewegungen unbemerkt darin machen und dem Feinde den wahren Angriffspunkt verbergen konnte. In der Nähe des Dorfes Neiden, welches im Rücken desselben lag, gränzt an diese Heide eine Ebene, die sich, obgleich etwas durchschnitten, bis an die Elbe erstreckt. Hier war es, wo sich der König vornahm, den linken Flügel seiner Armee in Schlachtordnung zu stellen, und die Oestreicher in ihrem Rücken, dem einzigen schwachen Theile ihrer Stellung, anzugreifen, während Ziethen seiner Seits den ihm ertheilten Auftrag erfüllen würde. Am 3ten November früh brach das preußische Heer aus seinem Lager bei Langen-Reichenbach in vier Kolonnen auf, und richtete seinen Marsch nach der Domitzer Heide; allein da der Weg, den der linke Flügel nehmen mußte, um nach der Ebene von Neiden zu gelangen, einige Stunden länger war als der, den Ziethen auf der Leipziger- und Butterstraße nach Siptitz einzuschlagen Befehl hatte, so sollte derselbe so lange im Walde verweilen, bis er überzeugt seyn würde, daß sich der König mit dem Feinde schon eingelassen habe.

Auf diesem Marsche traf der Vortrab des Königs auf den Nachzug des Generals Ried, der aus seinem Vorposten bei Mokrehne sich nach Wildenhain, dann nach Weidenhain und endlich nach Großwig auf das daselbst unter Anführung des Fürsten von Löwenstein aufgestellte Reservecorps, ohne sonderlichen Verlust zu leiden, zurückzog. Nicht so glücklich war das Dragonerregiment St. Ignon; es hatte einen Vorposten im Walde, und wahrscheinlich hatte man vergessen es abzurufen. Unerwartet sah es sich zwischen den preußischen Kolonnen eingeschlossen, von den Husaren angegriffen, und mußte sich, nebst seinem Anführer, größtentheils ergeben. Dieser glückliche Vorfall hob den Muth der

Preußen nicht wenig; sie erinnerten sich, daß sich am Tage der Schlacht bei Leuthen etwas ähnliches mit der vorgeschobenen sächsischen Cavallerie zugetragen habe, und schlossen daraus auf einen eben so glänzenden Sieg. Auf die Oestreicher hingegen machte alles, was im Walde vorging und noch nicht völlig zu beurtheilen war, einen lebhaften Eindruck. Daun, der die eigentlichen Absichten seines Gegners noch nicht völlig zu enträthseln vermochte, sah sich in die peinlichste Lage versetzt. Ungewiß, wo ihn der Angriff treffen würde, blieb er fest in seiner angenommenen Stellung stehen; als er aber die Spitzen der ersten feindlichen Kolonnen sich gegen den Ausgang des Waldes nach Neiden zu bewegen sah, so urtheilte er ganz richtig, daß es seinem Rücken gelten sollte. Eiligst gab er also seinem Heere eine veränderte Stellung; ein Contremarsch brachte dessen rechten Flügel an das Dorf Zinna, und der linke ward auf die Anhöhen von Siptitz in einen Haken gestellt. Das Corps des Generals Lascy, welches sich schon am frühen Morgen von Coswig ab und hinter den großen Teich gezogen hatte, nahm seine Position zwischen Zinna und der Vorstadt von Torgau; alle vorgeschobenen kleineren Abtheilungen der Armee wurden zur Bedeckung der Flanken zurückgezogen *). Das Reservegeschütz, welches hinter dem Lager aufgefahren war, sollte über die Elbe geschafft werden; da es aber an Zeit dazu gebrach, ließ Daun einen großen Theil desselben vor

*) Zur bessern Uebersicht dieser Positionen und aller an diesem merkwürdigen Tage von beiden Heeren vorgenommenen Bewegungen, empfehle ich dem Leser den im vierten Theile der Tempelhofschen Geschichte des siebenjährigen Krieges befindlichen äußerst genauen Plan, indem es, wie ich schon mehrmals erinnert habe, nicht der Zweck meiner Arbeit ist, mich in einzelne Details einzulassen.

seine neue Fronte auf schickliche Plätze stellen. Durch diesen Zufall kamen hier über 200 Kanonen und Haubitzen zusammen.

Noch war der König in vollem Marsch begriffen, und noch hatten die Spitzen seiner Kolonnen die Ebene von Neiden nicht erreicht, als das Corps des Generals Ziethen, welches auf der Straße von Leipzig nach Torgau fortrückte, gerade da, wo dieser Weg von der sogenannten Butterstraße durchschnitten wird, auf einen feindlichen Vorposten stieß, der sich hier behaupten zu wollen schien, sich jedoch, da er ernstlich angegriffen ward, nach dem großen Teiche zurückzog, und seine Kanonen im Stiche ließ. Durch diesen Vorfall entstand ein sehr lebhaftes Feuer sowohl aus dem Geschütz als aus dem kleinen Gewehr, und der König glaubte also, daß Ziethen schon seiner Seits den Feind angreife, welches ihn um so mehr beunruhigte, da seine Infanterie, mit Ausnahme der Grenadiere, noch nicht angelangt, und die ganze Kolonne seiner Cavallerie, die der Herzog von Holstein führte, noch unendlich weit zurück war *). In

*) Im vierten Theile seiner hinterlassenen Werke, S. 146., schreibt der König dieses Ausbleiben dem Phlegma des Herzogs von Holstein zu. Dieser Prinz, dem es gewiß nicht an persönlichem Muthe fehlte, der vielmehr bei der Armee der Alliirten Beweise seiner militärischen Einsichten gegeben hatte, verdiente diesen Vorwurf nicht; daß er aber auf dem Schlachtfelde später, als er es sollte, anlangte, war nicht sowohl ihm, als einem besondern Vorfalle zuzuschreiben. Die Domitzer Heide ist von sehr vielen Wildbahnen durchschnitten, welche durch Buchstaben bezeichnet sind. Der Jäger, der die Kolonne des Generals Hülsen führen sollte, verirrete sich in dem Alphabete, und gerieth in die Kolonne der Cavallerie, gerade als der König den ersten Angriff unternahm. Hülsen, den dies aufmerksam machte, glaubte eilen zu müssen, um

der Idee, Ziethen habe bereits angegriffen, oder sey angegriffen worden, glaubte er, voll Vertrauen auf die Tapferkeit seines Grenadiercorps, den ersten Stoß geben zu müssen, ohne die Ankunft seiner übrigen Infanterie abzuwarten. Mit funfzehn Bataillonen, die er bei der Hand hatte, ging er über den sumpfigen Stein-Mühlenbach, wo der bei Vogelsang gestandene und sich schnell zurückgezogene feindliche Vorposten die Brücken abwerfen zu lassen verabsäumt hatte. Er stellte diese Truppen in drei Treffen, deren linke Flanke das schon nicht mehr vollzählige Husarenregiment von Ziethen — die einzige Cavallerie die er bei sich hatte — deckte. Da indeß der Aufmarsch unter dem feindlichen Kartätschenfeuer geschehen mußte, so wurden zehn Bataillone fast eben so geschwind aufgerieben, als sie sich vorwärts bewegten. Eine Batterie von schwerem Geschütze,

---

mit dem ersten Treffen der Infanterie zur Unterstützung bereit zu seyn. Er gab dem Herzoge dies zu erkennen, und bat ihn, mit der Cavallerie so lange zu halten, bis er sich aus dem Walde gezogen habe. Dieser gab hierin nach, weil bei dem ersten Angriffe die Infanterie nothwendiger war als die Cavallerie, und arbeitete sich mit derselben erst durch den Wald, als der Capitän Anhalt den ihm vom Könige ertheilten mündlichen Befehl vorzurücken, in sehr unbescheidenen Ausdrücken, bereits überbracht hatte. Dieser Umstand zog dem Herzoge Friedrichs Ungnade zu, obgleich der übereilte Angriff, der, ohne zuvor alle erforderliche Unterstützung abzuwarten, war unternommen worden, ingleichen die Verwirrung des Generals Hülsen, sein dringendes Ansuchen ihn durchzulassen, und der Umstand, daß alle Kolonnenmärsche durch einen dichten Wald geschahen, die Verspätung des Herzogs eben so sehr zu entschuldigen scheinen, als sein nachheriges Betragen, besonders die Gefangennehmung verschiedener feindlichen Bataillone diesen angeblichen Fehler hinlänglich verwischen.

die sie mit sich führten, hatte ein gleiches Schicksal; die Mannschaft, welche sie bedienen sollte, konnte nicht einmal zum laden kommen, als sie schon nebst ihren Officieren, Knechten und Pferden tod oder verwundet zur Erde gestreckt wurde. Fast ohne Beispiel war hier die Wirkung des zahlreichen östreichischen Artilleriefeuers. Selbst der König konnte sich nicht enthalten, darüber seine Verwunderung zu bezeugen, und sagte zu denen, die ihn umgaben: „Haben sie „je ein solches höllisches Feuer ausgehalten?" Die Unerschrockenheit, welche hier die Preußen bewiesen, ist dagegen bewundernswürdig. Mit der größten Gelassenheit gingen sie diesem mörderischen Feuer entgegen, und ihre allzuschnelle Vernichtung gewährte ihnen nicht einmal den Trost, dem Feind ins Auge gesehn zu haben. Die östreichischen Karabiniers benutzten die durch das Kartätschenfeuer angerichtete Niederlage, und hieben in den fliehenden kleinen Haufen Grenadiere ein; ja einige Regimenter Infanterie, eines völligen Sieges gewiß, verließen die Anhöhen bei Siptitz, um die geschlagenen Preußen zu verfolgen. Nunmehr rückte aber des Königs drittes Treffen, in Verbindung des ersten der Armee, ihnen entgegen, warf sie über den Haufen, und eroberte sogar eine der vorliegenden Anhöhen. Daun versuchte es zwar, sie durch einige aus seiner Reserve gezogene Regimenter wieder vertreiben zu lassen; allein die Preußen behaupteten ihre errungenen Vortheile, bis es der herbeieilenden feindlichen Cavallerie gelang, in ihre nicht bedeckte linke Flanke einzubrechen und sie zum weichen zu zwingen. Das geschlagene erste Treffen der Armee des Königs zog sich wieder nach dem Walde zurück, und verlohr einen Theil seines Geschützes; beim Verfolgen geriethen aber die Oestreicher etwas in Verwirrung, besonders da sie das zweite

Treffen der Preußen mit Entschlossenheit auf sich anrücken sahen. Diese tapfere Infanterie trieb alles vor sich her, was sich ihr entgegen stellte; doch konnte sie, da sie von keiner Cavallerie unterstützt ward, es nicht hindern, daß die in Menge vorrückende östreichische eine Gelegenheit ergriff, einzuhauen, wodurch denn auch dies Treffen zu eben der Zeit wieder nach dem Walde zurückgetrieben ward, da der Herzog von Holstein mit seiner Kolonne ganz pflegmatisch nach der Elbe zog, und keine Bewegung zu seiner Rettung machte. Zum Glück besaß der Obrist Dalwig mehr Entschlossenheit. An der Spitze des Regiments von Spän, welches er befehligte, verließ dieser einsichtsvolle Officier den Marsch der Kolonne, hieb in die Oestreicher ein, und nahm zwei Regimenter größtentheils gefangen. Ihm folgten bald mehrere Reiter und Dragoner, welche nicht allein die, ihrer Infanterie zu Hülfe gekommene östreichische Cavallerie völlig über den Haufen warfen, sondern auch in den bloßstehenden feindlichen rechten Flügel einhieben, die vier ersten Regimenter desselben fast gänzlich zu Gefangenen machten, und ihre erhaltenen Vortheile gewiß benutzt haben würden, wenn sie nicht die Erscheinung mehrerer feindlicher Cavallerie gezwungen hätte, sich wiederum zu setzen.

So ward auf dieser Seite mit abwechselndem Glücke gefochten, und es bleibt wahrscheinlich, daß wenn die preußische Cavallerie, ihrer Bestimmung gemäß, gleich anfänglich in der Ebene von Neiden in Bereitschaft gewesen wäre, die Oestreicher nicht die Vortheile erlangt haben würden, welche sie durch die große Anzahl Geschütz und ihre zahlreiche Cavallerie erzwangen. Im Ganzen genommen war jezt die sämmtliche Infanterie des Königs geschlagen; dagegen aber das erste Treffen des Feindes über den Haufen geworfen. Den-

noch schien der Sieg auf Seiten Dauns entschieden, weil von den Preußen kein Angriff von Bedeutung mehr zu erwarten war, das östreichische zweite Treffen noch keinen Schuß gethan hatte und die Nacht einzubrechen drohte. Daun, seines Sieges schon gewiß, ließ sich nach Torgau bringen, um seine im Treffen empfangene Wunde verbinden zu lassen, und fertigte sogleich einen Courier ab, der die frohe Nachricht nach Wien bringen sollte. Allein das Glück, das den König so schrecklich verlassen hatte, kehrte zu seinen Fahnen zurück, und verschaffte ihm einen frohen Abend nach einem so trauervollen Tage.

Nachdem General Ziethen den im Walde vorgefundenen feindlichen Vorposten zurückgeworfen hatte, zog er, statt der Disposition gemäß die Butterstraße nach Siptitz einzuschlagen, sein Corps gerade durch den Wald, und stellte es vor demselben in Schlachtordnung, so daß sich der rechte Flügel an den Entenfang im großen Teiche lehnte. Als er aber das Feuern auf der Seite des Königs hörte, zog er sein zweites Treffen vor, und stellte es auf den linken Flügel des ersten, vermuthlich in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen. Die Meinungen, warum Ziethen von dem erhaltenen Befehle abging, sind sehr verschieden; die wahrscheinlichste bleibt indeß immer die: daß er aus dem hartnäckigen Widerstande, den er im Walde fand, geschlossen habe, dieser Posten verlasse sich auf eine starke Unterstützung, und in dieser Rücksicht sey es bei der Nähe des Feindes gefährlich, mit 52 Schwadronen Cavallerie durch einen Wald zu ziehen, in welchem sie, bei einem mögliche Angriffe, nicht zu gebrauchen war. Er suchte daher gleich ins Freie zu kommen, um sein Corps gehörig zu entwickeln und so zum Angriff geschickter zu machen. So

richtig auch diese Beurtheilung an und für sich seyn mochte, und so wenig man es dem erfahrnen und bedachtsamen Feldherrn verargen kann, wenn er in seiner gegenwärtigen Lage, wo er, zwischen zwei Feuer gerathen zu können, besorgen mußte, das Sichere dem Ungewissen vorzog: so gab dies doch die Veranlassung, daß er einige Stunden abgehalten ward, den Angriff des Königs zu unterstützen — ein Umstand, der, wie wir vorhin erwähnt haben, seinen Angelegenheiten nichts weniger als günstig ward. Hätte Ziethen zu gleicher Zeit angreifen können, so war wahrscheinlich das Treffen früher und mit einem geringern Aufwande von Menschen entschieden.

Daß dies wohl der Fall hätte seyn können, beweist folgender Vorfall. Als die fünf Bataillone, welche den Nachzug der Kolonne Cavallerie ausmachten, auf dem Schlachtfelde angekommen waren, ließ der König eins derselben in Verbindung einiger von der geschlagenen Armee wieder versammelten durch die Heide ziehen, um die Oestreicher, die sich auf der Anhöhe wieder verstärkten, abermals anzugreifen. Dies geschah gerade zu der Zeit, da das Ziethensche Corps auf den Anhöhen vor Siptitz erschien, und eine vor diesem Dorfe belegene Schanze eroberte. Dieser mit so geringen Kräften erneuerte Angriff des Königs, von dem man sich unter veränderten Umständen wohl nicht so viel Wirksamkeit hätte versprechen dürfen, ward gleichwohl mit vielem Glück ausgeführt, weil Daun zu gleicher Zeit die Gefahr abzuwenden suchen mußte, die ihm von Seiten des Generals Ziethen drohete. Jetzt wurden die Oestreicher von den Anhöhen herunter geworfen, und die Preußen behaupteten sich auf denselben, bis sich mehrere zerstreut gewesene Regimenter an sie anschlossen. Dieser Vortheil ward dadurch

noch wichtiger, daß einsichtsvolle Feldherren des Ziethen-schen Corps bemerkten, daß Daun seinen linken Flügel ziemlich entblößt hatte, um seinen rechten zu verstärken, und daß ferner der Damm, der zwischen den Schafteichen durchläuft, nicht mehr besetzt war. Hurtig drangen diese mit zwei an einander gedrängten Kolonnen über denselben, breiteten sich rechts und links aus, erstiegen die Anhöhe, und griffen das Dorf Siptitz an. Und obgleich General Lascy einen Theil seines Corps ihnen entgegenstellte, und hier ein sehr hitziger Kampf entstand, so behaupteten sich die Preußen dennoch auf den eroberten Anhöhen, und erleichterten dadurch das Vordringen des ganzen Corps dergestalt, daß sich solches nunmehr mit den Bataillonen des königlichen, welche den letzten Angriff versuchten, vereinigte, und auf solche Weise die Preußen Meister von dem Schlachtfelde blieben, welches zu erkämpfen ihnen so viel Blut gekostet hatte.

Dieser letzte Stoß geschah in der Dunkelheit zwischen 7 und 8 Uhr Abends. Es konnte also nicht fehlen, daß nicht manche Verwirrung auf beiden Seiten dabei vorgefallen seyn sollte. So geschah es z. B., daß ganze Bataillone Oestreicher, die beim Rückzuge einen falschen Weg einschlugen, gefangen genommen wurden, und daß man preußischer Seits, aus Irrthum, auf einander feuerte. In der Domitzer Heide brannten unzählige Feuer, und hier lagen Gesunde und Verwundete von beiden Theilen ganz brüderlich beisammen. Noch ungewiß, wer den Sieg davon tragen würde, beschlossen sie einmüthig, daß der anbrechende Tag ihr Schicksal entscheiden sollte.

Dies war der Ausgang dieser berühmten Schlacht, die wegen ihrer ganz besondern Ereignisse, wegen der Erbitterung,

mit welcher man sich schlug, wegen der Ströme Bluts, die vergossen wurden, und der Folgen, die sie hatte, unter die merkwürdigsten des siebenjährigen Krieges gerechnet zu werden verdient. Sie hatte überdies das Eigene, daß am Ende beide Heere ganz nahe aneinander stehen blieben, und daß beide Heerführer verwundet wurden. Der König hatte einen Streifschuß an der Brust empfangen, und sich nach dem Dorfe Elsnitz bringen lassen, wo er in der Kirche übernachtete. Erst Abends spät erfuhr er den glücklichen Erfolg, den General Ziethen gehabt hatte, und nun war er gleich darauf bedacht, seine Armee wieder sammeln und in Schlachtordnung stellen zu lassen; zugleich nahm er sich vor, mit anbrechendem Tage das Treffen auf einem ihm ungleich günstigern Terrain zu erneuern, und die Oestreicher vollends zu zerstreuen. Allein Daun, der Abends um 9 Uhr von dem Schicksale seines Heeres unterrichtet, und durch seine Feldherren von der Unmöglichkeit, die große Masse der zerstreuten Haufen während einer so dunkeln Nacht wieder zu sammeln, überzeugt ward, befahl den Rückzug über die auf der Elbe liegenden Schiffbrücken. Dieser geschah mit solcher Ordnung und Stille, daß die Preußen nichts davon gewahr wurden, und als der Tag anbrach sehr verwundert waren, keinen Feind mehr dißseits des Stromes zu sehn. Sie bezogen daher ein Lager auf dem mit Leichen und verstümmelten Menschen bedeckten Schlachtfelde, und General Hülsen rückte mit zehn Bataillonen vor Torgau, welches er verlassen fand. Unter Anführung des Generals O'donell zog sich die östreichische Armee längs dem rechten Ufer der Elbe hin; das Lascysche Corps hingegen am linken Ufer auf Dresden zurück, und beide stießen wieder hinter dem plauenschen Grunde zusammen. Der König verfolgte sie auf beiden

den Seiten der Elbe, und nahm endlich Kantonirungsquartiere hinter der Triebse. Sobald aber die Reichsarmee das Erzgebirge verlassen hatte, um in Franken zu überwintern, besetzte Hülsen dasselbe, und beide Armeen bezogen, vermöge eines getroffenen Uebereinkommens, bald darauf die Winterquartiere. Dies geschah auch in Schlesien, nachdem Laudon, bei Annäherung des preußischen Generals Goltz, den Entwurf, die Festung Cosel zu erobern, aufgegeben hatte.

Die Schlacht bei Torgau entschied den diesjährigen Feldzug. Nach so vielen Widerwärtigkeiten, die Friedrich II zu bekämpfen gehabt hatte, nachdem ihm ganz Sachsen, diese zu seinen Operationen so unentbehrlich gewordene Vorrathskammer, entrissen worden; nachdem seine Feinde ihn schon an den Rand seines Untergangs geführt zu haben glaubten, und nachdem der Anfang eines Treffens, das über sein Schicksal entscheiden sollte, die ungünstigste Wendung genommen hatte, hob ihn das Glück auf einmal wieder empor. Während der Nacht räumen seine Feinde ein Schlachtfeld, welches sie am Tage so rühmlich behauptet hatten, muthlos und verfolgt ziehen sie sich wieder nach dem kleinen Bezirk von Sachsen, wo sie im abgewichenen Jahre den Winter zubrachten, und empfinden den Verdruß, Aufwand und Anstrengungen vergeblich verschwendet zu haben. Zwar kostete dieser Tag dem Könige 14,000 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden, und worunter sich der Kern seiner Infanterie befand; allein seine Feinde büßten nicht weniger ein, und er genoß des Vortheils, wieder zum Besitz desjenigen Theils von Sachsen zu gelangen, welchen ihm im vorigen Jahre die Macht seiner glücklichern Feinde nicht zu entreißen vermochte.

Die Armeen in Sachsen und Schlesien genossen nun-
mehr einiger Ruhe; die Russen standen jedoch noch in der
Neumark und Pommern, Provinzen, die sie gewissermaßen
in eine Wüste verwandelten. Es giebt fast keinen Grad der
Grausamkeit, der Zügellosigkeit und der Ausschweifungen
aller Art, die ihre Kosacken und das übrige bei der Armee
befindliche Gesindel sich nicht erlaubt hätten, um die armen
wehrlosen Einwohner so vieler Städte und Dörfer zu mar-
tern. Gleichzeitige Schriften erwähnen dieses Unfugs nur
mit Abscheu und Entsetzen, und ich bin weit entfernt, dem
gefühlvollen Leser Scenen des menschlichen Elendes wieder
in Erinnerung zu bringen, da die tiefen Wunden, die sie
schlugen, durch die Sorgfalt des verewigten großen Monar-
chen längst geheilt sind. Alle diese Greuel, Folgen des Ver-
drusses über die vereitelten Unternehmungen in der Mark,
konnten damals nicht geahndet werden, weil es die Zeit-
umstände nicht erlaubten, diese Provinzen zu schützen. Eben
so wenig konnte man hindern, daß General Tot[illegible]
mit einem Corps leichter Truppen über [illegible]
die Ukermark drang, die er plünderte [illegible]
sich der wider die [illegible]en fechtend[illegible]
gen diese Horde[illegible]ang sie —
lastet — ihre[illegible] über die [illegible]
die Schlacht [illegible] das Eig[illegible]
sischen Arme[illegible]n gab.
der statt des [illegible]oltikof[illegible]
sollte, traf [illegible] Haupt[illegible]
er die Nach[illegible] Vorf[illegible]
gewiß man[illegible] in [illegible]
mochte, d[illegible]en br[illegible]
wintern zu[illegible]hielt [illegible]

halten für unangreifbar, zumal da der Prinz von Wür-
temberg, den der König mit 6000 Mann von seiner Armee
detachirt hatte, im Anzuge war, und der Ruf eines
ungleich stärkern Corps vor ihm her ging. Der russische
Oberfeldherr beschloß daher den Rückmarsch nach Posen, und
verlegte seine Armee hinter die Wartha in sichere Quartiere.
Zwar streifte Totleben noch in Pommern herum, ward
aber durch den Prinzen von Würtemberg eiligst hin-
aus vertrieben, worauf die Preußen ihre Winterquartiere
im Herzogthume Mecklenburg nahmen.

XII.

Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen im Jahre 1762.

Die Zurüstungen, welche von Seiten Frankreichs gemacht
wurden, schienen einen der glänzendsten Feldzüge anzukündi-
gen. Das Cabinet von Versailles bestimmte dazu 150,000
Mann, die in zwei verschiedene Armeen und eine Reservearmee,
unter dem Prinzen Xaver von Sachsen, vertheilt wurden.
Zwei der besten Feldherren standen an ihrer Spitze: der Graf
St. Germain befehligte 30,000 Mann am Niederrhein,
und dem Herzoge von Broglio war der Oberbefehl
über die ganze französische Macht in Deutschland übertragen
worden, den man dem Marschall von Contades ge-
nommen hatte, weil er die Schlacht bei Minden verloren,
[illegible] der Prinz, an den er wegen derselben mit dem

Die Armeen in Sachsen und Schlesien genossen nunmehr einiger Ruhe; die Russen standen jedoch noch in der Neumark und Pommern, Provinzen, die sie gewissermaßen in eine Wüste verwandelten. Es giebt fast keinen Grad der Grausamkeit, der Zügellosigkeit und der Ausschweifungen aller Art, die ihre Kosacken und das übrige bei der Armee befindliche Gesindel sich nicht erlaubt hätten, um die armen wehrlosen Einwohner so vieler Städte und Dörfer zu martern. Gleichzeitige Schriften erwähnen dieses Unfugs nur mit Abscheu und Entsetzen, und ich bin weit entfernt, dem gefühlvollen Leser Scenen des menschlichen Elendes wieder in Erinnerung zu bringen, da die tiefen Wunden, die sie schlugen, durch die Sorgfalt des verewigten großen Monarchen längst geheilt sind. Alle diese Greuel, Folgen des Verdrusses über die vereitelten Unternehmungen in der Mark, konnten damals nicht geahndet werden, weil es die Zeitumstände nicht erlaubten, diese Provinzen zu schützen. Eben so wenig konnte man hindern, daß General Tottleben mit einem Corps leichter Truppen über die Oder und bis in die Ukermark drang, die er plünderte; endlich aber wandte sich der wider die Schweden fechtende General Werner gegen diese Horden, und zwang sie — obgleich mit Beute belastet — ihren Rückzug über die Oder zu nehmen, als eben die Schlacht bei Torgau das Signal zum Aufbruche der russischen Armee nach Pohlen gab. Feldmarschall Butturlin, der statt des kranken Soltikow den Oberbefehl übernehmen sollte, traf gerade im Hauptquartier Arneswalde ein, als er die Nachricht von den Vorfällen in Sachsen empfing. So gewiß man sich auch in Petersburg geschmeichelt haben mochte, das Heer in den brandenburgischen Staaten überwintern zu lassen, so hielt doch Butturlin jezt dies Vor=

haben für unausführbar, zumal da der Prinz von Würtemberg, den der König mit 6000 Mann von seiner Armee dahin abgesandt hatte, im Anzuge war, und der Ruf eines ungleich stärkern Corps vor ihm her ging. Der russische Heerführer befahl daher den Rückmarsch nach Posen, und verlegte seine Armee hinter die Warthe in sichere Quartiere. Zwar streifte Tottleben noch in Pommern herum, ward aber durch den Prinzen von Würtemberg eiligst daraus vertrieben, worauf die Preußen ihre Winterquartiere im Herzogthume Mecklenburg nahmen.

XII.

Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen im Jahre 1760.

Die Zurüstungen, welche von Seiten Frankreichs gemacht wurden, schienen einen der glänzendsten Feldzüge anzukündigen. Das Cabinet von Versailles bestimmte dazu 150,000 Mann, die in zwei verschiedene Armeen und eine Reserve, unter dem Prinzen Xaver von Sachsen, vertheilt waren. Zwei der besten Feldherren standen an ihrer Spitze; der Graf St. Germain befehligte 30,000 Mann am Niederrhein, und dem Herzoge von Broglio war der Oberbefehl über die ganze französische Macht in Deutschland übertragen worden, den man dem Marschall von Contades genommen hatte, weil er die Schlacht bei Minden verlohr, und weil der Prozeß, in den er wegen derselben mit dem

Herzoge verwickelt ward, zum Vortheil seines vom Hofe begünstigten Nebenbuhlers ausgefallen war.

Die Armee der Verbündeten war um ein Drittheil schwächer; dagegen aber bestand sie aus den auserlesensten Truppen, die der Herzog Ferdinand von Braunschweig befehligte.

Der Feldzug ward darum nicht frühzeitig eröffnet, weil die Herbeischaffung des nöthigen Unterhalts für eine so große Armee, wie die französische, beschwerlich, und in dem ganz ausgezehrten Hessen den Alliirten noch fühlbarer ward. Erst gegen das Ende des Mai's bezog Herzog Ferdinand ein Lager bei Fritzlar, und seine vorgeschobenen Corps standen bei Herschfeld, Kirchhain und Amöneburg. Die festen Plätze Marpurg, Dillenburg und Ziegenhain sicherten seine Fronte, und das Corps des Generals Spörken, welches in Westphalen überwintert hatte, versammelte sich unweit Dülmen. Diese Bewegungen bestimmten den Herzog von Broglio gleichfalls, seine Armee zwischen Hanau und Frankfurt am Main zusammenzuziehen, und nun nahm der nichts entscheidende kleine Krieg zwischen den leichten Truppen seinen Anfang, wobei jedoch die Vortheile mehr auf Seiten der Alliirten als der Franzosen blieben.

Endlich setzten sich die Heere gleichfalls in Bewegung. Die Absicht des Herzogs von Broglio ging dahin, sich Meister von Hessen zu machen, und den Feldzug mit der Eroberung der hannöverischen Länder zu beschließen, eine Unternehmung, zu deren glücklichen Ausführung ihn seine Uebermacht berechtigte, die aber demungeachtet unerfüllt blieb, weil Herzog Ferdinand die schönsten und geschicktesten Manöver seines Gegners nach Möglichkeit zu vereiteln wußte. Anfänglich stand Broglio bei sich an: ob er die

Verbündeten auf ihrer linken oder rechten Flanke bedrohen sollte, um sie zum Rückzuge über die Weser zu nöthigen; da aber mit dem ersten Plane die Gefahr verbunden war, vom Main abgeschnitten werden zu können, und nach dem zweiten er die Gemeinschaft mit der Armee am Niederrhein behielt, so gab er letzterem den Vorzug. Zu dem Ende mußte Graf St. Germain bei Düsseldorf über den Rhein setzen, und sich bei Dortmund lagern; die große französische Armee hingegen ging unweit Homburg über die Ohm, und nahm ihr Lager bei Schweinsburg. Herzog Ferdinand zog nun alle seine abgesonderten Corps an sich, rückte dem Feinde bis Neustadt entgegen, und würde ihn angegriffen haben, wenn seine Stellung nicht unangreiflich gewesen wäre; er ging daher wieder bis Ziegenhain zurück, und lagerte sich hinter der Schwalm. Broglio folgte ihm auf dem Fuße, und eroberte Marpurg nach einem geringen Widerstande. Einen gleichen Anschlag machte er auch auf Fritzlar, wo die Alliirten ein Magazin und das Depot der Armee hatten, den aber General Luckner mit vieler Geschicklichkeit vereitelte.

Jezt standen sich die beiden Hauptheere so nahe, waren aber zugleich so vortheilhaft gestellt, daß keins das andre anzugreifen wagte. Hiernächst war Broglio mit der Einrichtung seiner Vorrathshäuser, wozu er das Erforderliche aus der Pfalz und den fruchtbaren Provinzen am Rhein beziehen mußte, noch nicht ganz zu Stande gekommen; sobald er aber dies bewerkstelligt hatte, schritt er zur weitern Ausführung seines Operationsplans. Graf St. Germain erhielt Befehl, zur großen Armee zu stoßen, die sich nach Frankenberg in Bewegung setzte, und deren Vortrab bestimmt war, die Hohlwege zu besetzen, die nach der Ebene von Korbach führen, wo die Vereinigung geschehen sollte.

Broglio hatte bei dieser Gelegenheit seinen Marsch so künstlich zu verbergen gewußt, daß Herzog Ferdinand von dem Aufbruche der Franzosen nicht eher Nachricht erhielt, als bis die Spitzen ihrer Kolonnen schon einen großen Vorsprung gewonnen hatten; da indeß ihre wahre Absicht ihm unverkennbar ward, so eilte er, die Anhöhen bei Sachsenhausen und Korbach besetzen zu lassen, und folgte mit der Armee in sechs Kolonnen.

Der Uebergang über die Eder hatte den Zug der Franzosen nach Janninghausen etwas verspätet, und Graf St. Germain war noch um einen Marsch entfernt; dem Herzog von Broglio war jedoch an dem Besitze von Korbach gelegen, um daselbst den Angriff der Verbündeten zu erwarten, und St. Germain mußte daher eilen. Er langte endlich mit einem Theile seines Corps an, welches von der Armee eine Verstärkung erhielt, und ward hinter einem Walde aufgestellt, dessen Ausgang durch leichte Infanterie besetzt wurde. Als der Erbprinz von Braunschweig mit dem Vortrabe unweit Korbach angelangt war, griff er letztere an, und zwang sie, ihm einen Theil des Waldes einzuräumen; er ward aber durch die hinter demselben aufgestellten Brigaden wieder daraus vertrieben, und verlohr 10 Stück Geschütz. Um nun nicht in den Fall zu kommen, es mit der ganzen feindlichen Armee, die man in Bewegung sah, aufnehmen zu müssen, veranstaltete er seinen Rückzug mit solcher Ordnung, daß der Feind es nicht wagte, ihn zu beunruhigen. Während dieses Gefechts gelang es dem General Spörken, den man abzuschneiden vorhatte, sich neben der französischen Armee vorbeizuschleichen, und bei Sachsenhausen zum Herzoge Ferdinand zu stoßen.

Der Erbprinz war bei Korbach leicht verwundet wor-

den, welches ihn indeß nicht hinderte, sich an seinen Feinden auf eine ausgezeichnete Art zu rächen. Wenig Tage nachher überfiel er den General Glaubitz bei Emsdorf, zerstreute sein ganzes Corps, nahm ihn mit 2400 Mann gefangen, und erbeutete fünf Kanonen. Obgleich nun dieser Streich noch die Nebenabsicht gehabt hatte, das feindliche Magazin zu Marpurg zu zerstören, so ward doch dieser Anschlag durch die Wachsamkeit des bei Frankenau stehenden Generals Stainville vereitelt, und Broglio dadurch gewarnt, mehrere Sorgfalt auf die Communication mit seinen Magazinen zu verwenden, da es dem unternehmenden Prinzen nicht unmöglich gewesen war, in einer Entfernung von sechs Meilen einen solchen unvorhergesehenen Stoß zu geben.

Während der Zeit hatte auch Dillenburg, nach einer tapfern Vertheidigung, sich den Franzosen ergeben müssen. Diese dehnten jezt ihre Macht mehr links, bis an die Dimel, aus, und Broglio beschloß nunmehr, den Herzog Ferdinand zu zwingen, seine Stellung zu verlassen, die, in verschiedene Corps vertheilt, von der Eder bis an die Dimel reichte. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Abtheilung welche General Spörken bei Volkmarsen befehligte. Graf Chabot, der Ritter Du Muy *) und Graf Broglio, Bruder des Marschalls, erhielten Befehl, es in drei verschiedenen Abtheilungen auf beiden Flanken und in der Fronte

*) Dieser hatte den Oberbefehl über das Corps d'Armee erhalten, welches bisher Graf St. Germain anführte. Mißvergnügt über den Hof zu Versailles, der ihm den Marschallsstab verweigert hatte, noch mehr aber über das intrigante Benehmen des Herzogs von Broglio, verließ er die Dienste Ludwigs XV. Er war einer der besten Feldherren der damaligen französischen Heere.

zugleich anzugreifen, während der Baron Klosen die Corps der Generale Kielmannsegge und Wangenheim beobachten, Prinz Xaver Fritzlar bedrohen, und die Hauptarmee das Lager des Herzogs in Respekt halten sollte. Spörken, von allen Seiten angegriffen, machte einen sehr künstlichen Rückzug nach Wolfshagen, wo auch Herzog Ferdinand die ganze Armee versammelte, in den folgenden Tagen noch weiter zurückzog, und eine andere Stellung, zwischen Cassel und Liebenau, an der Dimel nahm. Broglio erreichte also seinen Endzweck, und war nun bemüht, die Verbündeten nicht allein von Paderborn und Lippstadt abzuschneiden, sondern sie auch in dem Winkel von Hessen, wo die Dimel in die Weser fällt, einzusperren, dergestalt, daß ihnen nur die Wahl bleiben sollte, entweder unter nachtheiligen Umständen ein Treffen zu wagen, oder über die Weser zurückzugehn. In dieser Absicht lagerte er sich bei Volkmarsen, stellte die Reserve des Prinzen Xaver bei Nauenburg auf, ließ die Festung Ziegenhain durch Stainville belagern, und sandte Du Muy am linken Ufer der Dimel hinunter, um bei Warburg festen Fuß zu fassen.

Diese Bewegungen des Feindes setzten den Herzog Ferdinand in keine geringe Verlegenheit; denn ein Treffen in dieser Gegend zu wagen, schien in vielem Betracht nicht vortheilhaft. Ging er über die Weser, so verlohr er die Communication mit Westphalen, mit seinen Festungen

---

Von der Kabale verfolgt, ging er von Paris nach Kopenhagen, wo er mit Auszeichnung aufgenommen ward, sich aber den Unwillen der Dänen zuzog, weil er bei ihrer Armee eine verfeinerte Reform einzuführen bemüht war, die jedoch schlecht ablief, indem er den Plan dazu ohne Kenntniß des Landes und selbst ohne Kenntniß der Sprache entwarf.

und Magazinen; setzte er hingegen über die Dimel, um Westphalen zu decken, so war Hessen bloßgestellt, und dem Feinde, wegen seiner Uebermacht, der Eingang in die hannöverischen Lande nicht füglich zu verwehren. Ein Entschluß mußte indeß gefaßt werden, und zum Glück gab Broglio selbst die Veranlassung, den zu wählen, welchen der Herzog mit so viel Einsicht als Ruhm ausführte. In dem völligen Vertrauen, Du Muy werde den Verbündeten nicht erlauben, über die Dimel zu ziehen, und in der Ueberzeugung, diese würden auf diese Weise veranlaßt werden, über die Weser zurückzugehn, wandte sich Broglio mit der Armee nach Cassel, um durch den Besitz dieser Hauptstadt die Eroberung von Hessen zu vollenden. Allein eben durch diesen Schritt beging dieser Feldherr, dessen bisherige Bewegungen im Ganzen untadelhaft gewesen waren, einen Fehler, den der Herzog Ferdinand auf der Stelle durch Muth und Geschicklichkeit bestrafte, der diesen aus allen Verlegenheiten zog, und den Operationsplan der Franzosen auf einige Zeit verrückte.

Durch den Zug nach Cassel hatte sich Broglio von Du Muy um einen ganzen Marsch entfernt. Stolz auf seine Uebermacht und auf seine ihm so zweckmäßig scheinenden Dispositionen, ahnete er nicht, denselben der großen Gefahr, einzeln geschlagen zu werden, ausgesetzt zu haben, welches jedoch erfolgte. Herzog Ferdinand, der anfänglich nur darauf bedacht gewesen war, sich der Ufer der Dimel zu versichern, um eine Communication mit Westphalen zu unterhalten, und seine fernern Operationen nach den Umständen einzurichten, ward den Fehler seines Gegners nicht sobald gewahr, als er Vortheil daraus zu ziehen beschloß. Schon war General Spörken mit 8000 Mann bei Liebenau über

die Dimel gegangen, und hatte sich bei Korbeke gelagert. Während der Nacht mußte der Erbprinz mit noch andern 7000 Mann zu ihm stoßen, und damit der Feind, durch die in den verschiedenen Lägern entstandenen Lücken, keinen Marsch argwöhnen möchte, füllte er solche durch andere Regimenter, so gut es die Umstände erlauben wollten, aus; am Abend brach er aber gleichfalls mit der Armee auf, und setzte mit derselben über den Fluß.

Sobald die Spitze derselben die Höhe von Korbeke erreicht hatte, setzten sich der Erbprinz und Spörken in zwei Kolonnen in Bewegung. Diese waren bestimmt, sich durch einen Umweg in den Rücken und in die linke Flanke des Feindes zu stellen, und denselben von einigen unbesetzt gelassenen Anhöhen anzugreifen, während die Hauptarmee seine Fronte bedrohen sollte. Du Muy war indeß wachsam. Sobald er von den Bewegungen der Alliirten gegen seinen linken Flügel unterrichtet ward, eilte er solchen zu verstärken, und besonders die in seinem Rücken belegene Anhöhe zu besetzen, deren sich der Erbprinz jedoch, an der Spitze einiger Hundert englischer Grenadiere, in dem Augenblicke bemächtigte, da eine ganze französische Brigade schon am Fuße derselben anlangte. Das unerwartete Feuer der Engländer machte anfänglich die Franzosen stutzen, sie setzten indeß den Angriff mit vieler Entschlossenheit fort, wurden aber von zwei Bataillonen Engländer, die ihren Grenadieren zu Hülfe kamen, aufgehalten. Jezt ward das Gefecht hitzig; die Verbündeten würden aber durch drei Brigaden, welche die Angreifenden unterstützen sollten, zum Weichen gebracht worden seyn, wäre nicht General Zastrow mit der zweiten Kolonne erschienen, wodurch der mit Macht anrückende Feind über den Haufen geworfen und die Anhöhe

behauptet wurde. Die englische Cavallerie, welche der Herzog vor seiner Armee voraus gesandt hatte, langte im vollen Trabe auf dem Schlachtfelde an, und entschied das Treffen völlig. Du Muy, von allen Seiten umringt, eilte nunmehr, nicht in der besten Ordnung, nach seinen über die Dimel geschlagenen Brücken. Seine Cavallerie stürzte sich in den Fluß, um durchzusetzen, und ein Theil der Infanterie machte eben den Versuch, der aber vielen das Leben kostete. Am stärksten litt an diesem Tage das Corps des Obristen Fischer, welches das vor dem Lager belegene Warburg besetzt hielt. Von seinen fliehenden Landsleuten verlassen, von der brittischen Legion angegriffen, ward es aus der Stadt vertrieben und der englischen Cavallerie in die Hände gejagt, die desselben wenig schonte. Der französische Feldherr suchte nun seine geschlagenen Kriegsvölker am rechten Ufer der Dimel zu sammeln; allein das sehr gut bediente englische Geschütz ließ sie nicht zum Aufmarsche kommen, und 7000 Mann, die der Herzog, unter Anführung des Generals Gramby, über den Fluß gehen ließ, bewogen Du Muy, bald den Rückzug nach Volkmarsen anzutreten.

Als einigen Ersatz für den Verlust der Schlacht bei Warburg, in welcher die Franzosen 6000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen nebst zwölf Kanonen einbüßten, ergab sich Cassel an eben dem Tage ohne sonderlichen Widerstand. Herzog Ferdinand, der die Unmöglichkeit einsah, Hessen und Westphalen zugleich zu behaupten, hatte dem bei Cassel in einem verschanzten Lager stehenden General Kielmansegge befohlen, sich über Münden in das Hannöverische zurückzuziehen, wenn er vom Feinde gedrängt werden sollte. Dieser erfüllte seinen Auftrag, ohne einigen Verlust zu leiden, obgleich Prinz Xaver ihm auf

dem Fuße folgte, und Göttingen, Nordheim und Einbeck besetzte.

Nach diesen Vorfällen ward die Lage beider Heere ganz verändert, der Vortheil aber blieb auf der Seite der Verbündeten, deren Heerführer durch einen, mit Einsicht und Entschlossenheit ausgeführten Streich, den Wechsel des Glücks herbeigeführt hatte. Jezt nahm er eine sichere Stellung längs dem linken Ufer der Dimel; und obgleich Broglio sich ihm gegenüber lagerte, so ward dieser doch selbst in der besten Jahreszeit in Unthätigkeit erhalten. Zwar war es Stainville gelungen, die kleine Festung Ziegenhain, nach einer tapfern Gegenwehr, zu erobern; zwar waren die Franzosen jezt Meister von ganz Hessen, allein sie waren demungeachtet durch die veränderten Umstände und durch erhebliche Schwierigkeiten verhindert, weder auf der linken noch auf der rechten Flanke der Alliirten etwas von Wichtigkeit zu unternehmen. Erstere war durch die Weser, Hameln und Münden; leztere durch Münster und Lippstadt gedeckt. Wollte also Broglio Corps über die Weser oder Dimel absenden, um die Verbündeten zu umgehen, so war er gezwungen, sie mit der Armee zu unterstützen, und dann lief er immer Gefahr, die Communication mit Cassel und seinen Magazinen bloßzugeben.

Dies war also schon der dritte Feldzug, in welchem es sich bestätigte, daß der Lieblingsplan des französischen Kriegsdepartements, die Eroberung des Churfürstenthums Hannover auf dem Wege durch Hessen zu versuchen, der fehlerhafteste war; auch ist es ausgemacht, daß Broglio ein großes Versehen beging, da er, bloß aus Eifersucht gegen den Grafen St. Germain, diesen mit seiner Armee nach Hessen berief, statt ihn von Wesel aus zur Eroberung von

Münster und Lippstadt vorrücken zu lassen, welches den Herzog Ferdinand in die Nothwendigkeit versetzt haben würde, sein Heer zu theilen, wodurch die große französische Armee dann den Vortheil erhielt, sich ihrer Uebermacht mit mehr Nutzen zu bedienen. Man darf sich also nicht wundern, wenn 150,000 Franzosen, die in dem ausgezehrten Hessen mit Mangel zu kämpfen, und mit lästigen Transporten ihrer Lebensmittel, so wie beständig mit Sicherstellung ihrer Magazine zu thun hatten, in ihren Operationen gehemmt, und durch die unermüdete Thätigkeit des Herzogs und des Erbprinzen in ihrer Stellung unweit Cassel festgehalten wurden. Denn, obgleich Broglio einige Bewegungen machen ließ, um den Verbündeten die Communication mit Lippstadt zu erschweren, und obgleich Prinz Xaver bis Einbeck vorgedrungen war: so wußte der Herzog doch die erste Absicht durch die beim Kloster Dahlheim und bei Meerhof genommenen Positionen zu vereiteln, und die unerwartete Erscheinung des Erbprinzen im Solinger Walde, die Eroberung von Nordheim durch den General Luckner, so wie der Marsch des Generals Kielmansegge von Hameln nach Beverüngen, riethen dem Prinzen Xaver die Gegend zu verlassen, und sogar Göttingen wieder zu räumen, um nicht von der Hauptarmee abgeschnitten zu werden. Sobald die Franzosen die Ufer der Dimel verlassen hatten, stellte Herzog Ferdinand den Erbprinzen mit einem starken Corps jenseits des Flusses bei Brune, auf der Straße nach Cassel, und trug ihm auf, wieder bis an die Eder zu streifen, und den Feind bei seinen Fouragirungen möglichst zu beunruhigen.

Dieser Umstand fiel dem Herzoge von Broglio sehr lästig, denn er ward gezwungen, jedesmal 8 bis 10,000

Mann vorrücken zu lassen, um seine Fourageurs zu decken, und war also darauf bedacht, den Erbprinzen aus seiner Stellung zu vertreiben. Stainville und Du Muy erhielten dazu den Auftrag; allein die Wachsamkeit des Erbprinzen täuschte die Erwartung seiner Feinde. Bei ihrer Annäherung trafen sie ihn nicht mehr in seinem Lager, weil er, um sich nicht von einer überlegenen Macht schlagen zu lassen, seinen Rückzug über die Dimel bei Zeiten veranstaltet, und sich bei Warburg gesetzt hatte. Einige Tage darauf aber hob dieser thätige Prinz den Brigadier Nordmann mit den Freiwilligen von Clermont und Dauphine in Zierenberg auf, ehe noch die dahinter gelagerte große Armee das geringste davon ahnete. Ein andrer Streifzug, den der Obrist Fersen und Major Bülow nach Marburg thaten, glückte in soweit, daß sie die dort befindliche Bäckerei ruinirten; allein auf ihrem Rückzuge ereilte sie der so aufmerksame Stainville, und würde dies kleine Corps völlig aufgerieben haben, hätte nicht die Nacht dem Gefechte ein Ende gemacht, und den Verbündeten den Vortheil verschafft, sich auf das Corps des zu ihrer Unterstützung herbeieilenden Erbprinzen zurückzuziehen.

Dieser kleine Krieg entschied indeß nichts, und Broglio, der es sich fest vorgenommen hatte, seine Winterquartiere in Hessen und wo möglich in einem Theile des Churfürstenthums Hannover zu nehmen, glaubte sich, es koste auch was es wolle, auf der rechten Seite der Werra weiter ausdehnen zu müssen; um aber hierzu zu gelangen, mußte zuvor das bei Uslar aufgestellte Wangenheimische Corps über die Weser zurückgetrieben werden. Prinz Xaver, der sich zwischen der Werra und Leine gelagert und Göttingen in Vertheidigungsstand gesetzt hatte, konnte diese Unterneh-

mung ohne Unterstützung der Armee nicht füglich ausführen; Broglio sah also wohl ein, daß er ihm diese näher bringen müsse, wenn der Zweck dem Entwurfe entsprechen sollte. Er verließ daher die Ufer der Dimel, und nahm das äußerst feste Lager zwischen Cassel und dem sogenannten Winterkasten; zugleich ließ er die Ufer der Werra und Fulda, ingleichen die Pässe bei Münden und Witzenhausen besetzen, und auf solche Weise fühlte er sich mehr im Stande, seinen Lieblingsplan, tiefer in die hannöverischen Länder zu dringen, auszuführen.

Die Folgen dieser Bewegung waren auf Seiten der Verbündeten: daß der Herzog Ferdinand wieder über die Dimel setzte, sein Lager bei Hofgeismar nahm, das Wangenheimische Corps von Uslar gegen die Werra vorrücken und Münden, obgleich vergeblich, stürmen ließ; auf französischer Seite aber: daß Broglio den Prizen Xaver bis auf 25,000 Mann verstärkte, an deren Spitze er selbst, zur Vertreibung des Generals Wangenheim, vorrückte. Dieser, von einer ihm weit überlegenen Macht bedroht, zog sich in bester Ordnung bei Mambeck über die Weser zurück, und nur sein Nachzug gerieth mit dem Vortrabe des Feindes in ein hitziges Gefecht, in welchem jedoch der Verlust unbeträchtlich war. So wenig dieser Streich Einfluß auf das Ganze der beabsichtigten Operationen hatte, so zog der französische Heerführer doch daraus den Vortheil, daß er einen großen Strich Landes zu seiner Disposition bekam. Nunmehr konnte er seine Lebensmittel aus dem Eichsfelde, den Fürstenthümern Gotha und Eisenach, aus einem Theile des fränkischen Kreises und aus Thüringen ziehen; und um diese Gegenden auch im herannahenden Winter besser zu behaupten, ließ er Göttingen mit der äußersten Sorgfalt noch mehr befestigen.

Zwar hatte er jezt mehr Feld gewonnen; und glaubte nunmehr die Armee der Verbündeten weiter von der Weser entfernen, und tiefer ins Hannöverische dringen zu können; diese Hoffnung schlug ihm aber gänzlich fehl. Die Wichtigkeit der Stellung an der Dimel war dem Herzoge Ferdinand zu genau bekannt, als daß er es sich nicht hätte angelegen seyn lassen sollen, dieselbe bis aufs äußerste zu behaupten. Durch 10,000 Mann Engländer aufs neue verstärkt, hielt er daher seine Armee in Masse zusammen, und dies hinderte seinen Gegner, gleichfalls durch abgesonderte Abtheilungen sein Heer zu schwächen, besonders da derselbe sich mit einem andern Entwurfe beschäftigte.

Broglio, dem die unerwartete Standhaftigkeit der Verbündeten so hinderlich war, und der seinen beabsichtigten Unternehmungen mehr Nachdruck geben wollte, kam endlich auf die Idee zurück, die einen Theil des diesjährigen Operationsplans ausgemacht, und die er damals, durch Abrufung der St. Germainischen Armee vom Niederrheine, gänzlich zerstört hatte. Jezt sah er ein, wie nachtheilig es ihm geworden sey, durch Leidenschaften verleitet, ganz falsche Schritte gethan zu haben; um indeß seinen begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, und seine Lage, in die er sich selbst versezt hatte, zu verbessern, beschloß er, ein Corps bei Wesel zusammenzuziehn, das aus den in Flandern und längs dem Rheine noch befindlichen Besatzungen, ingleichen aus einer Abtheilung seiner Armee, unter dem Befehle des Marquis von Castries bestehen, und nach Westphalen marschiren sollte. Zwar war die beste Jahreszeit schon ziemlich verstrichen, und man konnte von dieser Unternehmung das nicht mehr erwarten, was sie — wäre sie früher veranstaltet worden — geleistet haben würde;

dennoch

dennoch aber glaubte Broglio, hier einige Fortschritte machen zu können, wenn er zu gleicher Zeit die Aufmerksamkeit des Feindes auf andere ihn näher angehende Gegenstände lenkte. Allein kaum war Herzog Ferdinand von diesem Entwurfe benachrichtigt worden, als er auch schon den Entschluß faßte, seinem Gegner durch eine Diversion am Niederrhein zuvorzukommen, vielleicht ihn gar zu verleiten, seine jetzige Stellung zu verlassen. Zur Ausführung dieses Vorhabens wählte er den Erbprinzen, der an der Spitze von 15,000 Mann seinen Marsch nach dem Rheine antrat, während die Armee, um diese Unternehmung zu decken und die Weser besser zu beobachten, ihr Lager abbrach, und sich wieder über die Dimel zurückzog. Rasch ging der Erbprinz über den Rhein, zerstreuete einige Haufen Franzosen, die sich im Clevischen versammeln wollten, und berennte Wesel. Eben so schnell eilte der Marquis von Castries durch den Westerwald, um sich mit den Kriegsvölkern zu vereinigen, die am linken Ufer des Rheins seiner harreten, um zusammen ein Corps von 20,000 Mann auszumachen.

In dem bereits berennten Wesel lag nur eine Besatzung von 2500 Mann. Geschütz hatte sie in Ueberfluß; allein es fehlte an hinlänglicher Bedienung desselben, und hätte der Graf von der Lippe mit dem zur Belagerung bestimmten groben Geschütz dem Erbprinzen geschwind genug folgen können, so hätte dieser Prinz wahrscheinlich Meister dieser Festung werden können, ehe der Entsatz herbei geeilt wäre. Der Besitz von Wesel war für die Franzosen von der äußersten Wichtigkeit. Verlohren sie diesen Waffenplatz, so war die Communication mit den Niederlanden und die freie Fahrt auf dem Rhein unterbrochen. Castries fühlte dies, und rückte daher mit schnellen Schritten bis an den sogenannten

Eugenischen Canal vor. Muthig ging ihm der Erbprinz mit dem, was ihm, nach Abzug der Mannschaft, die Wesel einschloß, übrig blieb, entgegen; allein obgleich es ihm anfänglich glückte, über den Canal zu kommen, und den Feind während der Dunkelheit der Nacht zu überfallen; so fand er doch einen so heftigen Widerstand, daß er auf seinen Rückzug zu denken, und die Belagerung aufzuheben für rathsam hielt. Zum Unglück hatte indeß der angeschwollene Strom seine Brücken auseinander gerissen, und es erforderte Zeit, solche wieder herzustellen; in dieser Verlegenheit bewies sich aber der Prinz als Held, indem er sich entschlossen dem Feinde in Schlachtordnung zeigte. Dieser kühne Schritt machte diesen stutzen; das Brückenschlagen ward vollendet, und nun der Rückzug über den Rhein ohne Aufenthalt glücklich ausgeführt. Stolz zog der Marquis von Castries über den Rhein, und lagerte sich zwischen Wesel und Schornbeck an der Lippe. Dieser Fluß trennte beide Corps, die einander gegenüber ruhig stehen blieben, bis sich der Erbprinz bei einbrechender ungünstiger Witterung tiefer nach Westphalen hinein zog, und endlich dem Beispiele seines Gegners folgte, der seine Winterquartiere am linken Rheinufer bezog.

Während dies am Niederrheine vorging, beobachteten sich die beiden großen Armeen mit vieler Sorgfalt. Broglio hatte gehofft, die Aufmerksamkeit des Herzogs Ferdinand auf die hannöverischen Länder dadurch rege zu machen, daß er den General Luckner aus Nordheim vertreiben, und Stainville eine Streiferei ins Braunschweigische und Halberstädtische machen ließ; Ferdinand aber ließ sich dadurch nicht irre machen. Die Dimel war für ihn die Achse, um welche sich alle seine Bewegungen drehen müßten, wenn

er Westphalen und Hannover zugleich decken wollte; auch währte der französische Besuch in Halberstadt nicht länger, als bis zu der Zeit, da der König von Preußen wieder in Sachsen erschien. Stainville hielt es nicht für rathsam, länger dort zu verweilen, sondern zog sich bis Gotha zurück. Ein Versuch, den Herzog Ferdinand hierauf machte, Göttingen wieder zu erobern, ward durch viele zusammentreffende Umstände, besonders durch den einbrechenden Winter, vereitelt, worauf beide Heere ihre Winterquartiere bezogen. Auf diese Weise endigte sich der Feldzug der Franzosen gegen die Verbündeten, in welchem erstere so viel Großes versprochen und so wenig geleistet hatten; und wenn auch die Verbündeten Hessen zu räumen gezwungen wurden: so widerstanden sie doch übrigens allen weitern Fortschritten einer weit überlegenen Macht, durch das kluge und tapfere Benehmen ihres Heerführers.

Wenn indeß Herzog Ferdinand in diesem Feldzuge minder groß erscheint, als in dem von 1759: so waren ihm auch in letzterm die Umstände günstiger, als in dem jetzigen. Damals eroberte er, durch die einzige Schlacht bei Minden, das schon verlohrne Hessen wieder; damals begünstigte Contades Betragen und die Eifersucht seines Unterfeldherrn seine Operationen; gegenwärtig aber hatte die französische Armee endlich einmal einen Heerführer bekommen, der seinem Geschäfte gewachsen war, der die Kriegszucht wieder belebte, gute Einrichtungen traf, und sich dadurch das Vertrauen der Armee erwarb. Ein solcher Mann, an der Spitze von 150,000 Streitern, konnte daher seine Ueberlegenheit nützen; und er würde noch mehr Vortheile erlangt haben, wäre er nicht aus Eifersucht, daß Graf St. Germain, ein Nebenbuhler seines Ruhms, nach der Ab-

sicht des Kriegsdepartements, eine abgesonderte Armee am Niederrhein befehligte, auf den unzeitigen Gedanken gerathen, auch diese an sich zu ziehen, um durch Hessen ins Hannöverische zu dringen, was er schon so oft vergebens versucht hatte. Hierzu vermochte ihn diesmal wohl nur die Eitelkeit, die ganze französische Macht allein anzuführen; er raubte jedoch dadurch dem Staate einen verdienstvollen General, setzte die große Armee in dem ausgezehrten Hessen dem Mangel aus, und verfehlte am Ende seinen Endzweck doch. Dem Herzoge muß man dagegen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, wenn gewisse Vorfälle ihn hinderten, die Franzosen von dem Uebergange über die Ohm abzuhalten, er hingegen durch das Treffen bei Warburg und die Art, wie er, ohne mit der Armee über die Weser zu gehen, Broglio's Absichten auf die hannöverischen Länder vereitelte, sich vielen Ruhm erwarb. Daß die Unternehmung auf Wesel nicht glückte, konnte unter den angeführten Umständen nicht anders seyn; niemand war indeß bei dieser Gelegenheit mehr zu bedauern, als der Erbprinz, der durch das Mißglücken derselben in den Augen des unkundigen Publikums seinen Ruhm aufs Spiel setzte, obgleich er, da er mit der feindlichen Uebermacht und den Elementen zugleich zu kämpfen hatte, sich dennoch mit Ehren aus einem so mißlichen Handel zog, und seinen Gegner unthätig erhielt.

XIII.

Politische Verhältnisse der kriegführenden Mächte vor Eröffnung des Feldzuges von 1761.

Fünf Jahre hatte dieser Krieg zwischen den größten europäischen Mächten bereits gedauert, Hunderttausende von Menschen gekostet, und Millionen bar Geld verschlungen, als die Nationen, welche nicht selten die Verwirrungen der Beherrscher hart büßen müssen, die mancherlei Lasten zu fühlen anfingen, die sie so schwer drückten. Die Franzosen, unter allen die aufgeklärteste, waren die ersten, welche das Verderbliche, das Unzweckmäßige eines Krieges einsahen, der gewissermaßen nur zum Vortheile des Hauses Oestreich, des Erbfeindes Frankreichs, geführt wurde. Der Verlust so vieler Besitzungen in beiden Indien, die Zerstöhrung des Handels und die fast unerschwinglichen Abgaben, die der Krieg sowohl als die Verschwendungen eines leidenschaftlich prachtvollen Hofes erforderten, machten endlich, daß der vernünftige Theil der Nation den Frieden wünschte, ja sogar laut verlangte. So gerecht auch die Klagen waren, die man zu den Stufen des Thrones brachte; so stark auch die Farben waren, mit welchen man das Elend schilderte, so brachten doch die Kabalen der Höflinge und das ihnen ergebene Ministerium es dahin, daß nicht sehr darauf geachtet ward, theils weil man sich einmal in einer Verbindung von Umständen befand, die ein einziger falscher politischer Schritt

erzeugte, theils weil Privatleidenschaften mit ins Spiel kamen *). Demungeachtet schien der gänzliche Verfall der Finanzen und die Vernichtung der Seemacht es nothwendig zu machen, wenigstens auf Palliativmittel, zur Erhaltung des zerrütteten Staatskörpers, zu denken. So wie die vorigen Könige von Frankreich, wenn sie sich in bedrängten Umständen befanden, die Sprache einer scheinbaren Mäßigung gegen ihre Feinde anzunehmen pflegten, um sich durch Intriguen Luft zu machen; eben so nahm auch jezt das Cabinet zu Versailles hierzu seine Zuflucht. Ludwig XV trat mit einer Erklärung an seine Bundesgenossen hervor, worin er ihnen friedlichere Gesinnungen anempfahl. „Da" — hieß es in derselben — „Frankreich seit vier Jahren, „in Vereinigung mit seinen Alliirten, alle Kräfte ange„wendet habe, um den König von Preußen zu dem ersten „Ursprunge seines Hauses wieder zurück zu bringen, sol„ches aber dennoch nicht gelingen zu wollen scheine; der „langwierige Krieg nur dazu diene, die schönsten Provin„zen Deutschlands zu verwüsten, und man sich außer

*) Friedrich II, der, wenn seine Waffen ruheten, eine Zerstreuung in den Wissenschaften suchte, unterhielt einen gelehrten Briefwechsel mit Voltaire, d'Alembert und andern großen Philosophen. Der ihm so eigene Hang zur Poesie, setzte alsdann nicht selten seine Muse in Bewegung, und als Ersatz für alle von seinen Feinden ihm zugefügten Leiden, züchtigte er sie mit der bittersten Satyre. So wie er einst durch ein dergleichen gegen den moralischen Charakter der Kaiserinn Elisabeth gerichtetes Produkt, und durch ein gegen Maria Theresia sich erlaubtes beißendes Wortspiel, diese noch mehr gegen sich aufbrachte; eben so entflammte er jezt den Haß des französischen Staatsministers Choiseul, durch eine poetische Epistel an Voltaire, die dieser schwach genug war dem Minister mitzutheilen.

„Stande fühle, ferner die ungeheuern Kriegskosten zu be-
„streiten: so sey es Zeit, jeder Absicht auf Eroberungen und
„Vergrößerungen zu entsagen, und auf einen annehmlichen
„Frieden zu denken."

Diese Erklärung ward von den verbündeten Mächten eben so verschieden aufgenommen, als ihre Staatsverhältnisse Einfluß auf ihre Gesinnung hatten. Die fast täglich zunehmende körperliche Schwäche der Kaiserinn von Rußland hatte sie gewissermaßen gegen alle Geschäfte gleichgültig gemacht. Ein Mensch, der seinen Tod herannahen sieht, wird gemeiniglich auf gewisse Weise fühllos gegen das, was sonst seinen Leidenschaften schmeichelte. Wahrscheinlich würde also die kränkelnde Elisabeth sich einem Friedensschlusse nicht sonderlich widersetzt haben, wäre sie in ihrem jetzigen Zustande nicht noch nachgiebiger gegen ihre verkauften Günstlinge und Rathgeber gewesen, und hätte sie sich nicht durch diese überreden lassen, es sey unter ihrer Würde, vom Kampfplatze eher abzutreten, als bis der Sturz Friedrichs II vollendet seyn würde.

Der König von Pohlen wünschte den Frieden sehnlichst. Die Zurückgabe seines Churfürstenthums und eine Schadloshaltung für den erlittenen ansehnlichen Verlust lagen ihm zu nahe am Herzen; allein er war jezt ein zu unbedeutendes Mitglied des großen Bundes, als daß seine Stimme hätte von Gewicht seyn können; er mußte es sich also schon gefallen lassen, was seine mächtigeren Bundesgenossen zu beschließen für gut fanden.

In Schweden hatte die französische Erklärung mehr Eindruck gemacht. Absichtlich war solche in ungleich stärkeren Ausdrücken der Mäßigung abgefaßt. Auf dem letzten Reichstage war die Parthei der Stände von der königlichen

heftig angegriffen und beschuldigt worden, diesen Krieg angezettelt und dadurch das Vaterland ins Verderben gestürzt zu haben. Die friedfertigen Gesinnungen, mit welchen die französische Erklärung prangte, konnten also ihren Endzweck nicht verfehlen. Sie dienten dazu, die unruhigen Köpfe zu besänftigen, die von der Hofparthei aufgestellten Beweisgründe zu entkräften, und diejenigen, welche der Hof zu Versailles im Senat von Stockholm besoldete, zu unterstützen. Wenn indeß die übrigen Bundesgenossen den Krieg fortzusetzen Willens waren, so ward auch Schweden mit dem Strome fortgerissen.

Schmerzlicher traf Ludwigs XV Erklärung den Wiener Hof. Maria Theresia, die Seele der großen Fehde, genoß zu viele Vortheile dadurch, daß der größte Theil von Europa es sich angelegen seyn ließ, zur Ausführung ihres Lieblingsplanes, die Vernichtung des Königs von Preußen, mitzuwirken. Sie wünschte daher eher keinen Frieden einzugehn, als bis ihr Endzweck, den sie immer noch zu erreichen glaubte, erfüllt seyn würde. Zwar schien die Quelle des baren Geldes zu versiegen, indem die Schuldenlast sich vergrößerte; allein bei Lebzeiten der Kaiserinn Elisabeth war noch auf Rußlands Beistand zu rechnen; ja, da der nicht zweideutige Charakter ihres Nachfolgers eine Veränderung in dem bisherigen Staatssysteme voraussetzen ließ, so rieth die Klugheit, die Kräfte dieses Alliirten noch so lange als möglich zu nutzen. Konnte man ferner Frankreich noch einmal zu dem großen Bunde zurückbringen, so hoffte die Kaiserinn-Königinn, mit Hülfe der französischen Subsidien, ingleichen des eigenen Kupfer- und Papiergeldes, noch ein Paar Jahre aushalten, besonders da ihre Armeen eben so zahlreich und an Mannschaft ge-

wissermaßen auserlesener ins Feld rücken sollten. Um inzwischen das Cabinet von Versailles nicht gerade vor den Kopf zu stoßen, nahm sie gleichfalls den Schein der Mäßigung an, und schlug zu den zu eröffnenden Unterhandlungen einen Kongreß zu Augsburg vor, jedoch mit dem festen Vorsatze: die Negociationen nach ihrem Gefallen in die Länge zu ziehn, und während dem den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen.

Fürst Gallizin, russischer Bothschafter am Hofe zu London, erhielt den Auftrag, beiden Königen, von Preußen und von Großbritannien, diesen Kongreß in Vorschlag zu bringen, und beide waren dazu um so bereitwilliger, da sie schon im vorigen Jahre, obgleich vergeblich, darauf angetragen hatten. Dieser zum Glücke so vieler Nationen abzielende Vorsatz war indeß noch lange nicht reif genug; Nebenumstände verzögerten denselben, und vereitelten ihn endlich ganz. Dem Cabinette zu Versailles war es kein rechter Ernst, den Krieg zu endigen. Unter der friedfertigen Außenseite verbarg es tiefer liegende Absichten. Durch die ungeheuern Zurüstungen, welche die Engländer zur See machten, erschreckt, und in Hoffnung, Spanien mit in den Krieg zu verwickeln, war es nur darauf bedacht, das brittische Parliament hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen, seine zerrüttete Seemacht zu ergänzen und seinen Kolonien neue Festigkeit zu geben. Die Gelegenheit schien dazu günstig. Georg II hatte sein ruhmvolles Leben geendigt, und sein kaum volljähriger Enkel hatte, unter dem Namen Georg III, nach ihm den Thron bestiegen. Man kannte den Einfluß, den Lord Bute, sein ehemaliger Oberhofmeister, auf ihn hatte; man wußte, daß die Britten des Krieges, besonders des auf dem festen Lande, überdrüssig waren, und so hoffte

Frankreich seine geheimen Absichten zu erreichen, wenn es ersterem Gelegenheit verschaffte, sich bei der Nation durch Friedensunterhandlungen beliebt zu machen. Es bot daher England einen Waffenstillstand auf die Dauer des Kongresses an, um, wie es hieß, mit mehrerer Muße an dem Friedensschlusse arbeiten zu können. Doch diesmal scheiterte die französische List an der englischen Kaltblütigkeit. Noch hatte der edele Pitt das Staatsruder in Händen, noch war er der Abgott der Britten, die unter seiner Leitung die Eroberung von Canada vollendet und den französischen Handel zerstört hatten. Die erforderlichen Summen zur Fortsetzung des Krieges waren bewilligt, die Geschwader im besten Zustande, um die bereits errungene Oberherrschaft auf den Meeren zu behaupten. Nach einigen Debatten im Parliamente brachte er es also dahin, daß die Absendung einer Gesandtschaft zum Kongreß bewilligt, der verlangte Waffenstillstand aber abgeschlagen ward.

Der König von Preußen kannte die Denkungsart seiner Feinde zu gut, als daß er nicht seine politischen Maßregeln darnach hätte nehmen sollen. Oestreich und Rußland traute er noch zu wenig Neigung zum Frieden zu, und Frankreichs gemäßigte Anträge schienen ihm mehr auf einen Separatfrieden mit England zu zielen, als auf einen allgemeinen. So sehnlich er aber diesen wünschte, eben so wenig konnte er sich jenem widersetzen. Das rathsamste schien ihm also, zwar Gesandte zum Kongreß zu ernennen, ihnen jedoch keine eigentliche Vollmacht zur Abschließung eines Friedens zu ertheilen; dagegen aber diesen Frieden in London ernstlicher, und unter den bestmöglichsten mit Frankreich einzugehenden Bedingungen zu betreiben. Die Zurückgabe der von den Franzosen eroberten königlichen Provinzen am

Rhein; die fernere Zahlung der ihm vom brittischen Parliamente bewilligten Subsidien, so wie eine Unterstützung von Hülfsvölkern, um Preußens übrigen Feinde zu friedlicheren Gesinnungen zu bewegen, wurden, im Fall ein Separatfrieden zu Stande kommen könnte, als wesentliche Bedingungen desselben, mit dem englischen Ministerium verabredet; auch beschloß man, keinem Gesandten des Kaisers den Zutritt zum Kongreß zu verstatten, weil der bisherige Krieg nicht mit dem Oberhaupte des Reichs, sondern mit der Kaiserinn-Königinn geführt wurde. Diese sonderbare Bedingung erregte im Churfürsten-Collegio und noch mehr im Fürstenrathe große Bewegungen; die Mehrheit gab indeß darin nach, daß vom Kaiser bloß eine Vollmacht ertheilt, übrigens aber der Westphälische Friede zum Grunde gelegt werden sollte. Dagegen erlaubte man sich aber auch, dem Könige von Preußen manche harte Bedingungen vorzulegen, die eher einer neuen Kriegserklärung als einer Einleitung zum Frieden glichen. Mit vielem Pomp schickten sich die Gesandten der interessirten Höfe an, zum Friedenskongreß abzugehen; allein die vielen Widersprüche erregten Gährungen, und zur größten Freude des Hauses Oestreich zerschlugen sich die Unterhandlungen, als der Kongreß kaum seinen Anfang genommen hatte.

Friedrich II blieb also nichts übrig, als sich abermals mit Standhaftigkeit zu waffnen, und alle ihm noch zu Gebote stehenden Kräfte anzustrengen, um seinen erbitterten Feinden die Spitze zu bieten. Die Vortheile, die er am Schlusse des vorigen Feldzuges durch die Schlacht bei Torgau errungen hatte, waren nicht so bedeutend, daß sich das Uebergewicht ganz auf seine Seite geneigt haben sollte. Groß waren die Opfer gewesen, die er dem endlich wiederkehrenden

Glücke dargebracht hatte; die Mittel, so manche entstandene Lücken wieder auszufüllen, waren ihm nur kärglich zugemessen, und es erforderte also viel Kunst und Geschicklichkeit, sich mit einer ungleich geringern Macht auf einer so weit ausgedehnten Vertheidigungslinie zu erhalten. Noch war England sein einziger Alliirter; denn, wenngleich es seinem Gesandten zu Constantinopel endlich gelungen war, eine Audienz beim Großvizier zu erhalten, und der schon lange unterhandelten Verbindung mit der Pforte etwas mehr Festigkeit zu geben; so war sie doch noch nicht zu einer förmlichen Allianz gediehen. Bloß die Freiheit, nach Umständen ihre Vereinigung noch enger zu knüpfen, hatten beide Theile sich vorbehalten; und so angelegentlich auch der König von Preußen dies wünschte, so konnte er es doch nicht vom Divan erhalten. Demungeachtet machte dies scheinbare Bündniß, das Rußland und Oestreich vielleicht von einem größern Umfange glaubten, auf die beiden Kaiserhöfe einigen Eindruck; dieser verschwand aber, sobald man sah, daß die Türken keine Zurüstungen machten.

Desto lebhafter wurden diese vom Wiener Hofe und dessen Bundesgenossen betrieben, auch ein gemeinschaftlicher weit umfassender Operationsplan entworfen. Frankreich stellte gegen die Alliirten zwei Armeen auf, deren eine unter dem Befehl des Prinzen von Soubise am Niederrhein, die andre unter Anführung des Herzogs von Broglio am Main zusammengezogen wurde. Erstere, welche aus 110,000 Mann bestand, war bestimmt, Münster und die übrigen kleinen Festungen zu erobern, die Herzog Ferdinand in Westphalen besetzt hielt; das zweite hingegen, 45,000 Mann stark, sollte über Göttingen in die hannöverischen Länder zu dringen suchen, und die Reichsarmee war be-

stimmt, dieses Vorhaben zu erleichtern. Letztere überwinterte in Franken, und sollte sich längs der Saale hin bewegen. Feldmarschall Butturlin wählte die Ufer der Warthe und Posen zu seinem Hauptposten, um von hier aus, im Einverständnisse mit dem General Laudon, in Schlesien einen Belagerungskrieg zu führen, während, von der russischen und schwedischen Flotte unterstützt, General Romanzow Kolberg erobern sollte. Feldmarschall Daun übernahm dagegen die Anführung der großen östreichischen Armee in Sachsen, um hier, im Mittelpunkte der Operationslinie, allen entscheidenden Vorfällen das nöthige Gewicht zu geben.

Gegen diese kolossalen Zurüstungen und deren bedenkliche Folgen konnte der König von Preußen und die Armee der Verbündeten nur mit eben so viel Vorsicht als Kunst zu Werke gehn, und in Erwartung der Ereignisse provisorische Vorkehrungen treffen. Herzog Ferdinand übertrug es daher dem Erbprinzen, das Münsterische gegen die Angriffe des Prinzen von Soubise zu decken; er selbst concentrirte aber sein Heer bei Paderborn. Von hier aus konnte er, nach Beschaffenheit der Umstände, dem Erbprinzen die Hand bieten, oder den Herzog von Broglio in den Rücken fassen, falls dieser es wagen sollte, über die Weser zu gehn, um die Eroberung des Churfürstenthums Hannover zu versuchen. Friedrich II hingegen übertrug die Vertheidigung von Sachsen dem Prinzen Heinrich, seinem Bruder, die von Schlesien aber übernahm er selbst. Zur Beobachtung der Russen stellte er den General Goltz mit 12,000 Mann bei Glogau auf, und der Prinz von Würtemberg, der seine Winterquartiere im Mecklenburgischen hatte, ward bestimmt, ein Lager bei Kolberg zu beziehen, welches man mit möglichster Kunst und Betriebsamkeit verschanzte.

So waren vorläufig die verschiedenen Entwürfe beschaffen, welche die kriegführenden Mächte zum Angriff oder zur Vertheidigung machten. Aus den folgenden Abschnitten wird der geneigte Leser ersehen, in wie fern dieselben befolgt, abgeändert, glücklich ausgeführt oder vereitelt worden sind, indem wir uns bemühen werden, ihm die Ursachen und Wirkungen aller Operationen unpartheiisch darzustellen.

XIV.

Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen, im Jahre 1761.

Am Schlusse des vorjährigen Feldzuges hatte der Herzog von Broglio seine Winterquartiere dergestalt genommen, daß er den größten Theil seiner Armee zwischen der Fulda und Werra verlegt, sich links bis an die Sieg, rechts aber über Mühlhausen, Langensalza und Gotha ausgedehnt hatte, um hier bis an die Quartiere der Reichsarmee, die bei Erfurth anfingen und bis ins Voigtland reichten, anzuschließen. Der Schlüssel zu dieser Winterpostirung war Göttingen. Mit der größten Kunst war es befestigt worden, und ein erfahrner Feldherr, der Graf von Vaux, befehligte daselbst eine Besatzung von 5000 Mann. Auf die Dauer des Winters war diese Stadt zwar mit Mehl versehen, allein bei Eröffnung des Feldzuges konnte sie unvermuthet eingeschlossen werden, und dann waren weder die neuen Festungswerke noch die starke Besatzung vermögend, zweien Feinden zu-

gleich — den Alliirten und dem Hunger — lange zu trotzen. Die längere Verproviantirung dieses Platzes war also eben so nothwendig, als es erheblich schien, Mittel auszudenken, diese Unternehmung im Angesichte des Feindes, der das Eichsfeld besetzt hielt, glücklich auszuführen. Duderstadt und Worbis lagen in der Kette seiner Postirung, und von diesen beiden Punkten aus konnte diese Unternehmung sehr beunruhiget werden. Broglio glaubte also zuvörderst die Alliirten daraus vertreiben zu müssen, und bestimmte dazu ein Corps von 8000 Mann, dessen Anführung er seinem Bruder anvertraute; die ganze Expedition scheiterte aber, weil Broglio zu wenig Werth auf das in solchen Fällen höchst nöthige Geheimniß legte. Die feindlichen Generale Lukner und Mannsbach erhielten Nachricht von seinem Anzuge. Schnell verließen sie ihre Posten, zogen Verstärkung an sich, und zwangen die vorgerückten Franzosen zum Rückzuge.

Nach diesem mißlungenen Streiche war der Herzog darauf bedacht, sein Vorhaben auf eine zweckmäßigere Art auszuführen, und diese Unternehmung, die mit ungleich mehr Kunst veranstaltet wurde, glückte dergestalt, daß die Besatzung von Göttingen einen Mehlvorrath von 5000 Säcken, die auf Pferden dahin gebracht wurden, erhielt. Doch ein Gegenstand von noch größerer Wichtigkeit setzte den französischen Heerführer mehr in Sorge. In einer Gegend, welche so viele Jahre die Last des Krieges getragen hatte, ward es ihm sehr beschwerlich, die nöthigen Vorräthe zur Verpflegung seiner Armee anzuschaffen. Von der Unstrut bis an die Sieg herrschte ein gänzlicher Mangel an Allem, ja es fehlte sogar an Zugvieh zum Transport der Lebensmittel und des Futters. Thüringen auf der einen, das Herzog-

thum Westphalen und die Grafschaft Mark auf der andern Seite, waren noch die Provinzen, aus denen man dergleichen ziehn konnte, da sie verhältnißmäßig weniger dem allgemeinem Elende ausgesetzt gewesen waren. Allein in jenem stand ein Corps Preußen, in diesen eine Abtheilung der Verbündeten; beide waren jedoch nur schwach, ihre Vertreibung schien leicht, und Broglio beschloß einen Versuch zu machen, seine Magazine mit den Produkten dieser Provinzen zu füllen. Graf Stainville erhielt den Auftrag, den preußischen Obristen Löllhöfel aus seiner Postirung unweit Nordhausen zu vertreiben, der Ritter Maupeau aber gegen die Quartiere des rechten Flügels der Alliirten an der Lippe vorzurücken. Der Zug des Generals Stainville ward durch das Glück begünstigt. Er überfiel die Preußen, die bei dieser Gelegenheit 500 Mann einbüßten, drückte solche bis Kelbra zurück, und zog sich, mit einer ziemlichen Quantität Lebensmittel und Futter versehn, in seine Quartiere zurück. Maupeau hingegen traf den hannöverischen General Bock in Verfassung, ihn zu empfangen, und gab sein Vorhaben auf.

Diese in der rauhesten Jahreszeit (im Januar) unternommenen Neckereien dienten zu weiter nichts, als die Alliirten und die Preußen anzureizen, das Recht der Wiedervergeltung auszuüben, und die Truppen, die einer Erholung so sehr bedurften, manchen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Besonders ward Friedrich II die zu nahe Nachbarschaft der Franzosen in Thüringen um so lästiger, da er die Gränzen von Sachsen nur durch eine geringe Postenkette zu vertheidigen im Stande war. In Verbindung mit der Reichsarmee konnten sie in diesem Lande zu weit vordringen, und er daher gezwungen werden, zum Nachtheile seiner Unter-

nehmungen

nehmungen in Schlesien, in Sachsen eine stärkere Armee zu lassen als er es für nöthig erachtete. Er, der schon mehrmals das bei allzugroßer Uebermacht der Gegner wirksamste Mittel für den Schwächern — einen Theil seiner Feinde so schnell als möglich außer Stand zu setzen, im bevorstehenden Feldzuge thätig zu seyn, um unterdessen einen andern zu bekämpfen — in Ausübung gebracht hatte, wählte solches auch jezt. Hatte sonst dies Loos bald die Reichsarmee, bald die Russen, bald die Oestreicher getroffen, so ward es diesmal den Franzosen zugedacht. Mit dem Herzoge Ferdinand verabredete er, diese in ihren so ausgedehnten Quartieren zu überfallen, und wo möglich bis über den Main zurückzudrücken. Zur Unterstützung dieser Unternehmung versprach er ihm ein Corps von 4000 Mann, das bis an der Werra zu seiner Disposition stehn sollte.

In den ersten Tagen des Februars setzten sich die Alliirten und das Corps Preußen, unter dem General Syburg, in Bewegung. Der Erbprinz von Braunschweig erhielt den Auftrag, das Centrum der feindlichen Quartiere in Hessen zu durchbrechen, sich der hin und wieder in unhaltbaren Städten befindlichen Magazine zu bemächtigen, oder solche zu zernichten, und sodann die zwischen der Fulda und Werra überwinternden französischen Regimenter vom Main und von Frankfurt abzuschneiden. Zur Erleichterung und Sicherung dieser Unternehmung wollte der Herzog Ferdinand mit dem Hauptkorps über die Dimel setzen, dann zwischen Cassel und der Fulda eine Stellung nehmen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Herzog von Broglio auf sich zu ziehen, und ihn zu verhindern gedachte, den angegriffenen Quartieren zu Hülfe zu kommen. Das Corps des Generals Spörken sollte hingegen, in Vereinigung

mit den Preußen, durch Thüringen in die Quartiere des französischen rechten Flügels eindringen, und diesen bis an die Fulda und Werra zurückwerfen.

Der Anfang dieser künstlichen Unternehmung war nicht günstig. General Breitenbach fand bei Marpurg, der Erbprinz bei Fritzlar einen zu heftigen Widerstand. Beide Versuche scheiterten; Breitenbach ward dabei erschossen, und die Alliirten mußten sich etwas zurückziehn. Spörken, der von Duderstadt aus sich den feindlichen Quartieren an der Werra nähern wollte, fand solche durch ein Corps geschützt, welches Broglio, unter Anführung des Marquis St. Pern, bis gegen Mühlhausen hatte vorrücken lassen, um die Abtheilungen des Generals Stainville, und der Sachsen unter dem Grafen Solms *), an sich zu ziehen. Dies Corps schien sich auf den Anhöhen von Eicherode behaupten zu wollen, und Spörken hielt es daher für das rathsamste, wieder über die Unstrut zurückzugehen, und die Ankunft des Generals Syburg zu erwarten.

Nicht ohne Grund hatte der Herzog von Broglio besorgt, die Verbündeten würden auf dieser Seite den ihnen kürzlich abgestatteten Besuch erwiedern, daher hatte er auf die erhaltene Nachricht von ihrem Anzuge den Marquis St. Pern mit den französischen Grenadieren dahin abgesandt; sobald aber Herzog Ferdinand über die Dimel setzte, klärte sich dessen Absicht deutlicher auf. Jezt sah Broglio ein, daß der Zug des Generals Spörken gewissermaßen nur ein Nebenwerk sey, die Unternehmung des von dem größten

*) Dieser befehligte das sächsische Hülfskorps in Abwesenheit des Prinzen Xaver, der auch in der Folge unter dem Titel des Grafen von der Lausitz vorkommt.

Theils der Armee unterstützten Erbprinzen aber, die Zerstörung seiner Magazine und den Besitz von Hessen zum Hauptaugenmerk habe; ein neuer Versuch, den dieser machte, Fritzlar zu erobern, schien diese Meinung zu bestätigen. Schnell zog er seine Armee zusammen, versah Cassel mit einer hinlänglichen Besatzung, wählte mehr rückwärts eine Stellung, wodurch er die Alliirten am weitern Vorrücken zu hindern hoffte, und ertheilte zugleich St. Pern, Stainville und Solms den Befehl, sich ungesäumt über die Werra zurückzuziehn, um sich an die Armee anzuschließen. Unglücklicher Weise verspätete sich der Offitier, der letzterem diesen Befehl überbringen sollte, und die bei Langensalza stehenden, durch den schnellen Abmarsch der Franzosen ihrem Schicksale überlassenen Sachsen wurden durch die Generale Spörken und Syburg so sehr mitgenommen, daß sie, einer tapfern Gegenwehr ungeachtet, über 2000 Mann einbüßten, ehe sie sich in Sicherheit setzen konnten.

Die Nachrichten von dem unglücklichen Treffen bei Langensalza, von dem weitern Vordringen des Spörkenschen Corps, von der Eroberung von Fritzlar, und dem darauf erfolgten Marsch des Erbprinzen nach der Schwalm, trafen den Herzog von Broglio Schlag auf Schlag. Jezt konnte seine Stellung bei Melsungen das nicht mehr leisten, was er sich davon versprach. Seine rückwärts belegenen Magazine, besonders das zu Hirschfeld, waren ohne Schutz, ja die aus Thüringen vertriebenen Corps liefen Gefahr, vom Main abgeschnitten zu werden. Eiligst versammelte er seine Armee bei Hirschfeld; beim weitern Vordringen der Alliirten zog er nach Fulda, und endlich wählte er den Posten bei Bergen, unweit Frankfurt, den er im Jahre 1759

bei einer ähnlichen Unternehmung des Herzogs Ferdinand so rühmlich behauptet hatte.

Durch diesen eilfertigen Rückzug gingen indeß verschiedene seiner größern und kleinern Magazine verlohren, und die Vortheile der Verbündeten würden ungleich wichtiger gewesen seyn, wären ihre Operationen nicht durch die rauhe Witterung, durch schlechte Wege, und durch Mangel an den höchstnöthigen Lebensmitteln unendlich verzögert worden. Zwar hatten sie Hessen wieder im Besitz; allein die in ihrem Rücken gelassenen Festungen Cassel, Marpurg und Ziegenhain waren noch in französischen Händen. Wollte man sich in diesem Lande behaupten, so mußten solche erobert werden; sie zu belagern war aber gegenwärtig die ungünstigste Jahreszeit. Die Eröffnung der Laufgräben, die Herbeischaffung des Geschützes waren den größten Schwierigkeiten unterworfen, und die Belagerungen konnten nicht füglich gedeckt werden, weil es unmöglich war, die Armee ein Lager beziehen zu lassen, eingeschränkte Kantonirungen aber keine schickliche Stellungen gewährten, um dem sich täglich verstärkenden Feinde den Entsatz zu erschweren. Dennoch versuchte es der Herzog Ferdinand, diese drei Festungen zugleich zu belagern, aber — mit wenigem Glücke. Die Kommandanten in denselben vertheidigten sie mit Einsicht, mit Entschlossenheit, und hinderten die Arbeiten der Verbündeten um so leichter, da diese schon mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Gleich bei den ersten Bewegungen, welche die Alliirten gegen Hessen machten, hatte Broglio von der Armee am Niederrhein eine Verstärkung von 12 bis 15,000 Mann verlangt. Du Muy war ihr Anführer, und kaum war derselbe unweit Königstein angelangt, als der französische Heerführer

sogleich wieder von der Vertheidigung zum Angriff überging. Seine Armee setzte sich in drei Kolonnen in Bewegung: zwei derselben sollten die Flanken der Verbündeten umgehen, die dritte aber gegen ihre Mitte vorrücken. Jezt traf nun die Reihe zum Rückzuge den Herzog Ferdinand. Ohne den Besitz der Festungen war es nicht in seiner Gewalt, Hessen zu behaupten, und die Schwierigkeit, dieselben zu erobern, ward dadurch noch vermehrt, daß der Feind ihn auf allen Seiten drängte. Die Belagerungen wurden also in der Maße aufgehoben, wie sich die Armee über die Ohm, die Lahn, die Eder und die Dimel zurückzog. Bei dieser Gelegenheit fielen manche Gefechte vor, die größtentheils zum Vortheil der Franzosen ausschlugen. Eins der ernsthaftesten war bei Alzenhayn, wo der Erbprinz gewissermaßen überfallen ward, und vielleicht würde abgeschnitten worden seyn, wäre nicht General Luckner noch zu seiner Unterstützung eingetroffen; dies Gefecht kostete ihm indeß über 2000 Mann und 10 Kanonen.

Sobald Herzog Ferdinand seine Armee über die Dimel zurückgeführt hatte, bezog er seine ehemaligen Winterquartiere wieder, und beendigte hiermit eine Unternehmung, von der man sich so viel versprochen hatte, gegen die sich jedoch manches sagen ließe. Wir wollen nicht untersuchen, wer eigentlich den Plan dazu entwarf; wahrscheinlich ist derselbe aber weniger dem Herzoge Ferdinand, als dem fremden Einflusse zuzuschreiben, der zuweilen seine Operationen leitete. Sey es daher — was einige behaupten wollen — daß Friedrich II, dem die Nachbarschaft der Franzosen in Thüringen nicht anstand, mit dazu gerathen haben sollte, die zu weit ausgedehnten feindlichen Quartiere zu durchbrechen, so war zwar der Versuch, diesen Fehler zu benutzen,

nicht zu tadeln; allein so gut auch der Plan dazu angelegt, so trefflich er auch ausgeführt ward, so durften die Alliirten sich doch der Eroberung von Hessen nicht schmeicheln, da sie in diesem Winterfeldzuge sich seiner Festungen zu bemeistern gar keine Aussicht, auch einen ungleich einsichtsvollern, thätigern Heerführer gegen sich hatten, als Graf Clermont war. Man kann daher behaupten, daß es rathsamer gewesen seyn würde, sich gleich wieder zurückzuziehn, sobald Broglio seine Quartiere in Sicherheit gebracht hatte, und die Armee bis an die Ohm gelangt war. Die Vortheile, die bis dahin die Zerstörung mancher Magazine den Verbündeten gewährte, konnten die Kosten der weiter vorwärts geführten und daselbst verunglückten Expedition nicht aufwiegen. Hätte übrigens, was doch die Jahreszeit gewissermaßen unmöglich machte, Herzog Ferdinand das nicht so leicht zu erwartende Glück haben können, wenigstens Cassel zu erobern und dort ein Magazin anzulegen; so würde sein Ruhm eben so erhoben worden seyn, als ihm das Mißlingen seines Zuges Vorwürfe, besonders von der brittischen Nation, zuzog, die den Krieg in Deutschland nicht mehr nach ihrem Geschmacke fand.

Nach diesen Vorfällen beunruhigten sich beide Armeen nicht ferner, und jeder Theil war nur darauf bedacht, sich zum bevorstehenden Feldzuge möglichst zu rüsten. Nach dem im französischen Kriegsdepartement entworfenen Operationsplane sollte die am Niederrheine sich zusammenziehende Armee schon in den ersten Tagen des Mai's sich in Bewegung setzen. Schon hatte der Prinz von Soubise Paris verlassen, um mit dem Herzoge von Broglio zu Frankfurt die nöthigen Verabredungen zu nehmen; allein es fehlte noch an vielen Erfordernissen, um die Befehle des Hofes pünktlich in Erfüllung

zu bringen. Der Stoß, den die Armee in Hessen erlitten hatte, war noch zu fühlbar, als daß sie im Stande gewesen wäre, sogleich wieder thätig zu werden; selbst die am Niederrheine war noch nicht vollzählig, und es fehlte ihr noch an manchen Artikeln, deren ein Heer bedarf, um mit Nachdruck zu handeln. Soubise und Broglio, die nach dem Willen des Hofes ihre Operationen gemeinschaftlich verabreden sollten, sahen die Unmöglichkeit ein, vor Ende des Junius thätig seyn zu können; beide machten dieserhalb Vorstellungen, und erhielten den verlangten Aufschub, da Soubise mit dürren Worten erklärte: Ich bin nicht im Stande, das auszurichten, was man mir aufgetragen hat. Nur gezwungen willigte Choiseul in das Verlangen seiner Feldherren; denn er schrieb damals an seinen Vertrauten, Bourcet: „Nun mein Plan nicht, wie ich ihn entworfen „habe, ausgeführt wird, sehe ich ein, daß Soubisens Ar„mee vor Ende des Junius nicht vom Rhein abrücken, und „also der ganze Feldzug verpfuscht seyn wird." Man muß die Scharfsichtigkeit dieses Kriegsministers bewundern, der, um dem damals noch nicht aufgehobenen Kongresse mehr Gewicht zu geben, eine frühe und thätige Eröffnung des Feldzuges für höchst nothwendig hielt.

So vorsichtig indeß das französische Kriegsdepartement bei der Wahl seiner Heerführer und dem ihnen zur Pflicht gemachten Benehmen gehandelt zu haben glaubte, so nachgebend es sich auch bewies; so zerstöhrten doch Leidenschaften die so sehr anempfohlne Einigkeit in den Operationen. Man hatte es nicht für rathsam gehalten, ein Heer von 160,000 Mann, das zugleich theilweise handeln sollte, Einem Anführer anzuvertrauen, und hatte daher, um nicht einen oder den andern der beiden erwählten Feldherren vor den Kopf zu

stoßen, die Sache dahin eingeleitet, daß jeder eine besondre Armee befehligen, beide indeß ihre Unternehmungen im Einverständnisse mit einander ausführen sollten. Man war in der Pünktlichkeit sogar so weit gegangen, daß man einem jeden derselben die Gränzen anwies, in welchen nur seine Befehle gelten sollten. Diese nicht immer anwendbare, oft gefährliche Maßregel, verfehlte auch hier ihre Absicht; denn so zweckmäßig man auch solche für die französischen Angelegenheiten ausgedacht zu haben wähnte, so ward sie doch gerade der Grund, warum der entworfene Operationsplan nicht zur glücklichen Ausführung gedieh. Hätte Ludwig XV sich, wie Friedrich II, selbst an die Spitze seiner Heere stellen, und, so wie dieser, die Rollen allein austheilen mögen, so hätte der gegenwärtige Feldzug entscheidend werden können; allein welche Einigkeit war wohl von zwei Feldherren zu erwarten, die nicht abgeneigt waren, sich gerade entgegen zu arbeiten, in der Ueberzeugung, dadurch allen Ruhm für sich selbst einzuernten?

Stolz war ein Hauptzug in dem Charakter des Prinzen von Soubise. Bei vieler Tapferkeit und Uneigennützigkeit war er hartnäckig, eingebildet, hitzig, und obgleich voll weitaussehender Projekte, doch von zu eingeschränkten Einsichten bei ihrer Ausführung. Seine Wuth, Armeen anzuführen, hatte zwar der Hof zu Versailles, dessen Liebling er war, begünstigt; aber sein ungeschicktes Benehmen bei Roßbach hatte denselben auch gezwungen, ihm den Oberbefehl wieder zu nehmen. Jezt stellte ihn die Kabale abermals an die Spitze eines großen Heeres, und gewährte ihm den Triumph, eben den General, dem er zwei Jahre früher hatte weichen müssen, gewissermaßen unter seinem Befehle zu haben.

Allgemeine Eiferſucht war dagegen Broglio's herrſchende Leidenſchaft, und dieſe ließ ihn keinen Nebenbuhler von Verdienſt dulden. Sonſt war er ein guter Taktiker, unternehmend, wenn es ſeinen eigenen Ruhm galt, und unter den damaligen franzöſiſchen Generalen einer der beſten; nur ließ ſeine allzugroße Eigenliebe, zugleich aber eine gewiſſe Nachgiebigkeit gegen die Rathſchläge ſeines Bruders, ihn Fehler begehen, die nicht ſelten Einfluß auf das Ganze hatten. Ein Prozeß, den ihm die Schlacht bei Minden zuzog, ward zu ſeinem Vortheil entſchieden, weil Soubiſe nicht ſein Nebenbuhler und Contades unglücklich geweſen war. An der Spitze einer Armee, verminderte ſein Feldzug von 1760 den Ruhm des Siegers bei Bergen um vieles, und jezt glaubte man ihn beibehalten zu müſſen, weil man einmal beſchloſſen hatte, zwei Heerführer aufzuſtellen.

So waren die Helden beſchaffen, die gegenwärtig die Ehre der franzöſiſchen Waffen wieder herſtellen, und den Einfluß auf die Friedensunterhandlungen gründen ſollten. Sie entſprachen jedoch dieſem Endzwecke nicht; vielmehr gaben ſie durch ihre Uneinigkeit dem Herzoge Ferdinand Gelegenheit, allen feindlichen Verſuchen gehörig zu begegnen, und ſich gegen eine doppelt ſtärkere Macht zu erhalten.

Noch konnten die franzöſiſchen Heerführer ſich über die zu treffenden Einrichtungen nicht einigen, um ihre gemeinſchaftlichen Operationen, dem Befehle des Hofes gemäß, auszuführen; vielmehr verwickelten ſie ſich in eine Korreſpondenz, in welcher ſie ihre Gründe und Gegengründe mit möglichſter Sorgfalt aufſtellten. Prinz von Soubiſe wollte am linken Ufer der Lippe gegen Münſter vorrücken, Broglio hielt hingegen das rechte Ufer dieſes Fluſſes dazu für ſchicklicher. Dieſe Widerſprüche veranlaßten Berichte

nach Hofe, der leider gewahr ward, wie wenig Uebereinstimmung in Absicht der besonderen Operationen einer jeden Armee, in Rücksicht auf die andre, herrschte, und wie wenig zweckmäßige Verbindung ihrer Bewegungen zu erwarten sey. Das Ministerium ward daher selbst unschlüssig, welche Befehle es seinen Feldherrn ertheilen sollte; auch fielen dieselben eben so schwankend aus, als die Vorstellungen waren, auf welche sie sich gründeten. Die Vertreibung der Verbündeten aus Westphalen, die Eroberung von Münster, Lippstadt und Hameln, war gleichsam der Punkt, um welchen sich alle Vorschriften, wie in einem Kreise, drehten; keine war jedoch, in Absicht der Ausführung, bestimmt genug, um nicht einer Zweideutigkeit unterworfen zu bleiben. Die Meinung des Prinzen von Soubise behielt indeß die Oberhand. Zufolge derselben sollte er mit seiner Armee bis Söst vorrücken; Broglio hingegen mit der seinigen über die Dimel setzen, sich ihm nähern, und nach Maßgabe der Umstände sich mit ihm vereinigen. Durch diese Veranstaltung glaubte man den Herzog Ferdinand zu veranlassen, lieber Westphalen zu räumen als sich der Gefahr auszusetzen, von dem ganzen Gewichte der französischen Macht erdrückt zu werden, und dann hoffte man die beabsichtigten Belagerungen mit mehr Sicherheit unternehmen zu können.

Der Wunsch des Hofes zu Versailles, Westphalen zu erobern, war eben so sehnlich, als es für den Herzog Ferdinand wichtig seyn mußte, sich in dem Besitz dieser Provinz zu behaupten, weil davon das Schicksal der Armee der Verbündeten abhing. Wollte diese nicht gezwungen werden Westphalen zu räumen, und sich bloß auf die Vertheidigung der hannöverischen und braunschweigischen Länder einschränken, so mußte sie auf Mittel [illegible] iеser Verlegenheit

zeitig vorzubeugen. Herzog Ferdinand hatte nur 80,000 Mann, die er einer doppelt stärkern Macht entgegen stellen konnte. Zwar waren beide französische Armeen einander nicht nahe genug gerückt, um auf einem Punkte gemeinschaftlich zu wirken; ließ man ihnen aber die Freiheit sich zu vereinigen, so konnte der davon zu erwartende heftige Stoß gefährliche Folgen nach sich ziehen. Dem Herzoge rieth daher die Klugheit, gleich bei ihren ersten Bewegungen, einer derselben mit seiner ganzen Macht zu Leibe zu gehn, um wo möglich durch den Ausgang eines glücklichen Treffens die andere unthätig zu machen. Sobald also die feindliche Armee am Niederrhein bei Wesel und Düsseldorf, die Broglio sche aber bei Cassel zusammengezogen wurde, versammelte er die seinige bei Neuhaus, stellte den Erbprinzen bei Münster, den General Spörken aber bei Warburg an der Dimel auf, und so erwartete er gelassen, wohin die Bewegungen der Franzosen gehen würden.

Der Aufbruch der Soubiseschen Armee ward auch die Losung, mit der seinigen vorzurücken, um sie anzugreifen, ehe Broglio Zeit gewönne über die Dimel zu setzen und zu ihm zu stoßen. Wirklich kam ihr auch der Herzog zuvor, und nahm das Lager bei Werla früher, als Prinz Soubise, der das seinige noch zu Unna hatte. Der Vorsatz des Herzogs, ihn hier anzugreifen, ward nur durch die treffliche Stellung entkräftet, in der er den Feind antraf. Ein kühnes Manöver, welches er veranstaltete, und wodurch er nach einem anhaltenden Marsch von 36 Stunden seine Armee unvermerkt in der Ebene von Dortmund in den Rücken der Franzosen brachte, gelang ihm gleichfalls nicht völlig, weil bei den schlechten Wegen sich seine Kolonnen verspäteten. Allein dieser gewagte Schritt setzte Soubise doch in Er-

staunen, und veranlaßte ihn sein Lager zu verlassen. Jezt manövrirten beide Armeen gegen einander, bis die Soubisesche eine Position bei Söst, die der Alliirten aber die ihrige am Zusammenflusse des Salzbachs mit der Asse nahm. Beide Läger waren so beschaffen, daß keins der Heere es wagte, sich durch einen unternommenen Angriff aus dem Vortheile zu geben.

Unterdessen war Broglio über die Dimel gegangen, und hatte das Corps des Generals Spörken zurückgedrängt. Sein auf Paderborn gerichteter Marsch hatte zur Absicht, den Rücken des Herzogs Ferdinand zu bedrohen, und ihn dadurch zum Rückzuge über die Lippe zu veranlassen; da sich dieser aber nicht irre führen ließ, so vollendete er seine Vereinigung mit Soubise ohne Schwierigkeit. Beide Heerführer gingen nunmehr mit dem großen Gedanken um, der Armee der Verbündeten einen gewaltsamen Stoß zu versetzen, der das Schicksal des Feldzuges auf einmal entscheiden sollte. Wahrscheinlich würden sie auch, durch die Mittel, die sie dazu in Händen hatten, ihren Endzweck erreicht haben, wären sie mit weniger Bedenklichkeit zu Werke gegangen, und hätte mehr Einigkeit unter ihnen geherrscht; so aber stellten sie zu viel Recognoscirungen an, wodurch sie dem Feinde ihre Absichten verriethen. Bei einer derselben verwickelte sich Broglio sogar in ein unzeitiges Gefecht, in welchem um den Besitz des Dorfes Villinghausen mit außerordentlicher Hitze gestritten ward, aus dem bald die Alliirten, bald die Franzosen vertrieben wurden, bis die Nacht dem Streite ein Ende machte. Am folgenden Morgen erneuerte Herzog Ferdinand den Kampf, trieb die Franzosen aus dem Dorfe, und zwang sie, sich mit einen Verlust von 5000 Mann nach ihrem vorigen

Lager bei Auslingshausen zurückzuziehen. Die Soubise'sche Armee, die nur einen sehr oberflächlichen Antheil am Gefechte genommen hatte, that ein gleiches, und so blieben beide Theile in den Positionen die sie vor dem Treffen gehabt hatten.

Wahrscheinlich — wenigstens nach einer ins Publikum gekommenen Schrift zu urtheilen *) — hatte Broglio diesen unzeitigen Kampf in der Absicht angefangen, um allein die Ehre zu genießen, die Verbündeten geschlagen zu haben. Es war ganz gegen die mit Soubise genommene Abrede, daß an diesem Tage der Angriff geschehen sollte; vielmehr war diese in der Nähe des Feindes unternommene Recognoscirung nur dazu angestellt, um die Angriffspunkte genauer zu bestimmen. „Er hatte" — sagt der Verfasser der erwähnten Schrift — „das Gefecht zu hitzig angefan„gen, und bekam bald Ursache es zu bereuen, da er sich ge„nöthigt sah, seinen Kollegen um Beistand zu bitten. Der „Prinz Soubise, so sehr ihn auch dieser unerwartete An„griff überrascht und aufgebracht hatte, war dennoch im „Begriff die Reserve, unter dem Prinzen von Condé, „marschiren zu lassen, und selbst alle Anstalten zu treffen, „über die man für den folgenden Tag übereingekommen war; „allein er ward von diesem edelmüthigen Entschluß durch „die Generale Dumesnil und Voyer abwendig gemacht. „Sie stellten ihm vor: wenn er Theil an dem Gefechte „nähme und den Feind schlüge, so arbeite er für niemand „als für den Marschall, auf den alle Ehre fallen würde, da „er das Gefecht zuerst und allein angefangen habe; würde „aber der Marschall geschlagen, so könne man ihm seine

*) Galerie des aristocrates militaires etc. Article *Soubise*.

„Unthätigkeit nicht zum Verbrechen machen; hingegen würde „dann der ganze Tadel des mißlungenen Unternehmens den „Marschall allein treffen, und seinen neidischen Charakter „in seiner ganzen Blöße zeigen: es sey also auf alle Fälle „das vortheilhafteste, ihn in der Verlegenheit zu lassen.“ Diese treulosen Rathschläge blendeten den Prinzen, und er gab einen ruhigen Zuschauer von Broglio's Niederlage ab, der sich laut über dieses Betragen beschwerte. Sey es auch, daß der erwähnte Schriftsteller die hier entworfene Schilderung mit zu grellen Farben gezeichnet habe, so bleibt doch so viel gewiß, daß die Charaktere beider Feldherren zu sehr contrastirten, um nicht ihr gegenseitiges sonderbares Benehmen darauf gründen zu können. Selbst Bourcet *) tadelt — obgleich in minder positiven Ausdrücken — das Verfahren beider Anführer der Franzosen aus triftigen Gründen.

Das Gefecht bei Villingshausen veränderte die Lage der Dinge sehr. Die französischen Heerführer, die schon eine große Wichtigkeit auf die Folgen ihre Vereinigung gelegt hatten, die von nichts geringerm als von der bevorstehenden Niederlage der Verbündeten und von den Zurüstungen zur Belagerung der westphälischen Festungen träumten, sahen sich durch diesen erlittenen, obgleich geringen Stoß, gewissermaßen aus ihrem Gleichgewichte gerückt. Beide warfen sich ihre begangenen Fehler vor, beide suchten ihr Betragen bei Hofe zu rechtfertigen; das französische Ministerium urtheilte aber richtiger über das Vorgefallene. Der Herzog von Choiseul machte beiden Feldherren die bittersten Vorwürfe, und ertheilte ihnen den sehr bestimmten

*) Mémoires historiques etc. Tom. II. pag. 92.

Befehl des Königs, die Verbündeten nochmals anzugreifen, um nicht durch zeitversplitternde Diversionen den Feldzug ohne Nutzen in die Länge zu ziehen; dieser Befehl war aber nicht mehr ausführbar, indem sich beide Armeen schon getrennt hatten als er einlief.

In Rücksicht ihrer großen Uebermacht war der Verlust, den die Franzosen bei Villingshausen erlitten hatten, von gar keiner Bedeutung. Herzog Ferdinand durfte es nicht füglich wagen, im Angesichte eines so mächtigen Feindes seine behauptete vortheilhafte Stellung zu verlassen; blieben also beide Armeen vereinigt, so waren sie im Stande, neue zweckmäßigere Versuche zu machen. Allein über diesen Punkt waren die Meinungen ihrer Feldherren eben so verschieden, als ihre vorgefaßten Ideen über den vom Hofe entworfenen Operationsplan verschieden blieben. Soubise wollte die ganze Macht bei Paderborn zusammenziehen, und von dort aus gegen die Quellen der Lippe und Ems marschiren; Broglio hingegen, der zur Vereinigung nur gezwungen die Hand geboten hatte, sehnte sich nach der Trennung. Er, der sein Lieblingssystem, durch eine Diversion in die hannöverischen Lande, den Herzog Ferdinand über die Weser zu locken, nicht aus den Augen ließ, bestand mit vieler Entschlossenheit auf derselben, und that daher seinem Kollegen den Vorschlag: seine Armee mit 30,000 Mann zu verstärken, mit dem Reste des niederrheinischen Heeres aber die Verbündeten in ihrem Lager bei Hohenofer fest zu halten, auch Hessen zu sichern, während er Bewegungen nach und jenseits der Weser machen würde.

Nach den Vorschriften der Hofes war es zulässig, eine Armee auf Kosten der andern zu verstärken, sobald man eine Belagerung vorzunehmen gesonnen sey; jedoch sollte dies

nicht eher geschehen, als bis der Feind aus dem Felde geschlagen und auf die Vertheidigung eingeschränkt seyn würde. Obgleich nun dieser Fall gegenwärtig nicht eintrat, vielmehr die Alliirten den Sieg davon getragen hatten, so ließ sich doch Soubise diesen Vorschlag gefallen, sandte die verlangte Verstärkung, unter Du Muy's Anführung, zur Broglioschen Armee, und zog sich mit der seinigen in die hinter der Ruhr belegenen Gebirge; Broglio hingegen traf Anstalten, das Ufer der Weser zu erreichen.

Die Nachricht von der Trennung der Armeen machte auf das französische Ministerium einen lebhaften Eindruck, erweckte Unwillen gegen das eigenmächtige, zweckwidrige Verfahren der Heerführer, und zog ihnen abermals die bittersten Vorwürfe zu. Außerordentlich war die Verlegenheit der letzteren; indeß war die Sache einmal geschehen, und eine neue Vereinigung fast unmöglich, nachdem Herzog Ferdinand eine vortheilhafte Position zwischen beiden Armeen genommen hatte, und nur die ferneren Bewegungen seiner Feinde abwartete, um mit Geschicklichkeit ihr Vorhaben zu vereiteln. Die französischen Feldherren suchten ihren Entschluß möglichst zu rechtfertigen, und der Hof zu Versailles sah sich durch die eingetretenen Umstände, so wie durch Broglio's prahlerisches Versprechen veranlaßt, das Geschehene gut zu heißen, obgleich der Herzog von Choiseul den unglücklichen Ausgang des Feldzuges im voraus weissagte; indem man aber sich gegen die Vorspiegelungen der beiden Heerführer, die bloß nach ihren Leidenschaften handelten, zu nachgiebig bezeigte, ward auch die große Erwartung, die man von den diesjährigen Operationen in Deutschland gehabt hatte, vereitelt.

Die

Die noch übrige günstige Jahreszeit ward mit Märschen und Gegenmärschen zugebracht, die zu nichts wesentlichem führten. Zwar bedrohete Soubise Münster, mußte es aber bei einer Demonstration bewenden lassen, da ihm der Erbprinz von Braunschweig zuvorkam; er that indeß alles, was in seinen Kräften stand, um durch manche unternommene kleine Expeditionen Broglio's Operationen möglichst zu unterstützen, und war sogar, weil sich dieser mit 80,000 Mann noch nicht stark genug fühlte, so gefällig, ihm noch andre 10,000 Mann durch den General Levis zuführen zu lassen. Da seine Unternehmungen jenseits der Weser jedoch keinen erwünschten Fortgang hatten, so zog er sich, um die Mitte des Novembers, wieder über den Rhein in die Winterquartiere zurück.

Während der Zeit hatte Broglio Anstalten getroffen, bei Höxter über die Weser zu gehn, die hannöverischen Länder zu bedrohen, und den Schauplatz des Krieges nach jenen Provinzen zu versetzen. Herzog Ferdinand folgte ihm bis an das linke Ufer des Flusses, ließ sich aber nicht verleiten, Westphalen zu verlassen, und seine dortigen Magazine einiger Gefahr preiszugeben. Die leichten Truppen des Generals Luckner und ein kleines Corps unter Anführung des Prinzen Friedrich August von Braunschweig, zur Besatzung der Stadt Hannover bestimmt, war alles was er anfänglich zur Deckung dieser Provinz über die Weser ziehen ließ. Unbeweglich blieb er unweit Höxter stehn; dagegen war er aber bemüht, den französischen Feldherrn in seiner angetretenen, nach dem Urtheile der Kenner wenig zweckmäßigen Laufbahn aufzuhalten. Er hatte dazu zwei Mittel: 1) die Communication mit Göttingen, den Hauptwaffenplatz des Feindes, unsicher zu machen; 2) Hessen mit einem

Einfall zu bedrohen. Beide wurden versucht, und beide bewirkten wenigstens so viel, daß die feindliche Unternehmung auf die hannöverischen und braunschweigischen Länder eine Zeit lang verzögert ward; denn kaum zeigte sich General Wangenheim jenseits der Weser, so stutzte Broglio; und als die Armee der Verbündeten sich Hessen näherte, sandte er sogleich einen Theil seines Heeres zur Unterstützung des Grafen Stainville dahin ab, und verfügte sich selbst nach Cassel.

Dem Herzog Ferdinand war es kein Ernst, dieser Unternehmung einen größeren Nachdruck zu geben; sie war bloß eine Erfindung, um den Feind irre zu führen, und sich das Ansehn des angreifenden Theils zu geben; sobald er also den Marsch der Franzosen nach Hessen erfuhr, zog er sich wieder in seine vorige Position zurück. Von dieser Seite beruhigt, ging Broglio wieder nach Eimbeck, versammelte dort seine Armee, und bereitete sich abermals, seinen Lieblingsplan auszuführen. Schon ward Wolfenbüttel durch den Grafen von der Lausitz erobert, und Braunschweig würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, hätte nicht Prinz Friedrich August mit vieler Geschicklichkeit sich in die väterliche Residenz geworfen, um solche zu vertheidigen. Dieser Umstand, das Anrücken der Generale Wangenheim und Luckner, und ein abermaliger Marsch des Herzogs nach Hessen erweckten Besorgnisse; der Graf von der Lausitz hob nicht allein die Berennung von Braunschweig auf, sondern räumte auch Wolfenbüttel wieder, um sich auf die Armee bei Gandersheim zurückzuziehen, die sich wieder nach Hessen zu bewegen anfing.

Mit ähnlichen Hin- und Hermärschen verging der ganze Monat Oktober, bis Herzog Ferdinand, von Seiten des

Prinzen von Soubise beruhigt, ernstlichere Maßregeln zu ergreifen im Stande war, um dem Feinde das weitere Vordringen in die hannöverischen Länder zu verwehren. Jezt sezte er über die Weser, Broglio zog seine Armee bei Eimbeck zusammen, und es hatte das Ansehn, als wenn eine Schlacht dem Feldzuge den Ausschlag geben würde; allein beide Heerführer hatten gegenwärtig erhebliche Gründe solche zu vermeiden, und so erwarteten sie nun den nahen Einbruch der rauhen Jahreszeit, um ohne weitere Gefahr ihre Winterquartiere ungefähr in eben der Art beziehen zu können, wie sie im abgewichenen Jahre ihre Armeen verlegt hatten.

So endigte sich also dieser Feldzug, von dem der Hof zu Versailles so große Erwartungen gehegt, und zu dessen glücklichen Ausführung er so viel Aufwand gemacht hatte, auf eine für Frankreich sehr unrühmliche und unvortheilhafte Weise. Kein Fußbreit Erde ward gewonnen, und die französischen Heere langten ruinirt in ihren Winterquartieren an. Dagegen genoß Herzog Ferdinand die Ehre, gegen eine ihm weit überlegene Macht sich in derselben Lage erhalten zu haben, in der er bei Eröffnung des Feldzuges gewesen war.

XV.

Feldzug des Königs von Preußen gegen die Oestreicher und Russen in Schlesien. — Laudon erobert Schweidnitz durch einen Handstreich, den 30sten September 1761.

Im vorjährigen Feldzuge hatte der König von Preußen alle noch in seiner Gewalt stehende Kräfte aufbieten müssen, um seinen mächtigen Feinden zu widerstehen; so viel Anstrengung er aber auch anwandte, so war er doch nicht im Stande, ihnen eine verhältnißmäßige Kraft entgegen zu setzen. Gegen 120,000 Russen und Oestreicher, die Schlesien zugleich bedrohten, konnte er nur 58,000 Mann aufstellen. Mit 32,000 sollte Prinz Heinrich Sachsen gegen die Daunische und Reichsarmee decken, und Prinz von Würtemberg mit 11,000 Mann Pommern gegen die Schweden und Russen vertheidigen; eine Lage die nicht kritischer seyn konnte, und die Augen des ganzen Europa auf sich zog. In allen Gegenden des Kriegsschauplatzes auf die bloße Vertheidigung beschränkt, sann er nur auf die zweckmäßigsten Mittel, die Unternehmungen seiner mächtigen Feinde, wo nicht ganz zu vereiteln, doch wenigstens ihren schnellern Fortschritten möglichst entgegen zu wirken. — Der Leser wird aus der folgenden gedrängten Erzählung ersehen, in wie fern Friedrich II sich, an der Hand des Glücks, aus aller

Verlegenheit zog, und dem ihm gedrohten, sehr wahrscheinlichen Untergange klüglich vorbeugte.

Beim Schlusse des vorjährigen Feldzuges hatte der preußische General Goltz, der mit einem Corps von 20,000 Mann die Gränzen von Schlesien decken sollte, mit dem östreichischen General Laudon eine Konvention geschlossen, vermöge welcher sie sich während des Winters nicht beunruhigen wollten. Zwar hatte der Prinz von Bernburg solche dadurch gebrochen, daß er, um Rekruten aus der Grafschaft Glaz auszuheben, den feindlichen Vorposten zu Silberberg unerwartet überfiel. Zwar hatte Laudon etwas ähnliches gethan, indem er die preußische Besatzung zu Frankenstein aufhob, und man hätte argwöhnen sollen, diese eigenmächtigen Unternehmungen würden die den beiderseitigen Armeen bestimmte Ruhe stören. Allein diese Vorgänge hatten weiter keine Folgen, weil beide Feldherren aus Gründen nicht willens waren; das Geschehene weiter zu rügen: Goltz, weil er sich zu schwach fühlte, Laudon, weil er den ausdrücklichen Auftrag hatte, nicht eher ins Feld zu rücken, als bis ihm die Russen so nahe gekommen wären, daß er mit dem ganzen Gewicht vereinigter Kräfte über den König von Preußen herfallen könnte.

Laudons unternehmender Geist erweckte ihn indeß doch früher zur Thätigkeit, als er dazu bestimmt war. Nach den beiden oben angeführten Vorfällen war die Konvention bis zum 26sten Mai verlängert worden, und doch kündigte er solche schon den 18ten April auf. Wahrscheinlich mochte er sich schmeicheln, den General Goltz in seinen Kantonirungsquartieren zu überfallen, solche abzuschneiden, und auf diese Weise das ganze Corps, so wie im vorigen Jahre

das Fouquetische, aufzureiben. Schon vor Ablauf der Konvention hatte er die Corps der Generale Bethlem und Draskowiz zusammenziehen, und seine in Böhmen verlegten Regimenter näher an die Gränze rücken lassen; allein Goltz war zu aufmerksam. Das traurige Schicksal, welches seinen Vorgänger bei Landshut getroffen hatte, war ihm zu warnend, als daß er nicht in möglichster Geschwindigkeit sein ganzes Corps in der Gegend von Schweidnitz hätte versammeln, und dergestalt aufstellen sollen, daß es die nach der Ebene führenden Päße vertheidigen konnte. In jener Erwartung getäuscht, bezog Laudon mit seiner Armee ein Lager bei Waldenburg; und obgleich ihr Anführer verschiedene Bewegungen machte, die einen Angriff anzudeuten schienen, so hielt er es doch für bedenklich, sich, seiner Bestimmung zuwider, in Gefechte einzulassen, deren Ausgang er nicht vorhersehen konnte; und so herrschte wieder bei beiden Theilen eine scheinbare Ruhe.

Die Nachricht von der plötzlich aufgekündigten Konvention beflügelte indeß die Schritte des Königs, die schon nach Schlesien gerichtet waren. An der Spitze von 33 Bataillonen, 63 Schwadronen, und von 8 Batterien schweren Geschützes begleitet, setzte er bei Strehlen über die Elbe, und eilte dem General Goltz zu Hülfe. Mit einer beispiellosen Schnelligkeit legte seine Armee innerhalb zehn Tagen einen Weg von 31 Meilen zurück; und ob sie gleich in diesem Zeitraume nur eines einzigen Ruhetages genoß, so überstand der Soldat dennoch alle Beschwerlichkeiten eines so angestrengten Marsches, weil er aller Orten, wo er Quartier bekam, einen besetzten [illegible] und — das sicherste Mittel, den deutschen Solda[illegible] mühsamsten Unternehmungen willig zu mach[illegible] rich II, der Menschen-

kenner, daher auch in verschiedenen seiner Feldzüge, nie vergeblich, anwendete.

Sobald der König bei Schweidnitz angelangt war, zog er einen Theil des Goltzischen Corps an seine Armee, der er eine solche Stellung gab, daß dem Feinde, der die ansehnlichsten Verstärkungen von der Daunischen Armee erst erwartete, das weitere Vordringen in Schlesien sehr erschwert werden konnte. Goltz hingegen mußte mit dem andern Theile sogleich nach Glogau aufbrechen, um in dieser Gegend die Bewegungen der Russen zu beobachten. Kaum 12,000 Mann waren es, die er dort hinführte, und von diesen mußte er noch 2000 Grenadiere, unter Anführung des Generals Thadden, nach Pommern senden, um den Prinzen von Würtemberg zu verstärken, der ein Lager bei Kolberg bezog. Ein Corps von 10,000 Mann war freilich zu schwach, um 50,000 Russen zu widerstehen; allein diese waren mit den Vorkehrungen zum Feldzuge noch zu beschäftigt, als daß sie eine schnelle Bewegung hätten unternehmen können. Auf alle Fälle war bei Glogau ein verschanztes Lager abgesteckt, und sowohl Goltz als Prinz von Würtemberg hatten Befehl, sich nach Maßgabe der Umstände die Hand zu bieten, bis der König oder Prinz Heinrich einen oder den andern zu unterstützen im Stande seyn würde.

So waren die Stellungen der Preußen gewählt, um allen gegen sie bewaffneten Feinden die Spitze zu bieten. So lange es noch unentschieden blieb, gegen welche Gegend sich die russische Armee wenden würde, herrschte im Allgemeinen eine vollkommene Ruhe auf allen Seiten, weil jeder Theil Gründe hatte, in Unthätigkeit zu beharren. Die Neckereien der Vorposten und Partheigänger, die sowohl im schlesischen Gebirge als in Sachsen mit abwechselndem Glücke

ausgeführt wurden, dienten mehr dazu, die Aufmerksamkeit des Publikums nicht ganz ungespannt zu lassen, als daß sie Einfluß auf das Ganze gehabt hätten; indeß schien das Ende des Junius wichtigere Ereignisse vorzubereiten, da sich die Russen in Bewegung zu setzen anfingen.

Feldmarschall Butturlin hatte Befehl gegeben, seine Armee bei Posen zu versammeln; gleichwohl waren die vier Divisionen, aus denen sie bestand, noch so von einander getrennt, daß General Goltz dem Könige den Vorschlag that, ihn gehörig zu verstärken, um diese Abtheilungen einzeln anzugreifen, und durch deren Zerstreuung die fernern Fortschritte der Russen aufzuhalten. Im vorigen Feldzuge waren bereits ähnliche Versuche auf ausdrücklichen Befehl des Königes gemacht worden; allein sie scheiterten jedesmal aus mehr als einer Ursache. Vielleicht versprach sich Friedrich II jezt von Goltz militärischen Talenten mehr, als von der Einsicht des in Ungnade gefallenen Grafen Dohna; denn er genehmigte den Vorschlag, und sandte, unter Anführung des Generals Schmettau, 8000 Mann nach Glogau, um seinen so entschlossenen Feldherrn in den Stand zu setzen, sein Vorhaben glücklich auszuführen. Allein an eben dem Tage, an welchem dieser aufzubrechen gedachte, raffte ihn eine tödtliche Krankheit schnell dahin, und die preußische Armee verlohr dadurch einen einsichtsvollen und tapfern General.

Dieser unerwartete Vorgang verrückte die ganze Unternehmung. Zwar übertrug der König den Oberbefehl über die bei Glogau versammelte kleine Armee dem General-Lieutenant Ziethen, der auch sogleich den Befehl zum Aufbruch gab; allein die Tage, in welchen Goltz seine Unternehmung zweckmäßig ausführen zu können berechnet hatte,

waren verstrichen. Schon war das ganze russische Heer im Lager bei Czeinpin versammelt, und hatte die engen Wege besetzt, welche durch die Sümpfe bei Zartsch und Deutsch-Groß führen. Ziethen konnte also nicht weiter als bis Kosten vorrücken, weil er bei der nunmehr erfolgten Vereinigung aller russischen Abtheilungen es nicht mehr für rathsam hielt, über die mit sumpfigen Ufern eingefaßte Obra zu setzen, er auch, wegen der Menge herumschwärmender Kosacken, keine zuverlässige Nachrichten von Butturlins Bewegungen zu erhalten vermochte. Endlich klärten sich dessen Absichten dahin auf, daß er seinen Marsch auf Breslau zu richten schien.

Sey es nun, daß Friedrich II, nachdem der vom General Goltz angezeigte, und durch seinen schnellen Tod verabsäumte günstige Zeitpunkt verstrichen war, in Absicht der Russen, sich bloß auf die genaueste Vertheidigung einschränken zu müssen glaubte, oder daß er, durch geheime Nachrichten von dem immer näher heranrückenden Ende der Kaiserinn Elisabeth veranlaßt, urtheilte: Butturlin werde, in Rücksicht auf die bekannten Gesinnungen des Thronfolgers, mit seinen Operationen eben nicht sonderlich eilen; genug, er ertheilte dem General Ziethen den Befehl, mit der Armee nach Breslau zurückzumarschiren, sie in zwei Corps zu theilen, und zwei verschiedene Läger hinter der Oder beziehen zu lassen. Eins dieser Corps, welches Ziethen anführte, ward bestimmt, entweder die Festung Brieg zu decken, im Fall sich die Russen zu einer Belagerung derselben anschicken sollten, oder erforderlichen Falls wieder zur Hauptarmee zu stoßen. General Knoblauch hingegen ward der Anführer des ehemaligen Goltzischen Corps, und erhielt den Auftrag, Breslau zu vertheidigen.

Während dieser Zeit gingen bei den im Gebirge stehenden Armeen gleichfalls Veränderungen vor. Die Annäherung der Russen bestimmte endlich Laudon zur Thätigkeit, und es schien ihm jezt, da die Preußen die Oder in der Gegend von Breslau besezt hielten, sicherer, die beabsichtigte Vereinigung mit ihnen in Oberschlesien zu bewirken. Zu dem Ende ließ er daselbst große Magazine anlegen, verstärkte das dort befindliche Corps des Generals Bethlem, und machte mit dem rechten Flügel seines Heeres Bewegungen, die nicht undeutlich zu erkennen gaben, er sey Willens, den König von Neiße abzuschneiden. Glückte dieses, so war der Endzweck, den Russen, die unweit Oppeln über die Oder setzen sollten, die Hand zu bieten, erreicht; nur kam es auf die Art der Ausführung dieses Vorhabens an. Laudon benahm sich dabei so geschickt, daß er, wäre er nicht durch falsche Nachrichten, die ihm General Brentano ertheilte, und denen er mehr als den wahren, vom General Luzynsky erhaltenen, glaubte *), getäuscht worden, das Ziel seines Wunsches erreicht haben würde.

*) Brentano und Luzinsky hatten beide Befehl, auf alle Bewegungen der Preußen sehr aufmerksam zu seyn. Beide sandten daher starke Patrouillen zum Recognosciren aus. Unglücklicherweise richtete der vom Brentanoischen Corps abgesandte Officier seinen Auftrag mit eben so vieler Nachlässigkeit, als der des Luzynskyschen mit Klugheit und Anstrengung aus. Jener ward getäuscht, dieser erzwang sich die Wahrheit. Die Berichte der Generale mußten also ganz entgegenlautend ausfallen, und Laudon, aus Vorliebe für Brentano, völlig hintergangen werden. Stolz auf das Bewußtseyn, authentische Nachrichten ertheilt zu haben, legte Luzinsky nicht wenig Wichtigkeit auf seinen Diensteifer; er hatte aber das Schicksal derer, welche die Handlungen ihrer Obern mit Recht — kritisiren; er ward von der Laudonischen zur Reichsnee verwiesen.

Aus den, obgleich äußerst versteckten Bewegungen des Feindes, ahnete der König dessen Vorhaben, und eilte seinem Gegner zuvorzukommen. Der Besitz der Anhöhen bei Groß-Nossen schien gegenwärtig beiden Heeren von der größten Wichtigkeit. Wer von beiden das Glück hatte, diesen Posten zuerst zu erreichen, konnte mit Wahrscheinlichkeit auf den besten Erfolg seiner Unternehmung rechnen. Beide Feldherren richteten daher ihren Marsch nach diesem entscheidenden Punkte hin; allein durch eine zwar äußerst gewagte, jedoch meisterhaft ausgeführte schnelle Bewegung erreichte Friedrich II denselben eher als die Oestreicher, deren Lagerabstecker er hier zerstreute und zum Theil gefangen nahm. Von den Preußen in seiner rechten Flanke umgangen und in seinem Laufe aufgehalten, gab Laudon sein Vorhaben völlig auf, und der König gewann wieder die Communication mit Neiße.

Zur Vereinigung mit den Russen mußte jezt ein anderer Operationsplan entworfen werden. Was Laudon in Ober-Schlesien nicht hatte gelingen wollen, das sollte nun in Niederschlesien versucht werden; und hier war das Glück mit im Spiele. General Carawelly mußte sich zum russischen Heere verfügen, das mit Schneckenschritten bis Namslau gekommen war. Er hatte den Auftrag: den Feldmarschall Butturlin zu bewegen, bei Leubus über die Oder zu setzen, und die Vereinigung mit seinen Alliirten am Fuße des Gebirges zu bewirken. Der russische Heerführer ließ sich diesen Vorschlag um so lieber gefallen, da er theils seine Armee den aus Pohlen erwarteten Lebensmitteln näher bringen konnte, theils nach seinem politischen Wunsche der Gang seiner Operationen durch diese abgeänderte Uebereinkunft verzögert ward.

Nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit konnte der König diesen neuen Entwurf ahnen; aller Anschein war dawider. In dem am schlesischen Gebirge gränzenden Theile von Böhmen hatte Laudon keine beträchtlichen Magazine; dagegen waren in Oberschlesien ansehnliche Vorräthe aufgehäuft; die östreichische Armee hatte fast nur einen Schritt rückwärts gethan, und 6000 Mann Russen waren allmählig zum Bethlemischen Corps gestossen, das von der Armee Verstärkungen erhalten hatte. Alles dies bestärkte des Königs Voraussetzung: Laudon suche nur seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, um Bethlem Gelegenheit zu verschaffen, durch einen angestrengten Marsch Oppeln zu gewinnen, während sich die Russen längs dem rechten Ufer der Oder dahin zögen. Die nächste Idee, die sich an diese Vermuthung anschloß, war die Nothwendigkeit, den General Bethlem aus der Gegend von Schnellenwalde verdrängen zu müssen, um dadurch die gemuthmaßte Vereinigung völlig zu hintertreiben.

Die preußische Armee setzte auf verschiedenen Schiffbrücken über die Neiße, und die während des Zuges nach Groß-Nossen bis an diesen Fluß vorgerückt gewesenen Corps der Generale Ziethen und Knoblauch folgten dem Heere, welches während der Nacht bei Lindewiese verweilte, und seinen Vortrab bis Schnellenwalde vorgehen ließ. Am folgenden Tage zog der König mit 11,000 Mann nach Neustadt, wo das Corps des Generals Ziethen zu ihm stieß. Der übrige Theil der Armee blieb unter dem Befehl des Grafen Wied bei Oppersdorf stehen, um Laudons Bewegungen zu beobachten. Dieser geschickte Feldherr, dessen Absichten dahin zielten, theils das Bethlemische Corps nöthigen Falls zu unterstützen, theils die Aufmerksamkeit

des Königs in dieser Gegend zu spannen, während sich die Russen Leubus näherten, setzte nun gleichfalls über die Neiße und bezog bei Bärsdorf ein Lager. Wirklich gelang es ihm durch diesen Kunstgriff, den König zu bewegen, den größten Theil der bei Neustadt versammelten Macht wieder nach Oppersdorf zurückzuführen, und nur Ziethen die Vertreibung des bei Jägerndorf stehenden Generals Draskowiz zu überlassen. Ueberdies erregte eine mit vieler Wichtigkeit angestellte Recognoscirung des preußischen Lagers, Besorgnisse, und veranlaßte Friedrich II, den General Ziethen, dem Draskowiz ausgewichen war, wieder an sich zu ziehen.

Laudons zweckmäßiges Benehmen bei dieser Gelegenheit verdient das Lob aller Kenner. Er mußte seinen Marsch wieder durch das Gebirge zurücknehmen, um seinen Verbündeten die Hand zu bieten; er mußte bei dem Blendwerke, welches er dem Könige vormachte, mit der äußersten Behutsamkeit zu Werke gehen, um nicht unvorbereitet angegriffen, vielleicht geschlagen oder wenigstens gezwungen zu werden, diesen seinen neuen Entwurf abermals aufzugeben. Dies that er mit eben so viel Geschicklichkeit als Vorsicht, obgleich nicht zu leugnen ist, daß die große Anzahl der ihm zu Gebote stehenden leichten Truppen, deren er sich bediente, um seine Bewegungen in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen, ihm dabei einen wesentlichen Vortheil gewährten. Friedrich II ward dadurch in beständiger Ungewißheit erhalten, und verhindert, sich der Vereinigung seiner Feinde in Niederschlesien mit eben der Anstrengung zu widersetzen, mit welcher es ihm in Oberschlesien geglückt war.

Unterdessen hatten sich die Russen gleichfalls in Bewegung gesetzt; ihr Marsch war aber nichts weniger als ange-

strengt *). So sehnlich ihnen auch Laudon mehr Eilfertigkeit wünschte; so gern er ihnen auch näher gerückt wäre, so vermied er doch irgend eine Blöße zu geben, da sich das ganze preußische Heer in der Ebene von Strehlen versammelte. Tief im Gebirge hielt er sich verschlossen, nur die vorgeschobenen Corps der Generale Janus und Brentano waren sichtbar, und hinderten den König, bestimmte Nachrichten von den Bewegungen seines Gegners einzuziehn. Eben so sehr wurden solche auf der andern Seite durch die herumschwärmenden Kosacken verschleiert, und keine der ausgesandten Abtheilungen war im Stande, einiges mit Gewißheit zu erforschen. Die Laudonische Armee schien verschwunden zu seyn, und ein Angriff, den General Czernitschew auf Breslau that, gab zu manchen ungewissen Vermuthungen Anlaß. Hatte sich der König anfänglich eingebildet, die Russen würden suchen bei Ohlau über die Oder zu gehen, da es ihnen bei Oppeln fehlgeschlagen war; hatten Laudons Bewegungen gegen Münsterberg ihn in dieser Voraussetzung bestärkt; hatte er in dieser Absicht die Stellung bei Strehlen gewählt, um hier die Vereinigung seiner Feinde zu hintertreiben, so hielt er jezt dafür, Butturlin sey Willens, längs der Oder gegen Glogau zu ziehen, um etwas gegen diese Festung zu unternehmen, da der Anschlag, Breslau zu überrumpeln, durch die plötzliche Erscheinung des Knoblauchischen Corps vereitelt worden war. Die Un-

*) Herr von Tempelhof sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, im fünften Theile S. 131. „Die Russen brachten „auf ihrem Marsche von Namslau bis Leubus zwölf, das will sagen, „beinahe eben so viel Tage zu, als Meilen von einem Orte zum „andern sind."

gewißheit, in welcher seine Feinde ihn so meisterhaft zu erhalten verstanden, setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Die Berichte seiner ausgesandten Feldherren waren eben so schwankend, als die Mittel, den Absichten seiner Feinde zweckmäßig entgegen zu wirken, nicht selten dem bloßen Zufall überlassen blieben. Endlich hob sich der Vorhang, als ihm der Kommandant von Schweidnitz meldete: die Oestreicher hätten ein weit ausgedehntes Lager zwischen Bögendorf und Hohenfriedberg bezogen; und er zugleich die, obgleich nicht ganz zu verbürgende Nachricht erhielt, die Russen träfen Anstalten bei Leuben über die Oder zu setzen.

Jezt erst hielt sich Friedrich II überzeugt, seine verbündeten Feinde wollten ihre Vereinigung in Niederschlesien bewirken. Er gab diesem Gedanken noch mehr Glauben, als er erfuhr, die Oestreicher hätten Jauer und Strigau besetzt. Nun schien ihm nichts gewisser, als daß Laudon den Fuß des Gebirges verlassen und sich in die Ebene ziehen würde, um seinen Alliirten die Hand zu bieten. Ihm hier zu begegnen, und durch die Kunst einer bei seiner Armee eingeführten verfeinerten Taktik entweder auf dem Marsche, oder doch unvorbereitet anzugreifen und zu schlagen, ehe er sein Vorhaben ausführen könnte, war sein sehnlichster Wunsch. Er brach daher mit dem Heere nach Kanten auf, und gab demselben so gekünstelte Stellungen, daß er seinen Zweck nicht zu verfehlen glaubte. Allein Laudon war zu vorsichtig, als daß er sich zu Gunsten seiner Alliirten einiger Gefahr hätte aussetzen sollen; er verließ das Gebirge nicht, bestand vielmehr darauf, daß die Vereinigung nur dort geschehen könne, und täuschte den König in seiner Erwartung. Friedrich II, bloß mit dem Gedanken beschäftigt, der östreichische Heerführer sey verbunden, den Russen entgegen

zu marschiren, wenn er ihnen nicht zweideutig erscheinen wolle, heftete seine ganze Sorgfalt auf diesen Gegenstand, rückte bis auf die Höhen von Jemkau vor, in der Hoffnung, Laudon unweit Jauer in Empfang zu nehmen. Weniger aufmerksam war er dagegen auf die Bewegungen der Russen, wovon bereits 12,000 Mann über die Oder gegangen waren, und sich Parchwitz näherten. Wahrscheinlich lag der Grund dieser Sorglosigkeit in dem einmal angenommenen Systeme, diese Völkerschaft nicht anders als nothgedrungen — anzugreifen, und dieser Vorsatz fügte sich glücklicher Weise in das Benehmen Butturlins, der nichts mehr wünschte, als nicht angegriffen zu werden. Kein Wunder also, daß auf dieser Seite die Preußen nur in kleine Gefechte mit den Kosacken verwickelt wurden, und daß die wirkliche Vereinigung der Verbündeten nicht wohl verhindert werden konnte, da Laudon keinen Schritt aus seinem Lager wich.

Indeß war der König mit einem Theile seiner Armee bis Nicolstadt vorgerückt, während die Russen nach Klemmeritz marschirten. Das Getöse des groben Geschützes, womit die zur Deckung dieses Marsches vorgeschobenen Kosacken und die russische Cavallerie begrüßt wurden, bewog Laudon, an der Spitze von 40 Schwadronen seiner Cavallerie, den Verbündeten, die er in Gefahr glaubte, zu Hülfe zu eilen. Unweit Strachwitz traf die an der Spitze des Vortrabs ziehende preußische leichte Cavallerie auf einen Theil seiner Kolonne. Drei östreichische Regimenter Cürassier wurden in einem Nu über den Haufen geworfen; ein preußisches Dragoner-Regiment hingegen, durch unzeitige Hitze verleitet, sah sich von Reitern und Kosacken umringt, mußte sich durchhauen, und ward sehr mitgenommen. Doch eilte der König mit einigem Fußvolk herbei, bediente sich seines

Geschützes

Geschützes mit Wirksamkeit, und zwang die Oestreicher, sich auf die russische Armee zurückzuziehn.

Zwar umarmten Laudon und Butturlin sich als Brüder; allein das Herz hatte wenig Antheil an den beiderseitigen Freundschaftsbezeigungen. Keiner traute dem andern. Laudon war mit der Langsamkeit der Russen unzufrieden, und Butturlin, sich bewußt, in seiner Lage alles gethan zu haben, was sein Bundesgenosse von ihm verlangen konnte, war um so gespannter, wenn er bedachte, daß dieser ihn bisher seinem Schicksal und der Gefahr überlassen hatte, einzeln angegriffen und geschlagen zu werden, welcher Fall leicht hätte eintreten können, wenn der König mehr geneigt gewesen wäre, sich mit den Russen zu messen. Selbst im östreichischen Heere war man unwillig, daß Laudon so wenig Thätigkeit bewies, und besonders den günstigen Zeitpunkt verabsäumte, die Preußen anzugreifen, die in getrennten Haufen standen. Diese Behauptung war auch um so richtiger, da, gesetzt auch, Butturlin habe in sich keinen dringenden Beruf gefühlt, seine Bundesgenossen auf das kräftigste zu unterstützen, dennoch die Gegenwart der Russen den König auf einer Seite beschäftigt haben würde, während auf der andern die ganze östreichische Macht mit großem Vortheile hätte wirken können. Weder Kleinmüthigkeit noch Mangel an Talenten hinderten Laudon an einer Unternehmung, die, bei wahrscheinlich glücklichem Erfolge, sehr entscheidend hätte werden müssen; denn von letzteren hatte er eben durch seine künstlichen Märsche die gültigsten Beweise abgelegt, und unter allen östreichischen Feldherren war er unstreitig der unternehmendste. Wahrscheinlich also — des Treffens bei Liegnitz eingedenk — war ihm die Taktik der Preußen und das fruchtbare Genie ihres Königs zu

furchtbar, oder — was glaubwürdiger ist — er wollte oder konnte von dem im Wiener Cabinet angenommenen Prinzip: den Bundesgenossen stets die ganze Last des Krieges aufzubürden, nicht füglich abweichen. Daß Butturlin dergleichen sowohl aus dem, was in den vorhergehenden Feldzügen geschah, als aus dem gegenwärtigen Benehmen des verbündeten Heerführers ahnete, erhellet daraus, daß er nunmehr mit Festigkeit darauf bestand, Laudon solle sich ihm mit seiner ganzen Macht nähern, falls es ihm ein Ernst sey, die Vereinigung zu Stande zu bringen. So unangenehm es diesem auch war, das Gebirge zu verlassen, so mußte er sich doch dazu entschließen: er zog also in drei Kolonnen nach Jauer, während General Beck, der bisher bei Zittau gestanden hatte, über Goldberg bei Liegnitz eintraf, und hier erfolgte endlich die Vereinigung beider Heere im buchstäblichen Verstande.

Jezt, da die feindlichen Heere einander so nahe gerückt waren, daß sie sich füglich die Hand bieten konnten, ward die Lage des Königs sehr kritisch. Vor sich hatte er die Russen, und die Oestreicher auf seiner linken Flanke. Ein gemeinschaftlicher, wohleingerichteter und mit Thätigkeit ausgeführter Angriff, konnte seine Angelegenheiten leicht in die größte Verwirrung bringen, die gegenwärtig ungefähr eben so standen, wie vor der Schlacht bei Liegnitz, nur mit dem Unterschiede, daß ihm der Weg nach Schweidnitz noch offen stand. Ließen auch seine ihm so sehr überlegenen Feinde ihn in seinen jetzigen Stellungen stehen, so konnten sie doch füglich Schweidnitz belagern, um dadurch die Eroberung von Schlesien zu beginnen, und dort einen Waffenplatz zu gründen. Nothwendig schien es also, sich einer Festung zu nähern, die der Schlüssel zu einer Provinz ist, deren Besitz

seit 1742 Oestreich und Preußen zu unversöhnlichen Feinden machte. Um dies zu bewirken, und zugleich wo möglich seinen Angelegenheiten unerwartet eine bessere Wendung zu geben, beschloß der König, durch einen angestrengten Marsch die äußerst feste Stellung bei Kunzendorf zu gewinnen, ehe sich Laudon dort wieder festsetzen konnte. Kühn war dieser Gedanke, den die Verzweiflung erzeugte, und wäre er ausführbar gewesen, so mußte nothwendig der Kriegsschauplatz in Schlesien ihm eine ungleich reizendere Ansicht gewähren. Denn war das östreichische Heer von seinen Magazinen abgeschnitten, so konnte es seine Verbündeten nicht länger ernähren, und diese erhielten einen guten Vorwand über die Oder zurückzugehn, um sich ihren eigenen Niederlagen zu nähern. So groß, so zweckmäßig aber auch Sachkundige diese gewagte Unternehmung finden mußten; so sehr sie Friedrichs militärischem Geiste Ehre gebracht haben würde, so wenig ward sie vom Glücke begünstigt. Der stets aufmerksame Laudon kam auch hier den Preußen zuvor; und als die Spitzen ihrer Kolonnen bis gegen das Gebirge hinkamen, erblickten sie dasselbe schon von den Feinden besetzt.

Nunmehr blieb dem Könige nichts weiter übrig, als seiner Armee eine äußerst feste Stellung zu geben, eine Stellung, wodurch er sowohl die Belagerung von Schweidnitz unmöglich zu machen, als auch Breslau gegen die etwanige Anfälle der Russen zu sichern im Stande seyn könnte. Er wählte dazu die Gegend zwischen Bunzelwitz und Tschechen, die er mit eben so viel Kunst verschanzen ließ, als er zweckmäßige Mittel wählte, sich hier mit der angestrengtesten Wachsamkeit zu vertheidigen. Dies verschanzte Lager glich gewissermaßen einer Festung, deren Ge-

schütz die einzigen drei Angriffspunkte bestrich; eine große Niederlage unter den Stürmenden anrichten konnte, und die Ueberwältigung der Posten fast unmöglich machte *). Der König, Ziethen und Ramin übernahmen jeder die Vertheidigung eines dieser Punkte, und um nicht, wie bei Hochkirch, überfallen zu werden, ward die Ordnung der Dinge umgekehrt; am Tage schlief der Soldat, und mit dem Retraiteschuß trat er unter Gewehr. So gerüstet überließ Friedrich sein Schicksal dem Zufalle.

Laudon sah die Verschanzungen der Preußen von Tage zu Tage zunehmen, und nur erst dann, als er sich überzeugt hielt, sie trachteten dahin, sich hier einzukerkern, wagte er es, von dem Gebirge herab in die Ebene zu steigen. Er zog die Russen näher an sich, und beide Heere berennten so zu sagen das Lager des Königs, recognoscirten solches mit Sorgfalt, fanden es aber noch nicht für gut, etwas dagegen zu unternehmen.

Endlich glaubte Laudon doch, es sey möglich, die Preußen aus ihren Verschanzungen mit Gewalt zu vertreiben. Die Eroberung von Schweidnitz hing davon ab. Die beste Jahreszeit war gewissermaßen in Unthätigkeit verstrichen; die Vereinigung beider Heere war geschehen; die Vorwürfe des Wiener Hofes mußten ihn treffen; sollten die großen Absichten des diesjährigen Feldzugs noch realisirt werden, so war es die höchste Zeit. Wollte man die Gegenwart der Russen nicht ungenutzt lassen, wollte man vielmehr zu-

---

*) Eine sehr vollständige Beschreibung dieses Lagers nebst einem sehr richtig gezeichneten Plan findet man in Herrn von Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges, und zwar im fünften Theile, S. 154 — 160.

geben, daß sie sich bald aus einer Provinz entfernten, die man nicht zu erobern vermochte; sollten die Erwartungen, die man von der Daunischen und Reichsarmee hegte, und die Bezug auf die glücklichen Operationen in Schlesien hatten, in Erfüllung gehn: so war ein entscheidender Schlag nothwendig. Dies Alles fühlte Laudon. Er eröffnete dem Feldmarschall Butturlin seinen Vorsatz; dieser äußerte aber Bedenklichkeiten. Ein gehaltener großer Kriegesrath, in welchem die Disposition zum gemeinschaftlichen Angriffe vorgetragen, zergliedert und bestritten ward, entschied nichts. Die Meinungen waren sehr getheilt: die russische Parthei bewies das Gefahrvolle des Angriffs, und daß es beinahe unmöglich seyn würde, alle dabei vorkommenden Schwierigkeiten glücklich zu besiegen. Sie behauptete: „es sey nicht „dringend nothwendig, die Preußen aus einem Posten zu „werfen, den sie doch bald, aus Mangel an Lebensmitteln, „zu verlassen gezwungen seyn würden; die Klugheit rathe, „vielmehr, sie hier noch enger einzuschließen, und das ruhig „abzuwarten, was man — des Sieges ungewiß — mit „dem Blute so vieler Tausende erkaufen müsse." Kurz, Laudons Beredsamkeit scheiterte an der eisernen Beharrlichkeit seines Bundesgenossen, nichts zu wagen; er konnte ihn nicht dahin bringen, in den Angriff des feindlichen Lagers zu willigen.

Friedrich II sagt in seinen hinterlassenen Werken *): „Wirklich waren die Herren Butturlin und Laudon über „diesen Angriff eins geworden, und ohne die folgenden Umstände würde derselbe Statt gehabt haben. Herr von „Butturlin, der lange bei der Tafel verweilte, bei wel-

*) Im fünften Theile, S. 203 und 204.

„cher der Wein nicht gespart ward, hatte in einem fröhlichen „Augenblicke, und mit dem Glase in der Hand, in alles ge„willigt, was ihm Herr von Laudon vorschlug. Die „Anordnung zu den drei Angriffen wurden schriftlich auf„gesetzt; man hatte sie den vornehmsten Officieren der Armee, „welche Befehle zu führen hatten, zugeschickt, und Herr „von Laudon war ganz zufrieden mit den Russen wieder „heimgekehrt. Allein Herr von Butturlin schlief nun „aus; und da er nach seinem Erwachen die Klugheit zu „Rathe zog, so wiederrief er die Befehle, die schon gegeben „waren." Diese sonderbare Anekdote, die der König hier niederschrieb, dürfte wohl nicht zu verbürgen seyn; vielmehr ist zu glauben, daß diese Aeußerung ein bloßer Ausbruch des launigen Witzes war, mit welchem der gekrönte Verfasser seine Feinde in seinen Schriften zu behandeln pflegte. Wahrscheinlicher ist es, daß Butturlin einsah, ihm werde der Angriff der allerfestesten Punkte des preußischen Lagers zu Theil werden; man werde östreichischer Seits ihn nicht gehörig unterstützen; beim Mißlingen der Unternehmung werde aller Vorwurf und alle Schande auf ihn fallen, wenn er gleich mit der größten Anstrengung den Kern seiner besten Infanterie aufgeopfert haben würde, und dann dürfte sein, von jedem Waffenplatz und jedem Magazin entblößtes Heer auf seinem Rückzuge mehr durch Hunger als durch das Schwert des Feindes aufgerieben werden.

Bei dem eingewurzelten Mißtrauen gegen die Oestreicher, bei dem bisherigen zweideutigen Benehmen Laudons, waren die Betrachtungen, die Butturlin in seiner politischen Lage anstellte, viel zu wichtig, als daß er sich zur Verstellung herablassen oder leichtsinnig etwas verhen haben sollte, was nach seiner Ueberzeugung gerade

zum Nachtheil des Staats, dem er diente, ausfallen konnte. Wir sind daher mit dem viel sicherern Zeugnisse des Verfassers des Verhältnisses zwisches Oestreich und Preußen *), der damals beim Laudonischen Heere angestellt war, einverstanden: daß Butturlin seine Abneigung gegen den Angriff unverholen blicken ließ, wenngleich er dieselbe mit Scheingründen zu rechtfertigen sich bemühte. Genug, der auf den 1sten September beschlossene Angriff mußte unterbleiben. —

Laudon war über den Starrsinn seines Bundesgenossen entrüstet; alle seine schönen Aussichten zu Ruhm und Ehre, welche die Phantasie ihm vormahlte, verschwanden, und die Hoffnung, Schlesien zu erobern, schien sich jezt wieder zu entfernen. Demungeachtet gab er seinen Vorsatz noch nicht auf. In dem Glauben, den russischen Heerführer vielleicht doch noch zu gewinnen, verfügte er sich zu ihm, erschöpfte sich in Beweisen von der Nothwendigkeit des Angriffs, wenn man den Feldzug nicht ungenützt endigen wolle; zeigte gegen die zu erlangenden großen Vortheile die damit verknüpfte geringe Gefahr, selbst bei der unglücklichsten Wendung, die das Treffen nehmen könne, und wiederholte seine Ansprüche auf die thätigste Unterstützung seiner Alliirten an dem Tage der zu liefernden Schlacht. Allein er konnte Butturlin zu nichts mehr bewegen, als daß er ihm ein Hülfscorps bewilligte, wenn die östreichische Armee angegriffen werden sollte. Voll Verdruß kehrte er nach seinem Hauptquartier zurück, wo ihn eine Gallenkolik überfiel, die ihn zwang, zwei Tage das Bette zu hüten. Kaum aber fühlte er sich etwas erleichtert, so entwarf er eine Disposition

*) Vierter Theil, S. 84.

zum Angriff, in welcher er es wagte, den Russen die Rollen zuzutheilen, die sie am Tage der Schlacht übernehmen sollten. Dies diktatorische Vorgreifen mußte den auf seine Ehre und sein Dienstalter stolzen Butturlin entrüsten, und Kaltsinn trat jezt an die Stelle der bisherigen geheuchelten Freundschaft. Ein festes Nein ward in seinem Munde positiver, als die zweideutigen Aussprüche jener Orakel. Er brach mit seinem Hauptheere nach Jauer auf, ließ nur 20,000 Mann, unter Anführung des Generals Czernitschew, bei der östreichischen Armee, und eilte mit schnellen Schritten nach der Oder zurück, bis wohin ihn General Beck mit seinem Corps begleiten mußte.

So endigte sich die wichtigste Begebenheit dieses Feldzuges und in gewissem Betracht dieses unnatürlichen Krieges. Seit der Schlacht bei Liegnitz hatte Friedrich II in keiner größern Gefahr geschwebt; denn dem Anscheine nach war eine gänzliche Niederlage sein Loos, wenn seine Feinde, einverstanden, ihn auf allen Punkten mit Nachdruck angriffen. Dann wäre vielleicht sein Schicksal entschieden, Schlesien und Sachsen verlohren gewesen. Allein die Vorsehung hatte seinen Untergang nicht beschlossen, mit so großer Gewißheit das Haus Oestreich auch diesen erwünschten Zeitpunkt erwartete. Mißtrauen, Eifersucht und tiefliegende politische Verhältnisse, mußten abermals den König retten, den man jezt sicherer unterdrücken zu können glaubte, da die Kräfte, mit welchen er bisher gegen seine mächtigen Verbündeten so kräftig gerungen hatte, schwanden.

Nachdem sich Butturlin von Laudon getrennt hatte, eilte dieser, seine vorige feste Stellung im Gebirge wieder einzunehmen, und der König sandte sogleich den General Platen mit 8000 Mann nach Breslau.

Zwar richteten die Russen ihren Marsch nach der Oder, doch war es nicht entschieden, ob sie gerade nach Pohlen in die Winterquartiere gehen, oder noch, wie im vorigen Jahre, einen Streifzug in die Mark und Pommern unternehmen würden.

Noch war die Jahreszeit dazu günstig, noch war Kolberg, welches Romanzow belagern sollte, wegen der Anwesenheit des Herzogs von Würtemberg nicht einzunehmen gewesen. Wahrscheinlich konnte man voraussetzen, daß Butturlin durch drohende Bewegungen den Herzog um die Mark besorgt machen, und ihn veranlassen könnte, Kolberg seinem Schicksale zu überlassen, um Berlin zu decken; und dann war die Absicht des russischen Heerführers, seine Winterquartiere in Pommern und Preußen zu nehmen, erfüllt. Bloß Mangel an Lebensmitteln konnte dies Vorhaben hintertreiben. Der alles mit einem Blick überschauende Friedrich faßte daher den wirklich kühnen Entschluß, die russischen Magazine in Pohlen zerstören zu lassen, um ihnen den Gedanken an eine anderweitige Operation gänzlich zu benehmen. So zweckmäßig aber auch diese Unternehmung schien, so gefahrvoll war es, im Rücken des Feindes Niederlagen zu zerstören, zu denen man nur durch einen fernen Marsch, ohne mehr als auf neun Tage Brod mitnehmen zu können, und in der augenscheinlichen Gefahr, von Schlesien und der Mark gänzlich abgeschnitten, wohl gar aufgehoben zu werden, gelangen konnte. Es zeugt daher von dem unbegränzten Vertrauen, welches der König in Platens Talente setzte, dessen dieser einsichtsvolle Feldherr sich aber auch durch seine Entschlossenheit würdig machte, obgleich er nicht unerhebliche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen mußte. Zwar traf er zu Kubialin, Rawicz und Posen lange die Vor-

räthe nicht an, die der König dort vorausgesetzt hatte; dagegen stieß er bei dem Kloster Gostin auf ein fahrendes Magazin, welches eine vierzehntägige Verpflegung der Armee in geschrotetem Korne geladen hatte. Ein Corps von 5000 Mann deckte dasselbe in einer mit großer Ordnung aufgefahrnen Wagenburg. Die Russen vertheidigten sich mit vieler Hartnäckigkeit; allein die Preußen stürmten die Wagenburg, eroberten und verbrannten sie. Fünf- bis sechshundert Russen blieben auf dem Platze, gegen 2000 wurden gefangen, das übrige zerstreute sich in die Wälder, und verkündigte dem in dieser Gegend befehlenden General Dalke den erlittenen Unfall. Dieser verstärkte sogleich die Besatzung von Driesen; und obgleich General Berg, den Butturlin zur Rettung seines Magazins absandte, das Platensche Corps, jedoch erst nach vollbrachtem Schlage, ereilte, sich auch jezt anschickte, demselben in der Neumark zuvorzukommen, während die Armee den Preußen auf dem Fuße folgte: so gelang es doch deren Anführer, bei Landsberg glücklich über die Warthe zu setzen, und den Marsch nach Pommern anzutreten, weil ihm kein anderer Ausweg übrig blieb. —

Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn der König nach der Trennung der Verbündeten in seinem Lager bei Bunzelwitz hätte verweilen können oder wollen, der diesjährige Feldzug in Schlesien keine fernern Begebenheiten von Belang würde aufzuweisen gehabt haben; wenigstens scheinen die Gründe zu dieser Behauptung einleuchtend, wenn man sich in die damalige Lage der Dinge hineindenkt. Während der vierzehn Tage, die seine Feinde in der genauesten Verbindung zubrachten, hatten sie ihn nicht angegriffen, selbst durch eine engere Einschließung nicht vermocht, ihm die Zufuhren aus dem Magazine zu Schweidnitz abzuschneiden.

Nachdem Butturlin die Oestreicher verlassen hatte, war Laudon nach dem Gebirge zurückgeeilt; ein Angriff war daher eben so wenig denkbar, als eine Belagerung, wenn der König seine vortheilhafte Stellung behauptete. Zwar sagt er in seinen hinterlassenen Werken *), es sey in der Niederlage von Schweidnitz nur auf einen Monat Verpflegung für seine Armee vorräthig gewesen, die Zufuhren aus Breslau hätten nicht anders, als unter starker Bedeckung bewirkt werden können, er habe sich daher genöthigt gesehen, das Heer dem Magazine von Neiße näher zu bringen u. s. w. Allein gesetzt auch, dies habe alles seine Richtigkeit gehabt, so war doch, in seiner Lage, ein Monat gewonnen, viel, wohl gar alles gewonnen. Mit dem Anfange des Novembers war am Fuße des Gebirges keine Belagerung mehr möglich, vielmehr die Jahreszeit eingetreten, in welcher man schon auf die Winterquartiere Bedacht zu nehmen pflegt. Wollten die Oestreicher nicht durch unwegsame Straßen die Communication mit ihren Niederlagen in Böhmen verlieren, so mußten sie frühzeitig das Gebirge verlassen, und so würde, durch einiges kaltblütiges Verharren, der Feldzug, von dessen rühmlichem Ausgange sich Preußens Feinde so viel versprachen, auf eine für sie sehr unrühmliche Art geendigt gewesen seyn. — Sollte man vielmehr nicht geneigt seyn, vorauszusetzen: der stets so thätige Friedrich, dem alles, was Vertheidigungskrieg hieß, verhaßt war, habe bei der glücklichen Wendung seiner Angelegenheiten Laudon keine weitere Absichten auf Schweidnitz zugetraut? habe bei seinem am Ende des Septembers angetretenen Marsche nach Groß-Nossen, bloß im Sinne gehabt, denselben aus seinem unangreiflichen

*) Theil 4, Seite 206.

Posten heraus zu locken, wenn er ihm Besorgnisse für Mähren und die Grafschaft Glaz erweckte? habe diesen Zug nur in der schmeichelhaften Hoffnung unternommen, eine Gelegenheit zu ersehn, ihn zu schlagen, und für den Rest des Feldzuges unschädlich zu machen? Wer den großen König genau gekannt hat, dem wird es nicht schwer, ihm alle diese Ideen unterzulegen; und gewiß ahnete derselbe damals den heftigen Schlag nicht, zu dem er seinem Gegner gewissermaßen die Hand bot. Allein Friedrich II war während dieses Feldzuges, in richtiger Beurtheilung der Operationen seiner Feinde, eben so wenig glücklich, als er es in Rücksicht der Nachrichten gewesen war, die er über die Bewegungen ihrer Heere einzuziehen sich bemühte. Die große Abneigung gegen geschickte, reichlich belohnte Kundschafter ließ ihn oft in Verlegenheit, und alles Bestreben seiner auf Entdeckungen ausgesandten Feldherren ward jederzeit durch die vorgeschobenen Corps der Feinde entkräftet.

Der Marsch der preußischen Armee nach der Neiße und über diesen Fluß, sollte also den Zweck haben, Laudon zu veranlassen, ihr nach Frankenstein und Münsterberg zu folgen; allein dieser Heerführer ging mit viel wichtigern Entwürfen um, als daß er dadurch sich hätte irre machen lassen sollen. Zur Ausführung derselben war ihm der Abzug des Königs aus der Gegend von Schweidnitz sehr willkommen. Er ließ ihn daher in Frieden ziehn, und begnügte sich, die Pässe auf dem Johannisberge, bei Wartha und Silberberg durch die Corps der Generale Bethlem, Draschkowitz und Brentano besetzen zu lassen. Dagegen eilte er, ein Vorhaben zu realisiren, das ihn schon lange beschäftigte, an dessen Ausführung ihn aber die eingetretenen Umstände stets gehindert hatten. Der Besitz von Schweidnitz war es, wor-

nach ihn schon seit Eröffnung des Feldzugs gelüstete. Er sah ein, daß die Eroberung von Schlesien, ohne den Besitz eines festen Waffenplatzes, ein Undig bleiben würde. Hatten anfänglich gemessene Befehle des Wiener Hofkriegsraths seine Handlungen gefesselt; hätte die schnelle Ankunft des Königs aus Sachsen, die verzögerte Vereinigung mit den Russen, deren Verweigerung eines gemeinschaftlichen Angriffs, Butturlins Zurückzug, und das Verharren der Preußen im Lager bei Bunzelwitz, ihm bisher die wichtigsten Hindernisse in den Weg gelegt; war vorauszusehn, daß Friedrich II keine methodische Belagerung zugeben würde: so blieb ihm jezt nichts weiter übrig, als die Abwesenheit des Königs zu benutzen, und einen Versuch zu machen, Schweidnitz zu überrumpeln. Alles schien seinen Wünschen zu entsprechen. Mit dem größten Theile seiner Armee stand er in der Nähe; auf Czernitschews Beistand konnte er rechnen; vielen seiner Officiere war der Zustand der Festung seit den Jahren 1757 und 1758 bekannt; häufige Ueberläufer bestätigten die Schwäche der ungefähr aus 3000 Mann bestehenden Besatzung; ja einige Schriftsteller versichern sogar, daß ein gewisser Major Rochas, der sich unter den dortigen Kriegsgefangenen befand, und bei dem Kommandanten, General Zastrow, sich einzuschmeicheln gewußt, Laudon manche zweckmäßige Anschläge zum Sturme gegeben habe. Sey es nun, daß dieser Verräther mehr oder weniger, vielleicht gar keinen Antheil an dieser Unternehmung gehabt, so hat doch die Ausführung gezeigt, wie genau Laudon seine Maßregeln zum glücklichen Erfolge genommen hatte. Das Mißvergnügen, welches er über den bisherigen schlechten Fortgang der verabredeten Operationen empfand, und der Wunsch, seine Ehre gegen die Vorwürfe seiner persönlichen

Feinde durch einen glänzenden Handstreich zu retten, spornten überdies sein Ehrgefühl, und trieben ihn an, mit der Ausführung zu eilen. Um sich indeß gegen alle Verantwortlichkeit zu decken, hatte er schon früher dem Feldmarschall Daun sein Vorhaben eröffnet, und dessen Genehmigung erhalten, zugleich aber dem Kaiser Franz I solches vertraulich mitgetheilt.

Der 1ste Oktober war der Tag, an welchem Schweidnitz den Preußen mit stürmender Hand entrissen ward. Laudon ließ sämmtliche Forts, welche dieser Festung zu Außenwerken dienen, zugleich angreifen. Sie wurden nach mehr oder weniger Widerstand erstiegen. Sobald diese erobert waren, kam die Reihe an die Stadt selbst, und bei der allgemeinen Verwirrung, die jezt herrschte, kam solche bald in die Hände der Stürmenden. Die russischen Grenadiere waren die ersten die den Hauptwall beim Bögenthor erstiegen, und den nachfolgenden östreichischen Bataillonen das Thor öffneten. General Zastrow ergab sich mit seiner aus 3240 Mann bestehende Besatzung auf Gnade oder Ungnade, und so ward in wenig Stunden eine Festung erobert, die eine Belagerung von mehreren Wochen erfordert haben würde. Verhältnißmäßig war der Verlust, den die Oestreicher bei dieser Gelegenheit erlitten, nur geringe. Er bestand, mit Inbegriff der Russen, in 68 Officieren und 1286 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten. Zwar hatte Laudon die Plünderung auf das strengste verboten, und dagegen den zum Angriff bestimmten Truppen eine Belohnung von 100,000 Gulden versprochen; gleichwohl konnte dies bei den in Wuth gesetzten Soldaten nicht verhindert werden, bis die Cavallerie in die Stadt drang, und der Fürst von Lichtenstein die Ordnung herstellte. Nur die Russen zeichneten sich

durch eine vortreffliche Mannszucht aus; ruhig erwarteten sie auf dem Walle, den sie erstiegen hatten, die Befehle ihrer Officiere. Sie legten hier einen Beweis ab, daß ihre, wegen ihrer Zügellosigkeit so verschrieene Nation, menschlicher handeln konnte als andre Europäer, die im Rufe der Sittlichkeit standen.

In mehreren Schriften hat man den Kommandanten von Schweidnitz mancher Nachlässigkeit, und seine Besatzung eines zu schwachen Widerstandes beschuldigt. Beides ist, wo nicht ganz, doch zum Theil ein Irrthum, in welchen man gemeiniglich zu verfallen pflegt, wenn man nicht geahnete widrige Begebenheiten beschönigen will. Zwar war Zastrow ein Sybarit, und als solcher verdrängten oft die Freuden des Lebens den Ernst eines Soldaten; allein man kann doch auch nicht behaupten, daß er sich unvorbereitet habe überfallen lassen, vielmehr sind Anzeigen vorhanden, daß er einen Angriff vorausgesetzt habe, nur waren die Vorkehrungen, die er am Abende vor dem Sturme traf, theils wegen der Schwäche seiner Besatzung nicht zweckmäßig, theils beruhten sie auf angenommenen falschen Grundsätzen. Von ungefähr 3800 Mann, aus welchen seine ganze Besatzung bestand, vertheilte er den größten Theil in die weitläuftigen Außenwerke, auf den Hauptwall, und als Handlanger bei dem nicht gehörig bedienten Geschütz; die übrigen 1500 Mann waren als Reserve hinter den Forts gelagert. Sechszig Dragoner und Husaren wurden weit ins Feld gesandt, um die Bewegungen des Feindes auszuspähen, und sobald sie ihn ansichtig würden, Feuer auf ihn zu geben; Zastrow selbst blieb die Nacht auf dem Hauptwalle. In soweit war an der gegebenen Disposition nichts zu tadeln, obgleich er bei einem zu erwartenden gewaltsamen Angriffe von seiner

zu schwachen, größtentheils aus unzuverlässigen Leuten zusammengesetzten Besatzung sich keinen langen Widerstand versprechen konnte. Allein durch einen unverzeihlichen Fehler entkräftete er das Mittel, welches er gewählt hatte, um zeitig von der Ankunft des Feindes unterrichtet zu werden. Um den Feldmarschall Laudon ahnen zu lassen, er sey auf alle Ereignisse vorbereitet, gab er den Besatzungen der Forts den Befehl, während der Nacht ein Kleingewehrfeuer zu unterhalten, und von Zeit zu Zeit einen Kanonenschuß fallen zu lassen. Das Getöse, welches dadurch im ganzen Umfange der Außenwerke entstand, verhinderte aber, den Knall der Pistolen- und Carabinerschüsse zu hören, wodurch die ausgesandte Cavallerie den Anmarsch des Feindes anzukündigen den Auftrag hatte; und so ereignete es sich, daß die Oestreicher schon den bedeckten Weg erstiegen, und sich unter den Kanonenschuß befanden, ehe die Mannschaft in den Forts unter Gewehr kommen konnte. Hiernächst waren die Reserven nicht hinlänglich unterrichtet, wie sie sich, im Fall eines Angriffs, benehmen sollten; und da 20,000 Mann, fast zu einer und eben der Zeit, einen raschen muthigen Sturm wagten, manche ihnen bekannt gewordene fehlerhafte Konstruktion der Forts, so wie manche vernachlässigte Reparaturen an den Außenwerken benutzten, auch die geringe Anzahl der Vertheidiger ihnen großen Vortheil gewährte: so entstanden Verwirrungen, welche die Eroberung beschleunigten. Daß hingegen die Besatzung der Außenwerke ihre Schuldigkeit that, so viel es in ihren Kräften stand, die des Forts Nr. 1. den Sturm zweimal abschlug, und die des Wasserforts sich erst des Morgens um 7 Uhr er-, nachdem die daselbst eingesperrten Kriegsgefangenen Kerker erbrochen, und die stürmenden Kroaten eingelassen

lassen hatten, beweist der nicht geringe Verlust den der Feind an diesem Tage erlitt.

Während Laudon Schweidnitz durch einen Handstreich eroberte, wartete der König mit Ungeduld auf die Erscheinung der großen östreichischen Armee in der Gegend von Frankenstein. Schon waren drei Tage des Harrens vergeblich verstrichen; alle ausgesandte Haufen fanden vom Feinde nichts als die oben erwähnten vorgeschobenen kleinen Corps. Endlich gelang es dem General Lentulus, dem Könige die erste Nachricht von diesem harten Schlage zu hinterbringen, welche bald darauf durch einen umständlichen Bericht des Generals Zastrow bestätigt ward, der sich mit den Worten anfing: Sire! Alles ist verlohren, nur die Ehre nicht. Der betroffene Friedrich antwortete ihm: „Ihr schreibt mir, wie Franz I nach der Schlacht bei „Peria an seine Mutter schrieb: Alles ist verlohren, nur die „Ehre nicht. Ich kann indessen das Schicksal, das Euch „betroffen hat, noch nicht begreifen, und verschiebe mein „Urtheil." — Da indeß in der Folge Zastrow nicht zur Verantwortung gezogen, vielmehr, als er um strenge Untersuchung seines Verhaltens bat, mit den Worten entlassen ward: „Der König beschuldige ihn keines Verbrechens, aber „nach einem solchen Unglücke würde es gefährlich seyn, ihm „ferner einen Posten oder Befehl anzuvertrauen," so ist zu vermuthen, der König habe den Verlust einer für ihn so erheblichen Festung mehr seinen unzeitigen Operationen, und der zu geringen Besorgniß um dieselbe, zugeschrieben, als dem Verhalten des Kommandanten. —

Man hätte denken sollen, die kühne That, durch welche Laudon alle seine bisher verunglückten Operationen deckte, und alle nachtheiligen Urtheile gegen seine eigne und die Ehre

seiner Armee verwischte, würde ihm, außer den ihm gebührenden Lobsprüchen, noch ansehnliche Belohnungen bewirkt haben; allein keins von beiden erfolgte. Er hätte zu dieser Unternehmung keinen speziellen Auftrag erhalten, und der auf seine Autorität so eifersüchtige Hofkriegsrath wandte daher seinen ganzen Einfluß dazu an, um Maria Theresia's Zorn gegen ihn zu reizen. Selbst Kaiser Franz, den er zum Vertrauten seines Vorhabens gemacht, und der es über sich genommen hatte, ihn zu vertreten, vermochte es nicht, ihn mit seiner Gemahlinn auszusöhnen. Nur die kältere Ueberlegung des Grafen Kaunitz, und der mächtige Einfluß des alten Fürsten Lichtenstein milderten einigermaßen den Unwillen der Kaiserinn-Königinn, und dämpften das Aufwallen jener egoistischen Räthe, die auch den Helden verdammten, wenn er ohne ihr Vorwissen und ihre Zustimmung glänzende Thaten ausführte. Die Geschichte des Hauses Oestreich liefert davon mehrere Beispiele, und es ist daher um so weniger zu bewundern, wenn Laudon, ein Mann ohne Ahnen, ohne Ansehen, ohne Protektion, der sich bloß durch Talente von einem Kroaten-Major zum Grade eines Feldzeugmeisters emporgearbeitet hatte, in Ungnade fiel, weil er unbevollmächtigt, mit Entschlossenheit und Einsicht, eine Unternehmung ausführte, die jede Verzögerung vereiteln mußte. Selbst die mächtigen Neider seines Ruhmes waren niederträchtig genug, einen so glänzenden Zug aus seiner militärischen Laufbahn zu einem Kroatenstreich herabzuwürdigen; und so ward ein Mann mit der fühlbarsten Undankbarkeit belohnt, der während des ganzen siebenjährigen Krieges seiner Beherrscherinn bald durch kluge Entwürfe, bald durch seine Tapferkeit die wesentlichsten Dienste geleistet hatte. Erst nach vielen Jahren war

es Joseph II vorbehalten, die gegen seine Verdienste begangenen Ungerechtigkeiten durch besondere Auszeichnungen wieder gut zu machen. Wann werden doch die Menschen aufhören sich von Vorurtheilen beherrschen zu lassen!

Hatten nach der Trennung der östreichisch-russischen Heere, und nachdem Laudon das Gebirge wieder bezog, die Angelegenheiten des Königs in Schlesien eine sehr vortheilhafte Wendung genommen; schien der diesjährige Feldzug gegen die beiden Kolossen rühmlich geendiget: so brachte ihn jezt ein durch unrichtige Beurtheilung der feindlichen Operationen erzeugter falscher Schritt um alle bisher erhaltenen Vortheile. Doppelt mußte Friedrich II den Verlust von Schweidnitz empfinden, da gegenwärtig die Unmöglichkeit eintrat, diese Festung dem kühnen Laudon auf eine oder die andere Art wieder zu entreißen, er sogar, im Besitze dieses Waffenplatzes, seine Eroberungen weiter treiben, wenigstens seine Winterquartiere im Gebirge nehmen, und einen Theil von Schlesien brandschatzen konnte. Zu dieser unangenehmen Lage gesellten sich noch die von dem Zustande von Pommern eingegangenen ungünstigen Nachrichten, wovon wir in einem andern Abschnitte handeln werden. Alles dieses erforderte veränderte Maßregeln. Der König, der willens war seine Armee Kantonirungsquartiere in der Gegend von Neiße beziehen zu lassen, mußte dies Vorhaben aufgeben, und eine anderweitige Stellung wählen, in der es ihm möglicher ward, sowohl diese Festung als auch Breslau zu decken, Laudons etwanige Fortschritte zu hemmen, und dem Prinzen von Würtemberg eine Unterstützung zu senden. Die Gegend bei Strehlen schien ihm dazu die bequemste; er brach daher mit seinem Heere dahin auf, verlegte es in die umliegenden Städte und Dörfer, und ließ

den General Schenkendorf mit 4000 Mann nach Pommern ziehen.

In dieser so zweckmäßig genommenen Stellung genossen die Preußen einer ungestöhrten Ruhe, weil der Neid, der an Laudons Ruhme unaufhörlich nagte, ihm den gemessenen Befehl hatte zukommen lassen, bloß vertheidigungsweise zu handeln, dann seine Winterquartiere im Gebirge zu beziehen, um im folgenden Jahre den Feldzug im Innern von Schlesien zu eröffnen. In Wien war man besorgt, oder wollte es wenigstens seyn, der König möchte einen raschen Zug nach Sachsen unternehmen, um sich an Daun für den ihm durch Laudon zugefügten Verlust zu rächen. „Tritt", heißt es, „dieser Fall ein, so muß ersterer dergestalt verstärkt werden, „daß er den Stoß aushalten kann, und daher wird es dem „Feldzeugmeister Laudon zur Pflicht gemacht, nicht nur „sämtliche Regimenter der Daunischen Armee, durch die „derselbe im Frühjahre verstärkt wurde, zurückzusenden, „sondern noch mehrere von seiner Armee nach Sachsen marschiren zu lassen."

Laudon kannte das Gewicht seiner am Wiener Hofe herrschenden Feinde eben so gut, als den unternehmenden Geist des Königs. Es war daher für ihn eben so bedenklich, gegen die erhaltenen Vorschriften zu handeln, als zu einer Jahreszeit, die zu kriegerischen Unternehmungen nicht mehr sonderlich geeignet zu seyn schien, sich in der Ebene Friedrichs militärischem Geiste entgegen zu stellen. In steter Aufmerksamkeit auf jede auch nur scheinbar einen Zug nach Sachsen beabsichtigende Bewegung der Preußen, verließ er das Gebirge nicht, und so verlief die Zeit in Unthätigkeit, bis beide Armeen das Feld zu räumen und ihre Winterquartiere zu beziehen Anstalten trafen. Das russische Hülfs-

corps ward in die Grafschaft Glaz verlegt; die Oestreicher in das Gebirge zwischen Schweidniß und der böhmischen Gränze. Die Preußen nahmen ihre Quartiere an der Oder in und um Breslau; ihre Vorpostenkette ward zwischen Kanth und Neiße gezogen, während die ihrer Feinde sich von Pleß in Oberschlesien über Johannisberg, Wartha und Hirschberg bis Görliß erstreckte.

So endigte sich der diesjährige Feldzug in Schlesien. Der zum Vertheidigungskriege wieder gezwungene König von Preußen hatte seine Angelegenheiten theils durch Anstrengung, theils mit Hülfe des Glücks im Gleichgewicht erhalten. Der Fehler, durch den er Schweidniß verlohr, war das einzige erhebliche Versehen, das er sich vorzuwerfen hatte, dessen Folgen aber das eingewurzelte Vorurtheil des Wiener Hofes weniger bedenklich machte. Ein großer Theil von Schlesien war indeß dadurch in feindlichen Händen geblieben, und der künftige Feldzug versprach eben kein günstiges Schicksal; noch weit niederschlagender würde aber die Lage der Preußen geworden seyn, wäre die so fein gesponnene Verrätherei eines sogenannten schlesischen Edelmannes gelungen. Warkotsch — so hieß dieser Nichtswürdige — hatte mit einem auf dem östreichischen Vorposten befehlenden Hauptmann Wallis verabredet, den König aus seinem vor Strehlen belegenen einsamen, und nur mit einer Compagnie Grenadiere besetzten Hauptquartiere lebendig oder todt aufheben zu lassen. Der Jäger Kappel und ein katholischer Pfaffe in Siebenhöfen, Namens Schmidt, waren seine Vertraute, durch die er die mit Wallis unterhaltene Korrespondenz besorgte. Die über Friedrich II wachende Vorsehung ließ dies Bubenstück jedoch nicht zur Reife kommen. In der zur Ausführung bestimmten Nacht (den 30sten No-

vember) verrieth Kappel dem Könige die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, und so entging derselbe einer Nachstellung, die er auf keine Weise durch sein Betragen gegen den Verräther sich zugezogen hatte. Dieser sowohl, als sein Spießgeselle Schmidt, entgingen dem Arme der Gerechtigkeit durch die Flucht; die östreichischen Feldherren lehnten weislich jede Mitwirkung von sich ab, und Maria Theresia gab ihren Abscheu gegen das schwarze Vorhaben dadurch zu erkennen, daß sie Warkotsch, der um eine Schadloshaltung wegen des Verlustes seiner eingezogenen Güter anhielt, mit einem geringen Almosen aus ihren Staaten verwies *). —

*) Diese sehr bekannte Anekdote hat der Herr von Archenholz im zweiten Theile seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, S. 286 — 294, so umständlich und wahr erzählt, daß ich derselben hier nur beiläufig erwähne.

XVI.

Betrachtungen über die Feldzüge der Preußen in Sachsen und Pommern. — Eroberung von Kolberg, den 16ten December 1761.

Nachdem der König im Mai nach Schlesien marschirt war, blieb Prinz Heinrich mit ungefähr 32,000 Mann in Sachsen, um dies Churfürstenthum gegen die östreichische und Reichsarmee zu decken. Erstere stand unter dem Befehle des Feldmarschalls Daun, die nach dem, was davon zur Verstärkung des Generals Laudon nach Schlesien war detaschirt worden, nur aus 30,000 Mann bestand, dennoch aber, in Absicht ihres Heerführers, den Namen der Hauptarmee führte. Letztere war bis 20,000 Mann stark, und ward, nachdem der Herzog von Zweibrücken das Kommando niedergelegt hatte, von dem östreichischen General Serbelloni angeführt.

Prinz Heinrich war gezwungen, bloß vertheidigungsweise zu Werke zu gehen; denn theils hatte er, mit Inbegriff der Reichsarmee, 50,000 Streiter gegen sich, theils waren verschiedene seiner Regimenter noch nicht vollzählig, und die meisten Freibataillone — obgleich sie schon mit zu seiner Armee gerechnet wurden — hatten kaum ihre Errichtung angefangen. In nicht viel besserer Verfassung waren die übrigen Abtheilungen der Armee, da weder die preußischen, noch die oberschlesischen, noch die westphälischen Re-

gimenter, Mannschaft aus ihren Kantonen ziehen konnten, und der König gesteht selbst in seinen hinterlassenen Werken *): „daß der Zustand seiner Heere es nicht mehr erlaubt „habe, sich täglich herumzuschlagen, vielmehr daß er ge„drungen gewesen wäre, ihre Kräfte zu wichtigeren Augen„blicken aufzusparen.“ —

Die Armee des Feldmarschalls Daun stand auf beiden Seiten der Elbe unweit Dresden, und dieser Feldherr schien nur bestimmt, nach Maßgabe der zu erwartenden glücklichen Vorfälle, die letzte Hand ans Werk zu legen. Die Reichsarmee, welche den Winter über durch die Abtheilungen der Generale Syburg, Schenkendorf und Linden sehr beunruhiget worden war, kantonnirte noch im Voigtlande; da ihr aber die Eroberung von Sachsen aufgetragen war, so rückte sie bereits in Julius bis an die Saale vor.

Prinz Heinrich, der seine Armee hinter den Defilees der Triebse, von Meißen bis Nostitz, versammelt, auch die Höhen von Schlettau, Miltitz, die Katzenberge und den Radewitzer Berg hatte verschanzen lassen, konnte nur von hieraus die Schritte seiner Feinde beobachten, und soviel es in seinen Kräften stand, verhindern, daß sie weit um sich griffen. Seine Lage, in welcher er nur mit der möglichsten Klugheit und Vorsichtigkeit handeln durfte, ward dadurch noch kritischer, daß er nicht nur zwei verschiedenen Armeen die Spitze bieten, sondern auch ein scharfes Augenmerk auf andere Gegenstände, z. B. auf die Nachbarschaft der Franzosen, in Absicht der Provinzen Halberstadt und Magdeburg, ingleichen auf den Feldzug der Schweden, in Absicht Berlins, richten mußte. So schwer aber auch die dem Prinzen

---

*) Im vierten Theil, S. 183.

übertragene Rolle war, so muß man ihm doch die strenge Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er alle seine Schritte mit eben so viel Weisheit als Kaltblütigkeit einrichtete, und den Ruhm davon trug, daß ihn der Feind nicht aus seiner Stellung zu vertreiben vermochte.

Da Daun, in Erwartung der großen Begebenheiten, die sich in Schlesien zutragen sollten, sich sehr passiv verhielt, so beunruhigte der Prinz Heinrich dagegen die Reichsarmee desto öfter. Der ganze Feldzug erzeugte daher nur kleine Gefechte, wobei einzelne Feldherren von allen Armeen stets in Bewegung blieben, und ihre Geschicklichkeit zu zeigen sich angelegen seyn ließen. Feindlicher Seits versuchten ihre Kräfte: Zetwitz, Brumian, Torrek; preußischer Seits thaten sich Seidlitz und Kleist vorzüglich hervor. Letzterer war nur Obrister und Inhaber eines Husarenregiments; allein sein Patriotismus reizte ihn, fünf Schwadronen Frei-Dragoner und ein Bataillon sogenannter Kroaten zu errichten. Sein edles Betragen gegen diese seine Untergebenen, so wie der Ruf seiner Thaten, machten diese Truppen bald vollzählig; und mit diesem gewiß auserlesenen Corps führte er die glänzendsten Unternehmungen aus, so daß er bald das Schrecken seiner Feinde ward, und sich den Ruhm eines der ersten Partheigänger seiner Zeit erwarb.

Außer der beständigen Aufmerksamkeit, welche die verschiedenen Bewegungen des Feindes dem Prinzen in Sachsen abnöthigten, lag es ihm noch ob, auf die Sicherheit der Mark und der über der Elbe belegenen Provinzen zu sorgen. Bei der Annäherung der Schweden stand Berlin in Gefahr, und die Franzosen, welche über die Weser gegangen waren, und sich bis ins Braunschweigische verbreiteten, schienen das Fürstenthum Halberstadt zu bedrohen. So wenig zahlreich

auch seine Armee war, so sah er sich doch genöthigt, Detaschementer nach diesen beiden Punkten zu senden; diese Umstände hinderten ihn indeß nicht, zugleich bald den Oestreichern bald der Reichsarmee die Spitze zu bieten, und sich in seiner einmal genommenen Position unverrückt bis zum Schlusse des Feldzuges zu erhalten.

Seiner Klugheit, mit der erforderlichen Entschlossenheit gepaart, muß man diesen glücklichen Ausgang der Sachen zuschreiben. Von jeder andern Unterstützung entblößt, mußte er sich isolirt in seinem festen Posten zu behaupten suchen; so wie aber auch bei einer belagerten Festung mit Geschicklichkeit unternommene Ausfälle oft die Arbeiten mancher Nacht zerstöhren, eben so wußte der Prinz den Zeitpunkt abzusehen, die Unternehmungen seiner Feinde dadurch rückgängig zu machen, daß er sie fast in eben dem Augenblicke selbst angreifen ließ, in welchem sie sich ihm zu nähern trachteten.

Nicht so glücklich und nicht mit so vieler Weisheit führte der Herzog von Würtemberg den Feldzug in Pommern. Der Besitz von Kolberg, das die Russen schon einmal vergebens zu erhalten versucht hatten, war ihnen zu wichtig, um nicht noch einmal etwas gegen diese Festung zu unternehmen. Man wußte, daß General Romanzow mit 10,000 Mann im Anmarsch sey, um sie zu erobern, und daß ein aus schwedischen und russischen Schiffen zusammengesetztes Geschwader ausgerüstet werde, um diese Unternehmung zu begünstigen. Der Herzog von Würtemberg, der mit den unter ihm stehenden Truppen im Mecklenburgischen überwintert hatte, bekam daher den Auftrag, für die Sicherung von Kolberg zu sorgen. In Anfange des Junius bezog er vor der Festung ein verschanztes Lager zwischen der

Ostsee und der Persante, und schob den General Werner mit ungefähr 2000 Mann in die Gegend von Köslin und Belgard vor, um den General Tottleben zu beobachten.

So lange die feindliche Flotte noch nicht in See war, hielt sich Romanzow in seinem Lager hinter Köslin ganz ruhig, und der Herzog trug dem Könige den Entwurf vor, diese noch günstige Zeit zu nutzen, um den russischen Feldherrn anzugreifen, und aus Pommern zu vertreiben. Allein Friedrich II genehmigte diesen Antrag nicht, indem er sich schmeichelte, die Diversion, die damals General Goltz von Glogau aus gegen die russischen Magazine zu machen beauftragt war, würde Romanzow ohnedies veranlassen, sich aus Pommern zurückzuziehen; vielmehr befahl er ihm, sein ganzes Corps in den Verschanzungen zu versammeln. Der Herzog gehorchte, machte nur einige Veränderungen in seinen Vorposten, und so blieben beide Theile, bis auf einige Scharmützel der leichten Truppen, ruhig, bis die russische Flotte auf der Rhede von Rügenwalde ankam, und die Landungstruppen nebst dem Belagerungsgeschütz ausgeschifft waren.

Jezt war die Romanzowsche Armee bis zu 24,000 Mann angewachsen. Sie setzte sich in Marsch, und lagerte sich im Angesichte der Preußen; zugleich segelte die Flotte nach Kolberg und blockirte den dortigen Hafen. Die preußischen Verschanzungen schienen indeß dem russischen Feldherrn zu stark, um sie mit Gewalt zu erobern, und er beschloß daher einen zwar langsameren doch sicherern Weg einzuschlagen, indem er Laufgräben eröffnen ließ, um dies Lager, gleich einer Festung, zu belagern. Der Herzog that dagegen alles um seine Werke zu vertheidigen, zu verbessern, und nach Maßgabe der Umstände neue anzulegen; um aber die

Feinde auf einen andern Gegenstand hinzulenken, sandte er den General Werner mit einem Corps Cavallerie nach Treptow, von wo aus er den Rücken der Russen zu bedrohen und ihre Depots zu zerstöhren den Auftrag hatte. Werner war aber zu sicher, ward bei Treptow überfallen, und mit Verlust vieler Leute selbst gefangen.

Romanzow führte nun die angefangene Belagerung des preußischen Lagers regelmäßig fort, und die Flotte setzte die Stadt mit ihren Bomben zu. Bald wurden die Redouten gestürmt, der Sturm ward aber abgeschlagen; bald wurden einige von den Russen erobert, am folgenden Tage ihnen aber mit Gewalt wieder entrissen. Dergleichen Vorfälle bezeichneten manchen Tag, die Preußen aber wurden dabei allmählig eingeschlossen.

Nun fing der Mangel an Lebensmitteln und Munition im preußischen Lager an fühlbar zu werden, und in dieser Lage gereichte es dem Herzoge zu keinem geringen Troste, als er erfuhr, daß der König ihm das Corps des Generals Platen, das die russischen Magazine in Pohlen hatte zerstöhren müssen, mit einigem Proviant zu Hülfe sende. Zwar erhielt er dadurch eine Ergänzung seines durch die anhaltenden Strapazen mitgenommenen und durch manche Gefechte geschwächten Corps; allein der russische General Berg war nicht allein Platen auf dem Fuße gefolgt, sondern selbst Feldmarschall Butturlin war mit seiner Armee bis nach Driesen vorgerückt. Jezt konnte Romanzow sowohl seine Belagerung fortsetzen, als den Preußen die Zufuhre möglichst erschweren. Der Herzog that zwar alles was in seinen Kräften stand, um Transporte von Stettin nach Kolberg zu schaffen; allein die Nähe und die Uebermacht des Feindes verhinderten die glückliche Ausführung

der Unternehmungen; selbst einige zur Sicherung derselben abgesandte Detaschementer wurden theils geworfen, theils aufgehoben, so daß er, bei der immer ungünstigern Jahreszeit und nach so vielen fruchtlosen Versuchen, sich endlich entschließen mußte, Kolberg seinem Schicksale zu überlassen, um sein Corps, das durch die ausgestandenen Mühseligkeiten sehr mitgenommen war, in die Winterquartiere zu führen. So viele erhebliche Schwierigkeiten aber auch die eingeschlossenen Preußen bei ihrem Abzuge aus dem Lager zu überwinden hatten, so ward derselbe doch mit so vieler Kunst ausgeführt, daß man ihn für einen der merkwürdigsten halten kann. Der Obrist Heyden, dessen eiserne Tapferkeit Kolberg schon zweimal mit so vielem Ruhme vertheidiget hatte, mußte diesmal der Nothwendigkeit weichen, weil er den Hunger seiner Besatzung nicht mehr zu stillen vermochte. Er kapitulirte am 16ten December, und die Kaiserinn Elisabeth hatte noch kurz vor ihrem Tode das Vergnügen, daß ihre Armee in Pommern in die Winterquartiere verlegt wurde.

Da der Herzog von Würtemberg sich bis in die späteste Jahreszeit in seinem verschanzten Lager erhielt, Romanzow dasselbe nicht erobern konnte, und die Preußen bloß aus Mangel an allen Bedürfnissen ihm hatten weichen müssen: so scheint der Hauptfehler dieses verunglückten Feldzuges in der geringen Sorgfalt zu liegen, die man anwendete, das Corps zur rechten Zeit zu verproviantiren. Wahrscheinlich hatte sich also entweder der Herzog nicht vorgestellt, bis im Winter hier ausdauern zu müssen, oder das Kommissariat dachte zu ökonomisch, um zeitigere Vorkehrungen zu treffen, und allenfalls aufs gerathewohl ein Uebriges zu thun. So lange die Russen noch bei Köslin standen, ihre

Flotte noch nicht in See war, und die Schweden die Insel Wollin noch nicht besetzt hatten, war es eine leichte Sache, von Stettin aus ganze Schiffsladungen nach dem Hafen von Kolberg bringen zu lassen, und eine dergleichen Vorsichtigkeit wäre, bei der Wichtigkeit der Angelegenheit, gewiß nothwendig gewesen. Dem Herzoge war es, aus manchen Gründen, vielleicht weniger zu verargen, daß er die so nöthige Verproviantirung verabsäumte, als denen, welchen die Verpflegung seines Corps besonders aufgetragen war; dem Verfasser ist es aber bekannt, und er hat selbst die Erfahrung gemacht, daß in dem gegenwärtigen Kriege das Departement der Lebensmittel viel zu haushälterisch dachte, um die aus Vorsicht herbeizuschaffenden Bedürfnisse auf ein ungewisses Spiel zu setzen, ohne zu bedenken, daß der immer doch nur mögliche Verlust von einigen tausend Scheffeln Mehl oder Getreide weit unwichtiger ist, als die Folgen, welche daraus für das Ganze entstehen können. —

XVII.

Politische Lage der kriegführenden Mächte vor Eröffnung des Feldzuges von 1762.

Die Unglücksfälle, die am Schlusse des vorigen Feldzuges den König von Preußen trafen, hoben den Muth seiner erbitterten Feinde, besonders des Wiener Hofes dergestalt, daß Maria Theresia die gegründetste Hoffnung hegte, ihn nun ohne weitere Gefahr völlig zu vernichten. Freilich war dazu aller Anschein vorhanden. Der König hatte drei seiner Festungen verlohren; zum erstenmale nahmen die Oestreicher in Schlesien, die Russen in Pommern ihre Winterquartiere, und in Sachsen hatten sich seine Feinde viel weiter ausgedehnt, als es ihnen bisher möglich gewesen war. Seine Armee war ruinirt; und da Oestreich keine Auswechselung der Gefangenen gestatten wollte, so ward der Ersatz derselben immer beschränkter, so sehr seine Werber es sich auch angelegen seyn ließen, ihre Entreprisekontrakte, zu ihrem Privatvortheil, zu erfüllen. Friedrich II mochte selbst das Kritische seiner Lage fühlen; er mochte sich vorstellen, daß er, nach so vieler Standhaftigkeit, dennoch seinen übermüthig gewordenen, mächtigen Feinden würde unterliegen müssen, denn er war damals ernster und in sich gekehrter, als sonst; die Musen allein blieben sein einziger Trost, und diesen huldigte er selbst in seinen größten Widerwärtigkeiten.

In der wichtigsten Epoche seines Unglücks erschien ihm indeß ein entfernter Strahl von Hoffnung. Er, der in Europa nur noch einen, und zwar jezt sehr zweideutigen Alliirten an Georg III von England hatte, genoß das unerwartete Glück, daß ihm vom Orient aus Beistand angeboten ward. Die Sache betraf eine angebliche Aeußerung des Tatar-Chans: gegen eine bestimmte Subsidie ein Corps von 16,000 Mann zu seiner Disposition mobil zu machen. Sey es nun, daß, wie der König in seinen hinterlassenen Werken *) versichert, dieser Fürst den Antrag freiwillig machen ließ, oder daß derselbe — welches wahrscheinlicher ist — eine Folge der Bemühungen war, die seine Agenten sich zu der Zeit gaben, als er die Türken gegen Oestreich in Bewegung zu setzen beabsichtigte, um zugleich jene Nation gegen die Russen aufzuhetzen, genug er nutzte diesen Umstand, und sandte seinen Adjutanten, den jungen Goltz, nebst dem Doktor Frese **) nach Baktschisarai, um einen Allianztraktat abzuschließen. Dieser kam auch wirklich dergestalt zu Stande, daß der Chan sich anheischig machte: gegen gute Bezahlung, 40,000 Mann nach Ungarn oder Rußland marschiren zu lassen. Der König hoffte, die Pforte, mit welcher er bald ein gleiches Bündniß zu schließen gedachte, dadurch in die Verbindlichkeit zu setzen, den Chan zu unterstützen, sie folglich

*) Im vierten Theile, S. 240.

**) Frese war ein Arzt, und in dieser Qualität erschien er nicht als Negociateur. Allein da man in Erfahrung gebracht hatte, der Chan liege an einer Krankheit darnieder, welche seine Aerzte nicht zu heilen verstanden, so hoffte der König sich ihm zu verbinden, wenn er indirekte zu seiner Genesung beitrüge.

folglich in einen Krieg mit seinen Feinden zu verwickeln; in dieser Hinsicht war es denn wohl der Mühe werth, Geld daran zu wenden, um den guten Willen des Tatarfürsten zu benutzen.

Elisabeth war, nach langwierigen Leiden, endlich dem russischen Throne durch den Tod entrissen worden, und der Großfürst hatte solchen unter dem Namen Peter III bestiegen. Dieser Fürst war gerade der Gegenfüßler seiner verstorbenen Tante. Sie liebte die Gemächlichkeit, er war thätig; sie folgte den Eingebungen ihrer Günstlinge, er war eigenwillig; sie haßte Friedrich II, er vergötterte ihn. Es bedurfte daher um so weniger Politik, ihn zu fesseln, da er, gleich nach seinem Regierungsantritte, der erste war, der durch seinen Vertrauten Gudowitz die Hand zum Frieden, und in der Folge zu einer Allianz mit Rußland bot. Ueber die Bedingungen des erstern ward gar nicht discutirt. Peter gab alle von den Russen eroberten preußischen Provinzen zurück, rief seine Armee aus denselben ab, und ertheilte dem General Czernitschew den Befehl, das östreichische Heer sogleich zu verlassen. Gegen alle diese großmüthigen Aufopferungen verlangte er nur die Freundschaft des Königs und ein enges Bündniß mit demselben.

Diese schnelle Veränderung, die sich im Norden zutrug, wirkte sowohl auf die Tatarn, als auf die Türken. Erstere hielten es nicht mehr für rathsam, Streifzüge ins russische Gebiet zu wagen; und obgleich der Divan 110,000 Mann in der Gegend von Belgrad versammelte, so ließen die Gesinnungen des Großvizirs und des Mufti es doch nicht zu, daß solche weiter als zu einem Cordon an der ungarischen Gränze gebraucht wurden, ein Umstand, der

auf den Wiener Hof weniger Eindruck machte, als der Tod der Kaiserinn Elisabeth *).

---

*) Mit so vieler Gewißheit man auch dem nahen Ende der Kaiserinn entgegen sah, so erwartete Friedrich II dasselbe dennoch nicht, weil er sich vom Glücke gänzlich verlassen glaubte. Selbst als er zu Breslau, durch den englischen Gesandten am Hofe zu Petersburg, benachrichtigt ward, daß Elisabeth in sehr kurzer Zeit mit Tode abgehen werde, wollte er dieser Nachricht nicht trauen. Sein Vorleser, der Herr von Katte, war gerade gegenwärtig, als der Kourier ihm die Depesche überbrachte. Gelassen zeigte er sie ihm, und als Katte ihm dazu Glück wünschte, sagte er: „ich „will mit ihm wetten, die Kaiserinn stirbt noch nicht, denn ihr Tod „wäre mein Glück, und diese Huldgöttinn hat mir den Rücken zugekehrt." Katte erwiederte: „ich bin nicht reich genug, um „mit Ew. Majestät eine anständige Wette einzugehen; allein ich besitze einen vortrefflichen Schweizerkäse, und den will ich sehr gern „verlieren, wenn nicht Ew. Majestät in kurzem die zuverlässige „Nachricht von Elisabeths Tode erhalten." „Topp" — antwortete der König — „ich halte ihn beim Wort, und wenn ich die „Wette verliere, werde ich mich zu lösen wissen." Am folgenden Tage, gleich nach Mitternacht, läßt er seinem Vorleser befehlen, unverzüglich zu ihm zu kommen. Mit sichtbarer Freude eröffnet er ihm, er habe so eben die Nachricht von dem wirklichen Tode der Kaiserinn erhalten, reicht ihm ein zusammengelegtes Papier, und befiehlt ihm, solches einzustecken. Hierauf lenkt er das Gespräch auf andre, gelehrte Gegenstände, und entläßt ihn erst nach vier Uhr des Morgens. Katte, der sich des königlichen Versprechens gewiß hielt, glaubte, das empfangene Papier enthalte eine bedeutende Anweisung auf irgend eine Casse; allein wie ward er betroffen, als er statt dessen bloß ein sehr beißendes Sarcasm auf die Verstorbene ansichtig wurde. So schnell wirkte Friedrichs Geist, und so schnell wußte er die Abwechselung von Freude oder Leid auf der Stelle zu benutzen. Hier artete seine Muse in Satyre aus, statt daß sie nach dem Verluste von Schweidnitz ihm ein Gedicht über den Stoicismus diktirte. —

Das plötzlich veränderte Staatssystem des Petersburger Hofes, die Abberufung des Czernitschewschen Corps, und Peters III dringendes Ansuchen, gleichfalls mit dem Könige von Preußen Frieden zu schließen, waren unerwartete Vorfälle, welche die am Ende des vorigen Feldzuges geschöpfte, nicht unwahrscheinliche Hoffnung des Wiener Hofes, Friedrich II zu Boden zu werfen, auf einmal zerstörte. Maria Theresia war ihrer Sache so gewiß gewesen, daß sie, zur Ersparung der Kriegskosten, 20,000 Mann ihrer Armee, als überflüssig, abgedankt hatte, die so geschwind wieder aufzurichten fast unmöglich schien. Hierzu gesellte sich noch, außer dem immer drückender werdenden Mangel an Gelde, die Nachricht von der zwischen Rußland und Preußen geschlossenen Allianz, von den friedfertigen Gesinnungen der Krone Schweden, und den Unterhandlungen, die Frankreich in London fortsetzte, um einen billigen Frieden zu erhalten, so daß das Haus Oestreich — bisher die Seele eines ungeheuern Bündnisses — beinahe befürchten mußte, sich von allen seinen Alliirten verlassen zu sehn, es mit Preußen allein aufnehmen, oder wenigstens so viele errungene Vortheile beim Friedensschlusse fahren lassen zu müssen.

Die Negociationen des Hofes zu Versailles in London hatten jedoch nicht den erwünschten Ausgang. Frankreich hoffte die Engländer einzuschläfern; es wollte nichts verlieren, und glaubte, den Einfluß, den der friedliebende Lord Bute auf den König hatte, zu nutzen, um wenigstens einen Theil der ihm in beiden Indien entrissenen Kolonien wieder zu erhalten. Herr Pitt hingegen, der damals noch am Staatsruder saß, ließ sich nicht irre machen; vielmehr eroberten die Britten die Insel Belle-Isle und Pondichery während der Unterhandlungen. Als der Herzog von Choi-

seul sah, daß seine Negociationen nicht so weit, wie er gehofft hatte, gediehen, griff er zu einem außerordentlichen Mittel, das entweder Eindruck auf England machen, oder, falls dies nicht gelingen würde, Frankreich einen Alliirten verschaffen sollte, durch dessen Beistand es den Krieg mit mehrerm Nachdruck und Glück fortzusetzen im Stande seyn könnte. Dies Mittel war, mit der Krone Spanien ein Bündniß gegen England zu schließen, und um dies desto leichter zu bewirken, entwarf er den bekannten Familientraktat, nach welchem die beiden Zweige des Hauses Bourbon künftig nur wie ein einziger angesehen werden, und beide Reiche gleiche Rechte genießen sollten. Dies neue politische Gebäude, welches Spaniens Ehrgeiz kitzelte, es aber zugleich mit England entzweite, ward bloß zum Vortheil Frankreichs aufgeführt; denn wenn es im Traktate hieß: daß beide Zweige durch eine gemeinschaftliche Hülfsleistung Gewinn und Verlust unter einander theilen wollten, so daß die Eroberungen und Vortheile des einen den Schaden und Nachtheil des andern decken sollten: so waren beim Friedensschlusse die Eroberungen, die Spanien machen konnte, als Compensationen anzusehen, um die Engländer zu nöthigen, eroberte französische Besitzungen wieder heraus zu geben, die man ihnen mit Gewalt zu entreißen nicht mehr vermochte. —

Diesem Bündnisse zufolge mußte der zur Unterhandlung des Friedens nach London gesandte Herr von Buissy im Namen des Königs von Spanien einige von den englischen Kapern aufgebrachte Schiffe reklamiren, besonders aber verlangen, daß die Britten sich des Fällens des Campescheholzes enthalten sollten. Dieser Antrag mußte das englische Mi-

nisterium entzweien, an dessen Spitze sich zwei Männer von ganz ungleichem Charakter befanden. Ihre Meinungen über das übermüthige Ansinnen des spanischen Hofes waren sich eben so entgegen, als sich wahre Politik von leidenschaftlichem Unsinn unterscheidet. Herr Pitt, der nur die Vortheile seines Vaterlandes beabsichtigte, mit dem edelsten Stolze alle seine Entwürfe überdachte und ausführte, sah sogleich ein, daß Spanien den Krieg wünsche, und schlug vor: diese Macht plötzlich anzugreifen, ehe sie noch mit ihren Zurüstungen zu Stande gekommen seyn würde. Lord Bute hingegen, ehemaliger Oberhofmeister des Königs, mehr ehrgeizig, als geschickt, glaubte sich seiner Nation verbindlich zu machen, wenn er ihr den Frieden verschaffte. Er rechnete ihr die ungeheuern Summen vor, die der Krieg schon verschlungen habe, und behauptete: es werde vortheilhafter seyn, in Madrid zu unterhandeln, als in London neue Beiträge zu bewilligen.

So wie viele große Angelegenheiten oft durch Vorurtheile oder falsch verstandene Politik geleitet werden, so geschah es auch hier. Die Meinung des Lords Bute behielt die Oberhand, und der so heftig gekränkte Pitt gerieth in einen edelen Unwillen, daß er noch in eben der Session des Parliaments, in der er überstimmt ward, alle seine Aemter und Würden niederlegte. Bute nahm seine Stelle ein, verlohr seine Zeit mit Unterhandlungen, und hatte am Ende den Verdruß zu sehen, daß England dennoch den Krieg fortzusetzen gezwungen ward.

Kaum erschien er als Staatsminister, so bezeichnete er sein Amt mit Ungereimtheiten. Der Kaltsinn, der schon seit Georg II Tode zwischen England und Preußen anfing sichtbar zu werden, ward noch dadurch vermehrt, daß die

Subsidien, welche die Nation Friedrich II seit 1758 bewilligt hatte, nicht mehr gezahlt wurden. Bute schmeichelte sich, dadurch diesen Fürsten in die Nothwendigkeit zu versetzen, jede ihm vorgeschriebene Friedensbedingung anzunehmen. In dieser Ueberzeugung erlaubte er sich, sowohl am Petersburger als auch am Wiener Hofe, Schritte, die von der geringen Kenntniß zeugten, die er von dem Charakter und der Denkungsart Peter III und des Grafen Kaunitz hatte. Er, der mit Gewalt einen allgemeinen Frieden erzwingen wollte, that Vorschläge, die zum Untergange Preußens, mit dessen Staaten er so freigebig umging, als wenn bloß er darüber zu disponiren hätte, abzielten. Seine angesponnenen Negociationen bedeckten ihn aber mit Schande; der Kaiser von Rußland nahm seinen Antrag mit Verachtung auf, und gab dem Könige von Preußen Nachricht von der Treulosigkeit dieses Engländers; Kaunitz glaubte darin eine Intrigue zu wittern, indem er voraussetzte, man wolle dadurch Oestreich mit dem Hofe zu Versailles entzweien. Er beantwortete Butes Antrag mit dem ganzen Uebermuth eines stolzen Ministers, indem er solchen kalt von sich wies, und auf die allein schon hinreichende Macht seiner Beherrscherinn provocirte.

Der König von Dänemark, der den nahen Ausbruch des Ungewitters ahnete, welches über seinem Haupte zu schweben schien, war nicht wenig in Verlegenheit, wie er dasselbe glücklich abwenden solle. Die Ansprüche, welche Peter III auf Holstein machen konnte, waren nicht ganz grundlos. Es hieß, daß 60,000 Russen, zu denen 6000 Preußen stoßen sollten, bestimmt wären, das dem Kaiser in seinen Vorfahren angethane Unrecht und die ihm erwiesenen persönlichen Beleidigungen zu rächen. Dagegen herrschte

in der dänischen Armee weder Disciplin noch Taktik, besonders aber fehlte es ihr an einem fähigen Anführer. Graf St. Germain, ein Officier von bewährtem Rufe, den Mißvergnügen aus dem französischen Dienste verdrängt hatte, ward dazu aufgefordert. Er suchte allen Mängeln der dänischen Armee nach Möglichkeit abzuhelfen, besonders die sehr erschöpfte Kriegskasse, durch ein von der Stadt Hamburg erpreßtes Lösegeld, zu bereichern; und um den Schauplatz des Krieges von den Gränzen des Reichs zu entfernen, rückte er mit einem Theile des Heeres in Mecklenburg ein. Alle Besorgnisse verschwanden indessen bei der Staatsrevolution, die sich bald darauf in Rußland ereignete, und wovon wir in der Folge reden werden.

Zwar hatte die Lage des Königs von Preußen, durch die Anhänglichkeit Peters III an seine Person, viel gewonnen; allein so sicher er auch auf dessen Freundschaft und Beistand rechnen konnte, so war er doch nicht ohne Sorgen. Der neue Kaiser, der sich vorgenommen hatte, die Staatsmaximen Peters I in Ausübung zu bringen, beging Uebereilungen, die sein auf dem Throne so befestigter Ahnherr sich nicht einmal zu erlauben wagte, und welche die seitdem vorgerückte Zeit fast noch unausführbarer machte. Er eignete sich die Ländereien der Geistlichkeit zu; ein so eigenmächtiges Verfahren zog ihm aber den Haß der Clerisei und der bigotten Nation zu, und bahnte, in Verbindung mit andern Ursachen, den Weg zu einer Verschwörung, deren Ausbruch, früh oder spät, vorauszusehen war. Friedrich II ließ es zwar nicht an Winken fehlen, um den Kaiser zu warnen, mehr auf seiner Huth zu seyn; allein dieser Fürst, der übrigens das beste Herz besaß, und es sich angelegen seyn lassen wollte, sein Volk glücklicher — zu machen, war, in dem zu

festen Vertrauen auf die Liebe der Nation, zu sehr mit seinen Planen beschäftiget, und zu sorglos, einer Anzahl ehrgeiziger Intriganten zeitig zuvorzukommen, als daß er dergleichen, ihm freundschaftlich ertheilte Warnungen, gehörig zu beherzigen sich die Mühe gegeben hätte. Friedrich mußte ihn also seinem Schicksale überlassen, da ihn Gründe nicht zurechtzuweisen vermochten.

Dies alles hinderte indeß nicht die Abschließung der Allianz mit Rußland. Der Graf Schwerin, den Peter III aus seiner bisherigen Gefangenschaft freigelassen hatte, überbrachte den Traktat nach Breslau, zugleich aber den Befehl an den General Czernitschew, mit seinem Corps zur preußischen Armee zu stoßen, und so war nun von allen Seiten Alles eingeleitet, um den Feldzug mit Nachdruck zu eröffnen.

XVIII.

Feldzug von 1762 in Schlesien. — Treffen bei Reichenbach. — Eroberung von Schweidnitz, den 9ten Oktober 1762.

Die sichere Rechnung, die der König sich auf die Erscheinung von 16,000 Tatarn machte, die der Chan durch die Wallachei marschiren zu lassen versprochen hatte, erzeugte in ihm den festen Vorsatz, den diesjährigen Feldzug mit einer Diversion in Ungarn zu eröffnen. Dem zufolge war der General Werner, von Geburt ein Ungar, bestimmt, sich in der Gegend von Ofen mit den Tatarn zu vereinigen,

und die Streifereien zu unterstützen, die sie in jenen Provinzen, vielleicht gar im Oestreichischen, unternehmen könnten. Dem ihm untergeordneten Corps waren bereits die Kantonnirungsquartiere unweit Kosel in Oberschlesien angewiesen worden, und mit Sehnsucht erwartete man die Ankunft der orientalischen Bundesgenossen. So gewagt auch Sachkundigen eine solche Operation scheinen muß; so wenig zuverlässig man auf die wirkliche Erscheinung der Tatarn rechnen konnte, da es noch ungewiß blieb, ob auch die Pforte ihnen den Durchzug gestatten würde, so scheint es doch, daß Friedrich, der damals zu allerlei Hülfsmitteln seine Zuflucht nahm, gehofft habe, diese Diversion werde die Aufmerksamkeit der Oestreicher rege machen, und sie veranlassen, ein ansehnliches Corps zur Deckung der Erbstaaten abzusenden. Diese ganze Absicht verschwand aber nach dem Tode der Kaiserinn Elisabeth, dem Regierungsantritte Peter III, dem Friedens- und dem Freundschaftsbündnisse mit Rußland und der dadurch veränderten Gesinnung des Tatar-Chans; die vielleicht sehr prekäre Expedition ward jezt überflüssig, und der König, des Beistandes des neuen Kaisers versichert, entwarf viel ausgedehntere Plane. —

Von Seiten Rußlands und Schwedens beruhiget, zog er die Corps, die er im vergangenen Jahre nach Pommern hatte senden müssen, an sich, und versammelte seine nunmehr aus 66,000 Mann bestehende Armee unweit Breslau. Die des Generals Laudon, über welche der Feldmarschall Daun den Oberbefehl übernehmen sollte, stand im Gebirge, und dehnte ihre Quartiere von Jägerndorf bis Striegau aus. Auch sie ward durch einige Abtheilungen verstärkt, die von der Armee, welche Feldmarschall Serbelloni in Sachsen kommandirte, nach Schlesien abgegangen waren.

Gleich nach seiner Ankunft ließ Daun die Truppen ein Lager beziehen, dessen rechter Flügel sich an den Zobtenberg lehnte, dessen linken aber das Corps des Generals Ellrichshausen auf dem Pitschenberge sicherte. Der König hingegen begnügte sich, seine Armee an beiden Ufern der Lohe in Kantonnirungsquartiere zu verlegen, die er durch verschiedene vorgeschobene Corps, deren Aufmerksamkeit keine Bewegung des Feindes entwischen konnte, deckte. Dies war die Stellung beider Heere, und so blieben sie im Ganzen ruhig, bis das Czernitschewsche Corps, das von Thorn aus sich wieder nach Schlesien zu wenden Befehl erhalten hatte, an der Oder angelangt war.

Die ersten Operationen fielen in Oberschlesien vor, wo General Werner bis zu 10,000 Mann verstärkt worden war. Bald darauf stieß der Herzog von Bevern mit 5000 Mann, die er aus Pommern her anführte, zu ihm, und übernahm das Kommando über das ganze Corps. Dies hatte die Folge, daß Daun den General Beck gleichfalls dahin ziehen ließ, um sich dem Vordringen der Preußen zu widersetzen. Es fielen hier indeß keine Begebenheiten von Wichtigkeit vor, und der König war zufrieden, daß der Marsch der Beckischen Abtheilung seinen auf die Zertheilung der Daunischen Armee abzielenden Absichten entsprach. Dagegen fing in Niederschlesien der kleine Krieg an lebhafter zu werden. Czernitschew hatte zwei Pulk Kosacken vorausgehen lassen, die zusammen 2000 Mann ausmachten; der König vertheilte diese bei seinen vorgeschobenen Corps, welche die Generale Lossow und Reizenstein befehligten. Nun wurden die feindlichen Vorposten fast täglich beunruhigt, und die östreichischen Feldherren bedauerten um so mehr die im abgewichenen Winter

vorgenommene Verminderung des Heeres, da sie größtentheils die leichten Truppen betroffen hatte *). Zugleich rückte der Herzog von Bevern nach Troppau vor, und zwang den General Beck sich über die Morava zurückzuziehen. Dieser Feldherr setzte sich bei Freudenthal, wo er sich gegen eine ihm überlegene Macht mit vieler Geschicklichkeit behauptete.

Am 1sten Julius setzte sich endlich die preußische Armee in Bewegung, und lagerte sich bei Sagschütz, jenseits des Schweidnitzer Wassers. In der Nacht mußte General Neuwied, den der König — wie es hieß — mit 12,000 Mann abgesandt hatte, um den Marsch der Russen zu decken, sich ihm zur Seite stellen, und sich anschicken, den östreichischen linken Flügel über Striegau zu umgehen; allein der vorsichtige Daun verließ sowohl den Pitschen- als den Zobtenberg, und nahm ein anderes Lager auf den zwischen Bögendorf und den Zeiskenberge belegenen Anhöhen. Der König folgte ihm, und nahm die Positionen wieder ein,

*) Bei einer solchen Gelegenheit ereignete sich eine Begebenheit, die von dem buchstäblichen Gehorsame der Russen zeugte. Der König wollte die Geschicklichkeit der Kosacken auf die Probe stellen, befahl daher dem Anführer derselben, einen östreichischen Vorposten, von etwa hundert Mann Cavallerie, aufzuheben, und bediente sich dabei des französischen militärischen Ausdrucks Pferde, statt Mann. Die Kosacken hatten das Glück, diesen Vorposten zu umzingeln und zu Gefangenen zu machen, brachten aber nur die erbeuteten Pferde mit. Friedrich stutzte, und erkundigte sich, wo man denn die dazu gehörige Mannschaft gelassen habe? Der Anführer der Kosacken entschuldigte sich, indem er erwiederte: Ew. Majestät haben mir nur befohlen die hundert Pferde aufzuheben, folglich habe ich die Mannschaft laufen lassen. Der König lachte herzlich über diese Einfalt. —

die er im vorjährigen Feldzuge gegen die vereinigten Armeen Laudon's und Butturlin's behauptet hatte.

So fest auch die östreichische Stellung auf ihrer Fronte war, so konnte sie dagegen auf ihrer linken Flanke umgangen werden. Dies versuchte der König, indem er mit seinem ersten Treffen zum General Neuwied stieß, während General Ziethen mit dem zweiten und der ganzen schweren Cavallerie stehn blieb, um den Feind in Respekt zu halten. Daun, der durch einen Ausreißer des Wiedschen Corps von diesem Vorhaben benachrichtigt ward, sandte ungesäumt den General Brentano nach Adelsbach, um die dort im Rücken der Armee belegenen Berge zu besetzen. Hier griff ihn der preußische Vortrab an, und es entstand ein hitziges Postengefecht, in welchem man die gewissermaßen überspannte Entschlossenheit der Angreifenden eben so wie die tapfere Gegenwehr der Angegriffenen bewundern muß; letztere hatten die Vortheile des Terrains, erstere das Uebergewicht der Macht, die sie unterstützen konnte, auf ihrer Seite. Mit fester Standhaftigkeit schlug Brentano die Stürme ab, welche fünf preußische Bataillone gegen die nackten Felsen, auf denen er stand, unternahmen. Sie büßten bei dieser Gelegenheit 1200 Mann ein, und dieser Verlust benahm ihnen die Lust, hier durchzubrechen; der östreichische Feldherr genoß dagegen die Ehre, ohne Hülfe der ihm gesandten Verstärkung, das Daunische Heer gerettet zu haben; denn wäre es dem Könige gelungen, Brentano zu werfen, so konnte dies für die im Rücken bedrohete Armee sehr traurige Folgen haben.

Graf Wied wandte sich nun gegen Braunau, um das dortige Magazin zu zerstören; Brentano und Haddik kamen ihm aber zuvor, welches ihn veranlaßte, seinen

Marsch nach Trautenau zu richten. Hier ließ er die Kosacken, die seinen Vortrab bildeten, vorschwärmen; sie durchstreiften das Innere des Königsgräzer Kreises nach allen Richtungen, und wurden durch die leichte Cavallerie der Generale Lossow und Reitzenstein unterstützt. Auf diesen Zügen trieben die Kosacken ihren gewöhnlichen Unfug, bezeichneten ihre Schritte durch rauben, plündern und verheeren, und doch will man bemerkt haben, daß sie dabei nicht ganz so grausam verfuhren, als sie es sich bisher in den brandenburgischen Staaten erlaubt hatten, ein Umstand, der wohl nicht so leicht hinlänglich zu erklären seyn möchte *). Uebrigens brachte dieser Streifzug keine andere Wirkung hervor, als daß er anfangs unter die Einwohner des Landes, die ihre Gränze sehr gut gedeckt glaubten, weit umher Schrecken verbreitete. Der Aufenthalt der Preußen war zu kurz, um stärkern Eindruck zu machen, und was auch der König in seinen hinterlassenen Werken **) von dem Entschlusse des Feldmarschalls Serbelloni, dieser Invasion wegen Sachsen mit der Armee verlassen zu wollen, behauptet, so scheint ein so übereilter Vorsatz mit der natürlichen Gleichgültigkeit dieses Feldherrn, die fast an Indolenz gränzte, im Widerspruch zu stehen. Das Corps Preußen, welches

---

*) Die sie begleitenden Preußen, besonders die Schaar des Generals Reitzenstein, durch das gegebene Beispiel gleichfalls hingerissen, verleugneten bei dieser Gelegenheit ihre sonst bekannte Sittlichkeit, und nur der menschenfreundliche Lossow suchte dergleichen Excesse möglichst zu verhüten. In Vergleichung mit dem erstern, gaben daher die Böhmen dem letztern den Beinamen des Heiligen. Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen, 4ter Theil, S. 156.

**) Im vierten Theil, S. 198.

sich nach Böhmen gewagt hatte, war zu schwach, um große Thaten zu verrichten, und gesetzt, es wäre auch durch eine stärkere Macht unterstützt worden, so war es natürlicher und leichter, dies Königreich durch die Daunische, als durch die Serbellonische Armee zu decken.

Die Manöver, die der König auf der feindlichen linken Flanke machen ließ, hatten zwar von dieser Seite die Communication mit Schweidnitz abgeschnitten; dagegen aber war dieselbe von der Seite von Burkersdorf noch offen. Wenn nun die Belagerung dieser Festung das Hauptaugenmerk dieses Feldzuges war, so mußte Daun auch von dieser Seite enger eingeschränkt werden. Diese Unternehmung war jedoch wegen der Vortheile des Terrains, die sich dem Feinde darboten, fast noch gefahrvoller, als die vorige, und bedurfte also mehr Kunst und Anstrengung. Noch beschäftigte sich der König mit den Mitteln dazu, und der Angriff war bereits beschlossen, als die unerwartete Nachricht von der Entthronung des Kaisers Peter III von Rußland einlief. Friedrich II, der bei dieser Gelegenheit sich des Czernitschewschen Corps mit bedienen wollte, war darüber eben so betroffen als niedergeschlagen; denn da der russische Feldherr ihn benachrichtigen ließ, daß er vom Senate den gemessenen Befehl empfangen habe, seine Truppen der neuen Regentinn, der Kaiserinn Katharina II, den Eid der Treue ablegen zu lassen, dann aber sofort nach Pohlen zurück zu marschiren: so blieben ihm die wahren Gesinnungen des Petersburger Hofes noch ein Räthsel, und er mußte jezt mehr auf seine eigene Sicherheit, als auf neue Angriffe denken.

In diesem Augenblick ward seine Lage eben so kritisch, als seine Entschlüsse einer reiflichen Prüfung bedurften. Das Glück, welches seit einem halben Jahre so sonderbare Ereig-

nisse zu seinen Gunsten herbeigeführt hatte, schien ihn wieder verlassen zu wollen; die großen Aussichten, die ihm das mit Peter III geschlossene Bündniß eröffnet hatte, verschwanden, und er mußte besorgen, abermals in seine vorigen traurigen Verhältnisse zu gerathen. Diesem Unglücke möglichst vorzubeugen, ging der erste Gedanke, den er faßte, dahin, das ganze Czernitschewsche Corps entwaffnen zu lassen. Ein dergleichen rasches Verfahren, wovon die Geschichte mehrere Beispiele aufzuweisen hat, schien ihm der Politik angemessen. Schon eröffnete er diesen Vorsatz seinem geheimen Cabinetsräthe Köppern, und befahl ihm ein Manifest aufzusetzen, welches dieser Handlung einen Anstrich von Gerechtigkeit geben sollte. Glücklicherweise zeigte ihm dieser die damit verknüpfte Gefahr, und schloß mit den Worten: „Ew. Königl. Majestät werden selbst wissen, was „Allerhöchstdieselben nach Petersburg geschrieben haben." Dem Könige fiel diese wohlgemeinte Erinnerung auf, und er erwiederte: „In diesem Falle habe ich mir nichts vorzu„werfen." Das ganze Projekt unterblieb also zum größten Glücke des Staats; denn, da man der Kaiserinn Katharina die, obgleich falsche, Idee beigebracht hatte, Friedrich habe keinen geringen Antheil an den Handlungen Peters III genommen, sogar ihre Einsperrung in ein Kloster angerathen, so waren schon Befehle gegeben worden, die zur Expedition gegen Dänemark mobil gemachte Armee nach Preußen marschiren zu lassen, um dies Königreich abermals zu besetzen. Diesen Vorsatz entkräftete indeß der Zufall eben sobald, als die Aeußerungen eines Patrioten die Entwaffnung des Czernitschewschen Corps hintertrieben.

Als nach der Ermordung des unglücklichen Kaisers seine Gemahlinn dessen Papiere durchsuchen ließ, fand man auch

Friedrichs II Briefe an ihn, welche gerade das Gegentheil davon enthielten, was Katharinens Günstlinge ihr beyzubringen sich bemüht hatten. In diesen Briefen suchte er vielmehr des Kaisers natürlichen edelen Gesinnungen eine bessere Richtung zu geben, ihn wegen seiner bisherigen Uebereilungen zurecht zu weisen, und ging gar soweit, ihn zu bitten, seiner Gemahlinn — sey es auch nicht aus Zuneigung — möglichst zu schonen. Diese Entdeckung söhnte die Kaiserinn mit dem Könige völlig aus; und da, wegen mancher über Peters Todesart unter dem Volke entstandenen Gährungen, sie sich vielleicht auf ihrem usurpirten Thron noch nicht für sicher genug hielt, so wurden alle zum Kriege getroffene Vorkehrungen wieder eingestellt, und der bereits zwischen Rußland und Preußen geschlossene Friede bestätigt *).

Doch ehe dies alles so glücklich sich entwickelte, war der König in großer Verlegenheit. Der angekündigte Abzug der Russen aus Schlesien wollte nicht zu seinem Projekte, die

*) Die Geschichte der im Jahre 1762 in Rußland erfolgten sonderbaren Revolution gehört zwar nur in sofern hierher, als sie Antheil an den Ereignissen des preußischen Feldzuges in Schlesien nimmt; indeß sey es mir erlaubt, der Nachwelt zu versichern, daß das Publikum durch die seit dieser Epoche verbreiteten Schriften, in Absicht des Wahren dieser Begebenheiten durch die mancherlei partheiischen Darstellungen hintergangen worden ist. Selbst Ruilhiere, dem man doch noch die mehreste Authenticität zutrauet, ist nicht von Irrthümern frei. Man würde auch noch länger getäuscht geblieben seyn, wäre nicht kürzlich (1800) eine von dem Herrn von Saldern verfaßte Biographie Peters III, und zwar erst nach dem Tode dieses Ministers, erschienen, die manches zeither partheiisch vorgetragene Faktum aufklärt.

die Oestreicher ganz von Schweidnitz abzuschneiden, stimmen. Er hatte sich vorgenommen, das Czernitschewsche Corps dabei mitwirken zu lassen, und jezt mußte er dessen schnellem Rückzuge und dem Verluste von 20,000 Streitern entgegen sehen; aus dieser Verlegenheit half ihm indeß seine Geistesgegenwart sowohl als des russischen Feldherrn — man kann sagen übertriebene — Gefälligkeit. Graf Schwerin, eben derselbe, der während seiner Gefangenschaft in Petersburg sich die Gunst Peters III erworben hatte, auch mit dem Charakter der Nation bekannter geworden war, erhielt den Auftrag, Czernitschews Gesinnungen näher zu erforschen, zugleich aber ihn dahin zu vermögen, sowohl die Publikation der in Rußland vorgefallenen Staatsumwälzung, als auch seinen Abmarsch um drei Tage zu verzögern, und bei dem beabsichtigten Angriff der östreichischen rechten Flanke sich bloß mit seinem Corps zu zeigen. Gegen diesen Antrag machte Czernitschew viele Einwendungen. Er behauptete, die ihm ertheilten Befehle wären zu bestimmt, als daß er davon abzugehen sich erdreisten könne, und versicherte: er werde unverzüglich einen Officier an den Feldmarschall Daun senden, um ihn mit den Ursachen seines Rückzuges bekannt zu machen. Schwerin suchte mit Geschicklichkeit ihn von diesem Vorhaben abzubringen; und so viele Bedenklichkeiten er auch haben mußte, wenn, gegen alle Erwartung, ein neuer Krieg ausbrechen sollte, so überwand doch der Wunsch, sich dem Verlangen des Königs zu fügen, die Furcht vor der über seinem Haupte schwebenden Gefahr. Der Angriff der Preußen erfolgte; Czernitschew marschirte vor seinem Lager auf, und trug durch diese Erscheinung unmittelbar zu dem Siege bei, den Friedrich II an diesem blutigen, zugleich aber entschei-

denden Tage erfocht. Am folgenden Morgen verließ er die Armee.

Das Treffen bei Burkersdorf, durch welches Daun gezwungen ward, diese Position zu verlassen, um seinen geworfenen rechten Flügel an das Eulengebirge zu lehnen, schnitt alle bisher noch bestandene Communication mit Schweidnitz ab, und nun konnte der König zur Belagerung dieser Festung schreiten.

Man kann nicht leugnen, daß Daun, der sich im Besitz einer so vortheilhaften Position befand, zu wenig Sorgfalt anwendete, den General Okelli, der den Posten von Burkersdorf und den Paß von Leutmannsdorf vertheidigen sollte, zu rechter Zeit zu unterstützen; so wie man diesem Generale den Vorwurf machen kann, daß er die Nachlässigkeit beging, den Preußen zu gestatten, in der Nacht vor dem Treffen am Fuße der Berge eine Batterie von 40 Haubitzen zu errichten, welche seine vorgeschobene Cavallerie zersprengten, und woraus seine Redouten auf das heftigste beworfen wurden. Daun, dem die Umgehung seiner linken Flanke durch die Preußen, ihr Marsch nach Böhmen, und die Besorgniß für das Magazin von Braunau, noch in frischem Andenken seyn mochte, scheint mehr um diese Seite seiner Position bekümmert gewesen zu seyn, als um seine rechte. Da am Tage des Treffens bei Burkersdorf die Generale Brentano und Haddik noch nicht wieder bei der Armee waren, so scheint es sogar, daß er von dem Rückzuge des Neuwiedschen Corps, dessen Marsch um Schweidnitz, und dessen plötzlichen Erscheinung bei Leutmannsdorf, entweder nicht zeitig genug unterrichtet gewesen sey, oder vielleicht keine Notiz davon genommen hatte. Diese Nebenumstände, und die trefflich ausgeführte Disposition des

Königs entschieden das Treffen, zugleich aber auch das Schicksal von Schweidnitz.

Nach diesem glücklich ausgefallenen Postengefechte schickte sich Friedrich zur Belagerung dieser Festung an. Um solche zu decken, bezog die Armee eine Stellung, die von Peterswalde bis Seitendorf reichte, eine Ausdehnung von drei schlesischen Meilen, die nur die vortheilhafte, sehr gut verschanzte Bergkette, auf welche sie corpsweise gelagert ward, rechtfertigen konnte. Hiernächst zog der König die Truppen an sich, welche der Herzog von Bevern bisher in Oberschlesien befehligt hatte; zur Belagerung selbst aber bestimmte er 22 Bataillone und 20 Schwadronen, unter Anführung des Generals Tauenzien.

Das Journal dieser Belagerung, die 64 Tage anhielt, ist in so vielen Zeitschriften zu finden, und hat im Detail so viel ähnliches mit mancher andern, daß ich hier nur einige Hauptcharakterzüge aufzustellen gedenke, die sie berühmt gemacht haben. General Guasco befehligte in Schweidnitz eine Besatzung von 11,000 Mann, General Gribauval vertheidigte die Festung als Ingenieur; die Belagerung führte dagegen der preußische Major Le Fevre. Diese beiden Männer, die man damals unter die ersten Ingenieure zählte, waren Nebenbuhler sowohl in Absicht ihrer Wissenschaft, als ihres schriftstellerischen Ruhms. Letzterer, der Belidors Erfindung der sogenannten Druckkugel (Globe de compression) so sehr zweckmäßig gefunden hätte, um die Minengänge einzustürzen, wollte sich derselben auch bei dieser Gelegenheit mit Nutzen bedienen. Gribauval, der dies voraussah, setzte ihm seine ganze Geschicklichkeit entgegen, und vernichtete die Arbeiten seines Gegners. Dies erzeugte einen unterirdischen Krieg, der fast sechs Wochen

lang mit abwechselndem Glücke geführt ward, Le Fevres Lieblingssysteme das Zuverlässige raubte, ihn an der Eroberung der Festung verzweifeln ließ, und endlich den König veranlaßte, die Direktion der Belagerungsarbeiten selbst zu übernehmen.

Unterdessen faßte Daun den Entschluß, Schweidnitz zu entsetzen. Er wandte dazu zwei Drittheile seiner Armee an, und bestimmte besonders die Generale Beck, Brentano, Lascy und Odonell zu einer Unternehmung, die, wäre sie gelungen, ihm noch mehr Ruhm erworben haben würde, als sein Entsatz von Olmütz, im Jahre 1758. Der ganz vortreffliche Plan hierzu war dieser: Beck, der zu gleicher Zeit mit dem Herzoge von Bevern aus Oberschlesien zurückgekommen war, sollte die linke Flanke seines bei Reichenbach gelagerten Corps, Brentano dagegen die rechte angreifen, während Lascy die Fronte zu bedrohen den Auftrag hatte; der Graf Odonell hingegen war angewiesen, mit 25 Schwadronen in der Ebene von Reichenbach vorzurücken, um jeden Succurs abzuhalten, der von der Armee des Königs anlangen könnte. Man schmeichelte sich, der Herzog von Bevern werde, wegen der ihm so ernstlich drohenden Gefahr, seine Position verlassen; dann sollte Lascy bis Költschen vorrücken, und die ganze Armee ihm folgen. Es ist auch fast nicht zu bezweifeln, daß diese so künstlich angelegte Unternehmung geglückt seyn würde, wäre nicht der Herzog angewiesen gewesen, bis zur Ankunft der Unterstützung sich bloß auf die Vertheidigung seines Postens einzuschränken, und hätten die östreichischen Feldherren mit mehr Eintracht gehandelt. Allein von der ganzen Dispositition führte nur Beck seinen Auftrag mit Einsicht aus; ihm gelang es, sich unbemerkt in den Rücken der

Preußen zu werfen, und selbst Gefangene zu machen. Dagegen ließ sich Odonell durch die Cavallerie schlagen, welche der Herzog von Würtemberg von Peterswalde herbei führte; und da hierdurch die linke Flanke der Lascyschen Abtheilung entblößt worden war, so zogen sich die Oestreicher wieder in die Position zurück, die sie am Morgen vor dem Treffen genommen hatten.

Diese Begebenheit erweckte Eifersucht unter den feindlichen Generälen. Beck war mißvergnügt, daß seine Kollegen nicht auch ihrer Seits die Vortheile zu benutzen verstanden, die er zu erlangen Muth und Geschicklichkeit gehabt hatte. Sein Betragen und der Beifall der Armee sprachen laut zu seinem Lobe, dennoch aber durfte Daun die Fehler derer, die er begünstigte, nicht füglich rügen. Um also Beck einigermaßen zufrieden zu stellen, ward sein Corps angewiesen, ausschließlich den bereits in Händen gehabten Sieg durch ein Freudenfeuer zu verherrlichen: eine militärische Farce, die Becks feines Gefühl nur noch mehr empörte, und den Haß gegen diejenigen vermehrte, die nie seine Freunde gewesen waren. —

Nach diesem mißlungenen Versuche hielt Daun es nicht mehr für rathsam, etwas zu Gunsten der Festung Schweidnitz zu unternehmen. Er zog sich in die Grafschaft Glaz zurück, und besetzte die Pässe von Wartha und Dittmannsdorf, so wie den Eulen- und Wolfsberg, mit starken Corps, um dadurch seine Vorposten zu bilden. Zugleich fand er Gelegenheit, dem General Guasco zu vertrauen: „daß er auf keinen Entsatz mehr zu rechnen habe, daher er „ihm überlasse, diese Festung zu übergeben, wenn er einen „freien Abzug für die zahlreiche Besatzung erhalten könne.“

Guasco versuchte es zweimal, ob ihm dies gelingen würde, bekam aber immer eine abschlägige Antwort, obgleich er bei dem zweiten Antrage sich so weit einschränkte, daß die Besatzung sich nach den Erblanden zurückziehen, und in Jahr und Tag nicht gegen die Preußen dienen sollte. In der Folge, da er schon an manchen Bedürfnissen Mangel zu leiden anfing, erneuerte er dergleichen Erklärungen noch einigemal, und willigte zulezt in die Kriegsgefangenschaft, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, zuvor einen Officier an den Feldmarschall absenden zu dürfen; dieser gemäßigtere Vorschlag ward aber ebenfalls verworfen. Diese Hartnäckigkeit des Königs ist um so auffallender, da er einige Wochen früher zu dem Besitz von Schweidnitz gekommen seyn, und die während dieser Zeit aufgelaufenen Kosten der Belagerung, so wie den Verlust an Menschen, erspart haben würde. Man wird daher bewogen, diese eiserne Beharrlichkeit einer gewissen militärischen Ehrbegierde zuzuschreiben, die nur Schwierigkeiten erregte, um zu zeigen, daß er das, was Le Fevre zu bewirken verzweifelte, zu erreichen im Stande sey.

Mitlerweile ward die Belagerung eifrig fortgesetzt. Die Belagerten wehrten sich mit kalter Entschlossenheit. Gribauval erschöpfte das ganze Raffinement seiner Kunst, um den Preußen ihre Arbeiten zu erschweren. Nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten überstanden zu haben, hatten diese endlich die dritte Parallele eröffnet, als eine in das Jauernicker Fort geworfene Haubitzgrenade durch Zufall in das Pulvermagazin, dessen Thüre eben offen stand, gerieth, das darin befindliche Pulver anzündete, und den Major Berthold, einen Capitän, 2 Officiere und 200 Grenadiere in die Luft

sprengte *). Diese fürchterliche Explosion stürzte die Kehle und einen großen Theil des Forts dergestalt zusammen, daß ein Bataillon in Front einrücken konnte. Dieser wichtige Vorfall, zugleich aber der Mangel an Geschütz, welches die langwierige Belagerung zum Theil unbrauchbar gemacht hatte, ingleichen die Abnahme an Lebensmitteln und Munition, vermochten endlich den General Guasco, am 9ten Oktober zu kapituliren, und sich und seine Besatzung zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

Mit der Eroberung von Schweidnitz ward der diesjährige Feldzug in Schlesien, der letzte dieses grausamen Krieges, beschlossen. Beide Armeen sandten zahlreiche Corps nach Sachsen, um auch dort die Angelegenheiten zur Entscheidung zu bringen, und eine am 24sten November verabredete Waffenstillstandskonvention sicherte die bezogenen Winterquartiere.

---

*) Diese auf der einen Seite das menschliche Gefühl empörende, auf der andern die Uebergabe von Schweidnitz befördernde Explosion, war weniger das Werk des Zufalls, als vielmehr der Geschicklichkeit eines jungen, unlängst zur Armee berufenen Feuerwerkers. Dieser auf einer Batterie in der zweiten Parallele bei einer siebenpfündigen Haubitze angestellte Krieger bemerkte, daß auf der rechten Seite des angegriffenen Forts laborirt würde. Diese Arbeit verrichteten die feindlichen Artilleristen, die bei offener Thüre einer den Pulvervorrath enthaltenden Kasematte, Kanonen-Kartuschen verfertigten, während die Besatzung des Forts sich, des regnichten Wetters wegen, in die daranstoßenden Kasematten zurückgezogen hatte. Er richtete daher sein Geschütz nach diesem Punkte hin, und hatte das Glück, daß die Grenade gerade innerhalb des Wallganges vor der Kasematte niederfiel, beim Krepiren das Pulver anzündete, und so diese ganze Seite mit der darin befindlichen Besatzung in die Luft sprengte. Dieser Aufmerksamkeit wegen ward er gleich zum Lieutenant erhoben.

Die Unthätigkeit, in die Daun seit dem Gefechte bei Reichenbach (16ten August) verfallen war, zog ihm den Haß des Wiener Volkes zu. Dies vielköpfige Ungeheuer, welches die Handlungen seiner Feldherren gewöhnlich mehr nach dem Maßstabe des Vorurtheils, als nach richtiger Kenntniß von der Sache abzumessen pflegt, urtheilte über Dauns zurückgezogenes Benehmen nur im Gegensatze von Guasco's überspannter Tapferkeit. Seine Gemahlinn ward verschiedentlich beschimpft; beißende Sarkasmen wurden sowohl an sein Hotel als auch an die Hofburg angeschlagen, und sehr herabwürdigende allegorische Kupfer auf allen Straßen verbreitet. Höchst ungerecht, und ohne alle Prüfung, tastete man indessen die gegenwärtigen Handlungen dieses Heerführers, und was noch mehr ist, auf die hämischste Weise an, da vielleicht eine tiefer liegende Politik vor der Hand allen fernern Unternehmungen zu entsagen anrieth. Schon waren Rußland und Schweden dem großen Bunde abtrünnig geworden; Frankreichs Negociation, um einen Frieden mit England zu bewirken, nahete sich ihrem Schlusse; das deutsche Reich fing an zu wanken; Oestreich blieb dagegen allein gegen Preußen auf dem Kampfplatze. Erfolgte daher der Frieden nicht, so war es Klugheit, alle Kräfte zu einem neuen Feldzuge aufzusparen, um dadurch annehmlichere Bedingungen zu erhalten. So weit aber sah bei weiten der größte Theil des Wiener Publikums nicht. Feldmarschall Daun war von jeher — ob mit Recht oder Unrecht? — das Stichblatt seiner Satyre gewesen; mit abgenutztem Witze suchte es ihn eben so lächerlich zu machen, als Maria Theresia und der Staat ihm die in so mancher Hinsicht schuldigen Verbindlichkeiten bewiesen. So wird oft das Verdienst — obgleich es von menschlichen

Schwachheiten nicht ganz frei ist — verkannt, wenn bloß die muthwillige Laune des Publikums sich nicht scheuet es herabzuwürdigen.

XIX.

Feldzug in Sachsen. — Schlacht bei Freiberg, den 29sten Oktober 1762.

In diesem Feldzuge hatte der Feldmarschall Serbelloni den Oberbefehl über die östreichische Armee übernommen, die in Sachsen auftreten sollte, wogegen der Prinz von Stollberg die Reichsarmee anführte. Ersterer, der verschiedene Abtheilungen zum Heere des Feldmarschalls Daun nach Schlesien hatte senden müssen, schränkte sich auf den Vertheidigungskrieg ein, indem er eine Postenkette längs der Mulde zog, die seine, von der Elbe bis ins Erzgebirge genommenen Quartiere decken sollte; an diese schloß die Reichsarmee die ihrigen an. Die Ausdehnung, die Serbelloni sich hier erlaubte, war viel zu groß, als daß seine Vorposten gehörig hätten unterstützt werden können, vielmehr zeugt sie entweder von der Geringschätzung der Prinz Heinrichschen Armee, deren inneren Zustand man ihm sehr fehlerhaft geschildert hatte, oder von der natürlichen Indolenz dieses Feldherrn. Diese Schwachheiten bestraften sich bald selbst; denn sobald Prinz Heinrich durch das aus Pommern angelangte Billerbeckische Corps verstärkt worden war, beschloß er, über die Mulde zu setzen, den

feindlichen Kordon zu zersprengen und sich Meister von Freiberg zu machen. Mit 21 Bataillonen und 52 Schwadronen nahete er sich dem Flusse in vier Kolonnen, die bis zu einem verabredeten Signale sich hinter allerlei Gegenständen verborgen halten, dann aber an vier verschiedenen Stellen über die Mulde vordringen sollten. General Zettwitz, der den Kordon befehligte, war zu schwach diesen unerwarteten Angriff zu bestehen, da die Truppen, die gewöhnlich des Nachts zu seiner Unterstützung vorrücken mußten, den Rückmarsch nach ihren Quartieren bereits angetreten hatten. Zwar kehrten solche wieder um, allein die bei dieser Gelegenheit entstandene Verwirrung war zu groß, und der Nachdruck, den die Preußen ihrem Stoße gaben, zu stark, so daß es dem Obristen Kleist und dem General Seydlitz gelang, sie bis über die Weistritz zurückzutreiben, Zettwitz aber nebst 40 Officieren und 1500 Gemeinen zu Gefangenen zu machen.

Ein Glück war es für die Oestreicher, daß nicht, nach der Disposition des Prinzen Heinrich, der Angriff eine Stunde später erfolgte; denn alsdann wären die während der Nacht zur Unterstützung in Bereitschaft gestandenen Truppen schon wieder in ihre Quartiere eingerückt gewesen, wo sie, wahrscheinlich der Ruhe pflegend, einzeln hätten aufgehoben werden können. Durch Zufall aber geschah es, daß die Kleistischen sogenannten grünen Kroaten sich mit den feindlichen Vorposten an der Mulde zu früh einließen; daß Kleist, der jezt für die ganze Unternehmung nachtheilige Folgen fürchtete, sogleich über den Fluß setzte, zugleich aber das zum gemeinschaftlichen Angriff verabredete Signal geben ließ, statt daß dies nach der Disposition durch den General Seydlitz geschehen sollte. Dieser durch die veränderten U[illegible] [illegible]nonenschuß brachte indeß in die bis-

herige intime Freundschaft zweier der würdigsten Feldherren eine gewisse Kälte, die bei einer andern Gelegenheit noch merklicher ward, hervor.

Nach dieser glücklich ausgeführten Unternehmung, welche, außer dem Zurückzuge des östreichischen Kordons über die Weistritz, noch den Besitz des durch den General Macquire zu zeitig verlassenen Freibergs, und die Trennung der beiden feindlichen Armeen zur Folge hatte, nahm Prinz Heinrich eine anderweitige Stellung bei Pretschendorf, und ließ durch den General Seydlitz die Reichsarmee aus dem Erzgebirge verdrängen.

Großmüthiger als Daun, der im vorigen Jahre, da Serbelloni diese anführte, demselben gar keine Unterstützung zuschickte, beeiferte sich dieser, den Prinzen von Stollberg aus der Verlegenheit zu reißen. Dies glaubte er am schicklichsten durch eine gegen den preußischen linken Flügel veranstaltete Diversion zu bewirken, indem er dadurch den Prinzen zu veranlassen hoffte, den die Reichsarmee drängenden Seydlitz von dort abzurufen. Dieser, durch die Beunruhigung der ganzen preußischen Vorpostenkette versteckte Angriff machte dem Feldmarschall, in Absicht der entworfenen Disposition, viel Ehre; allein das ganze Unternehmen scheiterte durch die Langsamkeit einiger Anführer. Die Lage des Prinzen von Stollberg blieb also dieselbe; seine Armee ward bis Hof verfolgt, und büßte auf diesem Rückzuge viel ein. Seydlitz stellte sogar zu ihrer Beobachtung ein viel schwächeres Corps, unter Anführung des Obristen Belling, auf, zog mit dem Reste nach Böhmen, und ließ das platte Land, in einem ziemlichen Umfange, durch seine leichten Truppen brandschatzen. Daß solche bei dieser Gelegenheit mit dem Volke, dem Adel und der Geist-

lichkeit — auch wie man versichern will, auf speciellen Befehl — nicht sehr glimpflich umgingen, um — wie es hieß — Rache wegen der von den Russen in der Mark unternommenen Verwüstungen auszuüben, ist Thatsache; daß aber Kleist dabei menschenfreundlicher dachte, sich das Unglück so vieler unschuldigen Einwohner zu Herzen gehen ließ, und die ihm ertheilten Aufträge gewissermaßen schonend — vollzog, ist ein, aus guten Gründen, weniger bekanntes, obgleich wahres Faktum *).

Dieser, das platte Land so stark angreifende Streifzug der Preußen entzweiete indeß den Feldmarschall Serbelloni mit seiner Beherrscherinn. Das Geschrei, welches die Unterthanen, die Gutsbesitzer, besonders aber die böhmischen Prälaten und Mönche, über die Entweihung und Plünderung der Kirchen und Klöster erhoben, mußte das Herz der bigotten Maria Theresia empören, und daher ihr erster Unwille auf den zurückfallen, dem die Sicherung von Böhmen anvertraut war. Er empfand solchen auch in vollem Maße; und obgleich er zu seiner Rechtfertigung den übereilten weiten Rückzug der Reichsarmee anführte, so entkräfteten doch seine heimlichen Feinde dies

---

*) Kleist hatte den Auftrag, eine gewisse Anzahl Dörfer, als Repressalie, abbrennen zu lassen. Gerührt durch das Bild des Elendes das er stiften sollte, dennoch aber an höhere Befehle gefesselt, sann er auf ein Mittel, ersteres zu lindern, und letzteren doch auch nicht gerade entgegen zu handeln. Um also wenigstens doch etwas zu thun, ließ er eine große Menge Stroh und Reisholz auf einer ziemlich erhabenen Anhöhe zusammenfahren, solches anzünden, zugleich aber einige dabei belegene Hütten abbrennen, nachdem er jedoch zuvor den Bewohnern erlaubt hatte, ihre Habseligkeiten zu retten.

Argument, und brachten es dahin, daß er bald darauf um seine Ablösung anhielt. —

Während dem hatte Serbelloni den Fürsten von Löwenstein mit ungefähr 8000 Mann nach Töplitz gesandt, theils um die dortigen Kreise von Böhmen gegen ähnliche Streifzüge zu sichern, theils um der Reichsarmee die Hand zur Wiedervereinigung zu bieten. Seydlitz glaubte dies Zwischencorps bei Zeiten vertreiben zu müssen, um die erneuerte Thätigkeit des Prinzen von Stollberg zu verhindern. An der Spitze eines großen Zuges Cavallerie und 4000 Mann Infanterie, rückte er abermals über Commothau und Einsiedel in Böhmen ein, traf Löwenstein in einer nicht sonderlich vortheilhaften Stellung, und von leichter Reiterei fast ganz entblößt. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn er die erste Ueberraschung des Feindes benutzt, und solchen gleich mit seiner weit überlegenen Cavallerie umgangen und angegriffen hätte, die dadurch im Lager entstandene Verwirrung vielleicht allgemein geworden seyn würde. Dies war auch der Vorschlag des Obristen Kleist, den aber Seydlitz, bis zur Ankunft der noch zurückgebliebenen Infanterie, verwarf *). Dieser Verzug rettete indeß das Löwensteinische Corps von der ihm drohenden Gefahr. Der Fürst verbesserte die Fehler seiner Position,

---

*) So viel die Weigerung des Generals Seydlitz, den auf der Stelle auszuführenden Angriff bis zur Ankunft der Infanterie auszusetzen, vor sich zu haben scheint, so wollen doch Zeitgenossen behaupten, daß solche mehr eine Folge des seit dem Uebergange über die Mulde (S. 426.) unter diesen beiden Feldherren herrschenden Mißverständnisses, als einer militärischen Hypothese gewesen seyn soll. Wozu kann doch ein in der Einbildung beleidigter Ehrgeiz führen!!

und als er am folgenden Morgen durch die preußische Infanterie angegriffen ward, warf er solche über den Haufen, und zwang den General Seydlitz sich wieder zurückzuziehen.

Nach diesem glücklichen Gefechte drang Serbelloni mit Ernst in den Prinzen von Stollberg, durch Böhmen zu ihm zu stoßen. Er brachte aber fast einen Monat auf diesem Marsche zu, ehe er Gießhübel erreichte und bei der unweit Dippoldiswalda gelagerten östreichischen Armee anlangte.

Ueber diese hatte mittlerweile der General Haddik den Oberbefehl erhalten. Durch die Veränderung des Heerführers gewann solche im Ganzen nur wenig; denn wenngleich Haddik thätiger war als Serbelloni, so fesselte, bei dem besten Willen, das bei den Operationen einmal angenommene System jenen eben so sehr als diesen. So wie dem Feldmarschall war auch ihm untersagt, sich in eine Schlacht einzulassen, es sey denn daß der Feind außerordentliche Blößen gäbe, oder daß er gezwungen würde, ein Treffen anzunehmen. Bei dergleichen bestimmten Einschränkungen blieb diesem sonst entschlossenen Feldherrn nichts übrig, als zu versuchen, ob es ihm durch künstliche Manöver gelingen könne, den Prinzen Heinrich aus seiner Position bei Pretschendorf zu verdrängen, und die Wiedereroberung von Freiberg und des Erzgebirges auszuführen. Bei der großen Ausdehnung, welche der Prinz — um sich durch detaschirte Corps nicht zu sehr zu schwächen — seiner Armee hatte geben müssen, scheint es, daß er, in Vereinigung mit der Reichsarmee, stark genug gewesen seyn würde, die preußische Linie auf mehreren Punkten zu durchbrechen, besonders das Hülsensche Corps vom Heere abzuschneiden; allein jene Vorschriften des Wiener Hofkriegsrath zwangen

ihn, nur durch einzelne Postengefechte, die ihn in keinen allgemeinen Angriff verwickelten, das erst in drei Tagen auszuführen, was er mit Nachdruck in einem hätte erreichen können. Erst am 29sten September, und erst als die Abtheilungen des Fürsten von Löwenstein und des Generals Campitelli schon über Altenburg vorgerückt waren, um unweit Frauenstein sich der Kleistischen Division in den Rücken zu stellen, gelang es ihm, den Prinzen Heinrich zu veranlassen, das Pretschendorfer Lager zu räumen, und sich theils hinter der Freiberger Mulde, theils hinter der Triebse in die verschanzte Position bei Schlettau zurückzuziehen.

Nachdem dieser erste Schritt, wodurch Haddik unvermerkt von dem Vertheidigungs- zum Angriffskriege übergegangen zu seyn scheint, nach Wunsch gelungen war, glaubte er nun auch den zweiten thun zu müssen, um zum Besitze von Freiberg und des Erzgebirges zu gelangen. Ganz richtig urtheilte er hiernächst, mit dieser Unternehmung eilen zu müssen, da nach dem Verluste von Schweidnitz zu erwarten war, daß die Armee des Prinzen Heinrich ansehnlich verstärkt werden würde. Haddik bestimmte also den Angriff auf den 14ten Oktober. Er bediente sich dazu eben der Manöver, durch die es ihm bei Pretschendorf geglückt war, den Feind aus seiner Position zu verdrängen, jedoch mit dem Unterschiede, daß diesmal der Reichsarmee der Hauptangriff auf den preußischen rechten Flügel übertragen wurde, der östreichischen hingegen nur die falschen Angriffe überlassen blieben; die ganze Unternehmung scheiterte indeß dadurch, daß General Kleefeldt nicht zur bestimmten Zeit auf dem ihm angewiesenen Angriffspunkte eintraf.

Die Geschichte hat nur wenige Beispiele aufzuweisen,

daß eine verunglückte Expedition gleich wieder unternommen worden sey. Nur Turenne verlohr zwei Schlachten, um die dritte zu gewinnen, und nur in dem letzteren Revolutionskriege haben die Franzosen, gleich nach erlittenen Niederlagen, von neuem angegriffen. Gleichwohl befahl diesmal Haddik, das am vorigen Tage gescheiterte Manöver wieder auszuführen, und dies geschah auch mit mehr Glück. Campitelli benahm sich einsichtsvoller und thätiger als Kleefeld; die preußischen Abtheilungen des Obristen Belling und des Generals Syburg wurden bis auf den Gerichtsberg bei Freiberg zurückgeworfen, und verlohren, außer 40 Officieren, 1700 Mann, die größtentheils gefangen wurden. Nur die einbrechende Nacht machte dem Gefecht ein Ende; die Preußen verließen in derselben die Gegend um Freiberg; zogen sich zwischen Reichenbach und Großvoigtsburg zurück, und Freiberg ging abermals verlohren.

Zufrieden, seinen Zweck erreicht, und die Armee des Prinzen Heinrich in eine sehr eingeschränkte Lage versetzt zu haben, ruhete Haddik jezt unter den Waffen. Die süße Erholung, die er sich gewährte, war jedoch nur von kurzer Dauer; denn sobald der Prinz das Schmettauische Corps aus der Lausitz an sich gezogen hatte, griff er die bei Freiberg gelagerte Reichsarmee unerwartet an, und erfocht über sie einen vollkommenen Sieg. Seine Disposition zur Schlacht war so künstlich, so zweckmäßig, daß der Prinz von Stollberg, der sich keines Angriffs versah, getäuscht ward, und nicht so schnell Gegenanstalten treffen konnte, um sich den gleich einem Strom auf ihn eindringenden Preußen gehörig zu widersetzen. Seydlitz und Kleist an ihrer Spitze, führten die entworfene Disposition mit eben so vieler Einsicht und Muth aus, als der feindliche General Mayer

sich

sich in seinem Benehmen nachlässig bezeigte. Er, der zwischen Erbigsdorf und Brand, folglich auf der preußischen rechten Flanke stand, ihnen also gefährlich werden konnte, wenn er dazu Entschlossenheit gehabt hätte, ließ sich durch eine einzige Brigade Infanterie vollkommen in Respekt halten. Er hinderte nicht einmahl den Obristen Kleist, mit seiner Cavallerie und den darauf folgenden Grenadieren, zwischen ihm und der Reichsarmee durchzugehen, und deren linke Flanke und Rücken zu bedrohen. Dadurch bahnte er dem mit dem preußischen rechten Flügel en échellon anrückenden General Seydlitz den Weg zum Siege. Diesen hatte Prinz Heinrich hauptsächlich seiner Cavallerie zu danken, indem sie der feindlichen sehr übel mitspielte, und den Angriff der von ihrer Reiterei verlassenen feindlichen Infanterie erleichterte. Die Reichsarmee ward völlig geschlagen. Prinz von Stollberg flüchtete mit derselben nach Altenburg, und überließ dem Prinzen Heinrich den Besitz von Freiberg und des Erzgebirges, das in Monatsfrist so viele blutige Auftritte veranlaßt hatte. —

Zwei Tage nach der Schlacht traf das Corps, welches der König, unter Anführung des Grafen Wied, aus Schlesien hatte abgehen lassen, bei der Armee des Prinzen ein. Es bleibt auffallend, daß dieser — da er doch von dem Marsche dieser Unterstützung benachrichtigt seyn mußte — nicht den Angriff der Reichsarmee bis zur Ankunft derselben verschob; denn in einer so wichtigen Angelegenheit gewähren 5 bis 6000 Mann, die ein Heerführer zu seiner Disposition mehr hat, einen wesentlichen Nutzen, der besonders hier sich geäußert haben würde, da der Prinz von Stollberg seine erlangten Vortheile weiter zu treiben nicht geneigt schien. Verschiedene Zeitgenossen, hauptsächlich

Warnery *), wollen behaupten, der Prinz habe mit Fleiß geeilt, die Reichsarmee anzugreifen, um die Ehre des Sieges nicht mit dem Obristlieutnant Anhalt, der das Wiedsche Corps begleitete, zu theilen. Warnery ist zu wenig zuverlässig in seinen Erzählungen, als daß man ihm diese sonderbare Anekdote aufs Wort glauben sollte; dagegen ist es aber bekannt, daß Friedrich II öfters seinen detaschirten Corps einen seiner Adjutanten, auf den er das meiste Vertrauen setzte, zugesellte, um die Schritte manches Anführers nach seinem Sinne — zu leiten. Daß ein solches Loos auch diesmal den Herrn von Anhalt habe treffen können, ist um so weniger befremdend, da ihn der König in ganz besondere Protektion genommen, und von seinen vermeintlichen Talenten eine überspannte Idee gefaßt hatte **).

---

*) Campagnes de Fréderic II, Roi de Prusse, pag. 525.

**) Der damalige Obristlieutenant, nachmaliger Generallieutenant von Anhalt, war der natürliche Sohn des Prinzen August von Anhalt-Dessau. Er führte den Namen Wilhelmi, und verlebte seine Jünglingsjahre im Gefolge des Fürsten Moritz von Anhalt unter verschiedenen Formen. Da er sich der Ingenieurkunst besonders beflissen, und darin ziemliche Fortschritte gemacht hatte, wurde er nach dem Tode des Fürsten, auf Empfehlung des damaligen Majors von Kleist, gewesenen Flügeladjutanten des verstorbenen Prinzen, als Officier bei einem Infanterieregimente angestellt. Der Zufall wollte, daß dieses sich bei dem Corps des Generals Hülsen befand, als einst der König die Position desselben untersuchte, und den Wunsch äußerte, einen Plan von der Gegend zu besitzen. Zur Anfertigung desselben schlug Hülsen den damaligen Lieutenant Wilhelmi vor, und dieser richtete das ihm aufgetragene Geschäft zur Zufriedenheit des Königs aus. Er nahm ihn sogleich in seine Suite, ließ ihn die militärische Stufenleiter bis zum Obristlieutenant schnell steigen, und erhob ihn in den Adelstand, im

Wir halten uns vielmehr überzeugt, daß der Prinz, dem es um den Besitz des sächsischen Gebirges so sehr zu thun seyn mußte, es der Klugheit gemäß gehalten habe, weder die Ankunft der zur Verstärkung der Reichsarmee bestimmten Truppen abzuwarten, noch die Vollendung der Verschanzungen zu gestatten, mit welchen Stollberg sein Lager zu um-

---

dem er ihn nebst seinem Bruder, der damals bei der Artillerie angestellt war, zu Herren von Anhalt, im Gegensatze ihrer Halbbrüder der Grafen von Anhalt, ernannte. Er besaß Anlagen, und konnte ein großer Feldherr werden, da er Gelegenheit erhielt, sich in Friedrichs Schule zu bilden; dagegen aber ließ der Stolz eines Parvenu ihn keine Gränzen halten. Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter und Beförderer war ihm eine unbekannte Tugend, vielmehr scheuete er sich nicht, auf Kosten ihres Glücks sich in die Höhe zu schwingen. Ein unglücklicher Sturz, den er bei einer Revüe in Schlesien mit dem Pferde that, zog ihm manche Abwesenheit seines Besinnungsvermögens zu, so daß Friedrich II, der seinen Günstling doch nicht ganz fallen lassen wollte, ihn zwar von seiner Person entfernte, ihm jedoch ein Regiment in Preußen ertheilte. Seine Kabalen haben manchen würdigen Officier aus der Armee verdrängt. Niemand liebte ihn, und hierin kann Warnery recht haben, wenn er behauptet: auch der Prinz Heinrich sowohl als Seydlitz hätten ihn gehaßt. Unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm II erhielt Anhalt seinen Abschied mit einer jährlichen Pension von 5000 Thlr. Er kaufte sich das schöne Gut Plauen an der Havel, unweit Brandenburg, verkaufte dasselbe aber in der Folge, um sich in Ziesar ein Haus zu bauen, in welchem er auch im Jahre 1801 starb. Eine besondere Anhänglichkeit an den Soldatenstand verließ ihn indeß selbst in seiner Zurückgezogenheit nicht. Man will versichern, er habe nicht selten in einer schlaflosen Nacht seinen Kammerdiener geweckt, ihm eine Disposition zu einem Manöver diktirt, sich diese hernach vorlesen, dann sie aber in den Kamin werfen lassen. —

geben anfing: Motive genug, die den Prinzen veranlassen konnten, die Ausführung seines Vorhabens nicht länger zu verschieben. Hätte hingegen — was jedoch nur Warnery behauptet — der König vielleicht, um den Prinzen Heinrich seinen Unwillen über die ihm widerfahrenen Widerwärtigkeiten indirekte empfinden zu lassen, diesen Anhalt ausersehen, um seinen Angelegenheiten eine günstigere Gestalt zu geben, so würde es höchst rühmlich gewesen seyn, wenn dieser Prinz, der sich zeither mit so vieler Kunst in seiner Position erhalten hatte, und nur durch Uebermacht gezwungen worden war, die Ufer der Mulde zu verlassen, hier, im Vertrauen auf seine eigenen Talente, ohne Hülfe eines dritten, handeln wollte. Eben so lieferte und gewann einst der römische Feldherr Crassus die bis dahin vermiedene Schlacht, als er hörte, das Pompejus aus Spanien zu seiner Unterstützung im Anzuge sey, um den Ruhm, den Krieg geendigt zu haben, nicht mit ihm zu theilen. —

Die Folgen der Schlacht bei Freiberg waren für den Sieger von großer Wichtigkeit. Die Reichsarmee hatte sich bis Altenburg zurückgezogen, und Haddik, jezt für sich selbst besorgt, zog sein Heer unweit Dresden zusammen, um die Ankunft des Corps abzuwarten, welches Daun, unter Anführung des Prinzen Albert von Sachsen, zu ihm stoßen ließ. Der Obrist Kleist drang indeß durch das Erzgebirge in Böhmen ein, machte die Besatzung von Saatz zu Gefangenen, zerstöhrte das dort befindliche sehr ansehnliche Magazin, und zog sich dann nach Sachsen zurück. Die schönste Frucht des Sieges bei Freiberg war jedoch das Neutralitätssystem, welches die Reichsstände jezt anzunehmen sich gedrungen fühlten. Der Zug den Kleist gleichfalls nach Franken unternahm; die Brandschatzungen die er aus dieser

Provinz, besonders von Bamberg und Nürnberg eintrieb; die geringe Neigung der östreichischen Feldherren, die Reichsarmee mit ihren Truppen zu unterstützen; ja die Waffenstillstandskonvention, welche Daun mit den Preußen für den Winter abschloß, und nur auf Schlesien und Chursachsen ausdehnte: alles dies bewog die Stände des deutschen Reiches zu einem Schritte, den sie — des Krieges lange müde — gern schon früher thun zu dürfen gewünscht hatten. Sie sahen ein, daß sie sechs Jahre hindurch verblendet genug gewesen waren, unter der Vorspiegelung eines Reichskrieges, den Privatabsichten des Hauses Oestreich zu fröhnen, ihre Länder von Mannschaft, ihre Kassen von Gelde zu entblößen. Jezt, da sie hülflos der willkührlichen Behandlung eines unternehmenden Feindes preisgegeben waren, zogen sie, einer nach dem andern, ihre Contingente von der Armee zurück, und suchten sich mit dem Könige von Preußen auszusöhnen.

Es bleibt sehr wahrscheinlich, daß der Entschluß der Reichsfürsten, ungesäumt sich für neutral zu erklären, dem Hause Oestreich willkommen gewesen sey. Die politischen Verhältnisse, worin es sich befand; der Abfall seiner nordischen Bundesgenossen; der bald zu erwartende Abzug der Franzosen vom Kriegsschauplatze, und die nachtheilige Wendung, welche das bisherige Glück ihrer Waffen nahm, erregten bei Maria Theresia den Wunsch, einen billigen Frieden zu schließen. Dies Geschäft würde aber erheblichen Schwierigkeiten unterworfen geblieben seyn, wenn bei längerer Ausdauer der Reichsarmee, der Wiener Hof der dem deutschen Reiche feierlichst gegebenen Zusage: den Krieg nicht zu beendigen, ohne dasselbe für alle geleistete Anstrengungen und aufgewendete Kosten

schadlos zu halten, hätte genügen sollen. Ein freiwillig eingegangenes Neutralitätssystem entband daher denselben von dieser sich aufgelegten Verbindlichkeit, deren Erfüllung anfangs so leicht, jezt aber nicht mehr möglich schien. Der kaiserliche Hof gab sich zwar gegenwärtig noch das Ansehen, als verlange er ferner den Beistand des Reichs, trug sogar dem durch seine Truppen verstärkten Prinzen von Stollberg auf, durch Böhmen dem Reiche zu Hülfe zu eilen; allein dies war nur eine politische Grimasse, um seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Diese Bewegungen wurden zu spät unternommen; der Schlag war geschehen, Kleist schon wieder nach Sachsen, und die so übel mitgespielten Reichsfürsten fühlten sich nicht mehr geneigt, sich der Willkühr des Hauses Oestreich auszusetzen. —

Friedrich II, der damals durch die Treulosigkeit der Engländer eines Alliirten beraubt worden war, verlor dagegen einen Feind, der, wenngleich er ihm stets unbedeutend geschienen hatte, ihn dennoch zwang, ihm eine Kriegsmacht entgegen zu stellen. Uebrigens für jezt, durch die mit Daun abgeschlossene Waffenstillstandskonvention gesichert, ließ er seine Armee die Winterquartiere beziehen, und nahm sein Hauptquartier zu Leipzig.

XX.

Allgemeine Betrachtungen über den Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen, im Jahre 1762. — Schlacht bei Wilhelmsthal. — England und Frankreich schließen einen Separatfrieden.

Dieser Feldzug ward von Seiten Frankreichs nicht mit solcher Anstrengung geführt, als der vorige. Der schlechte Zustand der Finanzen, und die Hoffnung zum Frieden, den man mit Eifer unterhandelte, bewogen den Hof zu Versailles, auf weitere Eroberungen in Deutschland Verzicht zu thun, und nur diejenigen zu behaupten, die seine Armeen zeither gemacht hatten. Daher war auch das Heer, welches er zu diesem Behuf aufstellte, nicht so zahlreich, wie sonst, auch traf er abermals, jedoch nicht vortheilhafte, Veränderungen im Kommando. Bei ihrer Anwesenheit zu Paris hatten die beiden Heerführer, die im abgewichenen Jahre die große französische Armee anführten, sich einander über den schlechten Erfolg der Operationen angeklagt; jeder hatte seine Handlungen zu rechtfertigen gesucht, und im Grunde waren beide von Vorwürfen nicht frei; Sachkundige werden indeß eingestehn müssen, daß Soubise offenbar sich der meisten Fehler schuldig machte. Seine bekannte Unfähigkeit, die gleich Anfangs des Feldzuges von 1761 sich offenbarte, und der schändliche Egoismus, den er am Tage der Schlacht

bei Villingshausen blicken ließ, verdammten ihn eben so sehr, als man dagegen Broglio die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß — die Eifersucht, seinen Ruhm mit niemand theilen zu wollen, abgerechnet — Frankreich ihn bald als den Eroberer, bald als den Erhalter der in Deutschland besetzten Provinzen ansehen mußte. Nach dem Rechte der Billigkeit hätte also dieser Streit zu Broglio's Vortheil ausschlagen sollen; allein die am französischen Hofe so wirksame Kabale, und besonders die Allgewalt der Pompadour, schützten diesmal Soubise eben so, wie Broglio nach der Schlacht bei Minden gegen Contades Beschuldigungen. Da man bald einen Frieden abzuschließen sich Hoffnung machte, folglich keine Unternehmungen von Wichtigkeit mehr voraussetzte: so glaubte man vielleicht, die Geschicklichkeit des Siegers bei Bergen entbehren zu können. Soubise erhielt also den Oberbefehl über die ganze Armee; um indeß das Schicksal derselben seiner Unfähigkeit nicht ganz preiszugeben, so gab man ihm den Marschall von Etrees zum Kollegen, und beide sollten gemeinschaftlich das ganze Heer anführen.

So inkonsequent der Hof zu Versailles in der Wahl seines Heerführers in Deutschland verfuhr, eben so oberflächlich waren die den beiden Marschällen ertheilten Instruktionen. Sie führten das Gepräge der sichern Hoffnung zum Frieden; denn es war ihnen zur Bedingung gemacht worden, Göttingen und Cassel nur bis zu Ende des Novembers zu behaupten, das Land zwischen dem Rhein und der Lahn, Behufs der etwa nothwendig werdenden Winterquartiere, möglichst zu schonen; dagegen aber die Gegend zwischen der Eder und Dimel gänzlich auszufouragiren, um den Feind zu hindern, ihnen in ihrer Flanke und ihrem Rücken

beschwerlich zu fallen. Wo möglich sollte der Feldzug in der Nachbarschaft von Einbeck und Göttingen geendigt werden, um das rückwärts liegende Land zu schonen. Bei solchen so sehr ins Allgemeine gehenden Anweisungen muß man voraussetzen, daß Frankreich zu stark auf den durch Lord Bute's Einfluß herrschend gewordenen Hang zum Frieden rechnete, da es sich so passiv zu verhalten vornahm. Zweckmäßiger — und dies beweiset die Geschichte durch die glänzendsten Beispiele — dürfte es gewesen seyn, durch einen wirksamern Feldzug einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen. Daß die französische Macht zu dergleichen Anstrengung fähig war, rhellet daraus, daß die Hauptarmee, wenngleich nicht so stark, wie im vergangenen Jahre, doch zahlreich genug war, den Alliirten die Spitze zu bieten; und daß hiernächst der Prinz von Conde eine zweite, aus 62 Bataillonen und 52 Schwadronen bestehende, am Niederrhein befehligte, deren sich die Marschälle zu Diversionen sollten bedienen können.

Dies war der Zustand des französischen Heeres bei Eröffnung des Feldzuges, welche jedoch nicht frühzeitig erfolgen konnte, weil die Gegend, wo der Krieg geführt werden sollte, gänzlich ausgezehrt war. Sowohl die Franzosen, als auch die Alliirten waren daher genöthigt abzuwarten, bis das Korn so hoch aufwuchs, daß es fouragirt werden konnte; das Ende des Junius brachte also erst beide Armeen ins Lager. Die Marschälle wählten das ihrige zwischen Grebenstein und Wilhelmsthal, in der Absicht, dem Herzoge Ferdinand den Uebergang über die Dimel zu verwehren; so vortheilhaft aber auch dies Lager an und für sich war, so diente es doch zu dem vorgesetzten Zwecke nicht, so lange man nicht Meister der Pässe war, die durch den Reinharts-

wald zu der Dimel führen. Statt also die Ufer des Flusses zu ihren festen Positionen zu wählen, blieben die französischen Marschälle auf halbem Wege stehen. Dagegen geriethen sie auf den Einfall, eine Meile vor ihrem rechten Flügel ein starkes Corps, unter dem Marquis von Castries, bei Carlsdorf am Rheinhartswald aufzustellen, begingen aber den Fehler, das in demselben belegene feste Schloß Sababurg, den Schlüssel zu allen durch diesen Wald führenden Pässen, gehörig zu besetzen und zu vertheidigen; es ward den Alliirten, die sich dessen bemeistert hatten, nie wieder entrissen.

Der Herzog Ferdinand, der nicht säumte, die ihm durch dies zuweit vorgeschobene Corps gegebene Blöße zu benutzen, entwarf den Plan, dasselbe ganz von der Armee abzuschneiden und aufzuheben. Die Disposition, die er zu dieser Unternehmung entwarf, war vortrefflich, und würde dem vorgesetzten Endzwecke vollkommen entsprochen haben, wenn nicht das Gelingen oder Mißlingen solcher Operationen so oft von besonderen Zufällen abhinge. Während der Herzog über die Dimel setzte, und mit seiner Hauptmacht gegen die große französische Armee anrückte, sollten die Generale Spörken und Luckner das feindliche Corps in Flanke und Rücken fassen; allein dieser Auftrag ward nicht erfüllt. Castries hatte die Geschicklichkeit, sich ohne Verlust nach dem rechten Flügel der französischen Armee zurückzuziehen; dies besondere Glück jedoch bloß dem Starrsinn des Generals Kielmannsegge zu verdanken, der, nachdem er eine im Rücken der Franzosen belegene Anhöhe erreicht hatte, in einer falschen Richtung aufmarschirte. Denn statt, nach dem Sinne der Disposition, Fronte nach dem [illegible]m des Castriesschen Corps, den ihm ein kleiner Wald

verbarg, zu machen, formirte er seine Hannoveraner gegen das französische Lager bei Wilhelmsthal, das ihm gerade in die Augen fiel. Zu eben der Zeit trat Luckner aus dem Rheinhartswalde heraus. Kielmannsegge — aus welcher Veranlassung weiß man nicht — hielt dessen Abtheilung für Feinde, und begrüßte ihn mit seinen Kanonen. Luckner ward gezwungen, einen Officier an ihn abzusenden, theils um ihn aus seinem Irrthum zu ziehen, theils um ihn zu ersuchen, nunmehr mit ihm die Höhe von Hohenkirchen zu gewinnen, wohin die zu ihrem Abzuge sich anschickenden Franzosen ihr Gepäck ziehen ließen. Hätte man solches hier eingeholt, so mußte sich dieser wehrlose Zug stopfen, und den Marsch der Kolonnen der Armee außerordentlich hemmen.

Die französischen Marschälle würden in große Verlegenheit gerathen seyn, wenn, nach der Disposition des Herzogs Ferdinand, seine Hauptarmee sie im Centrum, die Hannoveraner auf ihrem rechten, und Lord Granby auf ihrem linken Flügel zugleich angegriffen hätten. Es bleibt sehr wahrscheinlich, daß ihre Niederlage vollkommen, und dieser Tag einer der merkwürdigsten in der Geschichte der Zeit geworden wäre; allein weder Luckners dispositionsmäßige Aufforderung, noch das Zureden einiger dem Grafen Kielmannsegge untergeordneten Generale, konnten diesen Feldherrn davon abbringen, gerade auf den in einiger Entfernung erblickten Feind loszumarschiren, der mit seinem Rückzuge beschäftigt zu seyn schien. Er durchzog einen vor seiner Fronte belegenen Grund, und als er auf der gegenüberliegenden Anhöhe angekommen war, sah er, daß noch ein anderer, wegen eines darin fließenden, von sumpfigen Ufern eingefaßten Baches, sehr beschwerlicher Grund, ihn dennoch von dem feindlichen rechten Flügel trennte. Diese

dispositionswidrigen, bloß durch eine falsch verstandene Bravour veranlaßten Bewegungen, gaben den Franzosen Zeit, ihre Artillerie und ihr Gepäck aus dem Wege zu schaffen, und sich zum Rückzuge mit mehr Leichtigkeit anzuschicken, als die Alliirten Anstrengung gebrauchten sich zu formiren. Kielmannsegge, der in ihre Schlachtordnung nicht mit begriffen seyn sollte, durchzog auch den vorgeschriebenen zweiten Grund, jedoch nicht ohne Beschwerlichkeit, suchte sich an den linken Flügel der Hauptarmee anzuschließen, und verursachte dadurch ein nachtheiliges Gedränge. Luckner hingegen, der es nicht wagen durfte, bei der so nahen Nachbarschaft des Feindes, das nach der Höhe von Hohenkirchen intendirte Manövre ohne Unterstützung der Hannoveraner zu unternehmen, mußte sich begnügen, über Immenhausen sich stets auf die Parallele der Armee zu halten.

Auf solche Weise ward der Hauptendzweck verfehlt, und von der entworfenen kunstmäßigen Disposition des Herzogs, erfüllte nur der Lord Granby seine Bestimmung. Es gelang ihm, sich in die linke Flanke der Franzosen zu stellen; und obgleich die Marschälle ihm das Stainvillesche Corps entgegen warfen, so säumte er doch nicht, solches anzugreifen. Stainville ward, nach einem hitzigen Gefechte, geschlagen; der tapfere Widerstand, den seine treffliche Infanterie leistete, gab zwar der Armee Zeit ihre Stellung glücklich zu räumen, dagegen aber ward sein Corps fast gänzlich aufgerieben.

Nachdem Soubise der ihm gedroheten Gefahr entgangen war, gab er seiner Armee eine anderweitige Position auf dem Kratzenberge bei Cassel, verließ solche aber auch in der folgenden Nacht, um sich hinter der Fulda zu setzen, wogegen die Alliirten ihr Lager bei Hohenkirchen aufschlugen.

Nunmehr ging das Bestreben des Herzogs von Braunschweig dahin, den Feind hinter der Fulda mehr einzuengen; da dies indeß, wegen der Aufmerksamkeit die er auf seinen linken Flügel und die Communication mit seinen an der Weser belegenen Magazinen verwenden mußte, nur mit großer Behutsamkeit vollführt werden konnte, so verlief der größte Theil des Julius ehe er seinen Zweck erreichen konnte. Endlich griff er die bei Lutternberg aufgestellten Sachsen an, und schlug sie aus ihrer sehr festen Position heraus. Dadurch gab er seinem linken Flügel mehr Sicherheit; und da er allmählig seinen rechten verstärkt hatte, so wurden die französischen Marschälle veranlaßt, sich gleichfalls links auszudehnen, und alle Uebergänge über die Fulda auf das sorgfältigste zu verschanzen. Eine Zeitlang trennte dieser Fluß beide Armeen, bis die der Alliirten anfing dem Feinde die Communication mit Frankfurt sehr beschwerlich zu machen. Besorgt für diesen so unentbehrlichen Waffenplatz, verstärkte Soubise nicht allein die dortige Besatzung, sondern rief sogar, in der Angst seines Herzens, den Prinzen von Condé vom Niederrheine zur Armee ab, räumte Göttingen und Münden, und zog sich allmählig bis an die Nidda zurück, um Frankfurt zu decken und die Vereinigung mit dem Condéschen Corps zu sichern.

Der Erbprinz von Braunschweig, der letzteres in Westphalen hatte beobachten müssen, hielt mit demselben gleichen Schritt, und hoffte es vor seiner Vereinigung mit Soubise zu schlagen, allein es war schon zu spät; denn obgleich Luckner über die Wetter setzte, Condé auch seine Position auf dem Johannisberge räumte, so stieß in dem Augenblick, da die Alliirten den Berg erstiegen, um den noch darauf stehenden Nachzug anzugreifen, General Stain-

ville zum Prinzen von Condé. Beide rückten wieder vor, warfen die Alliirten von der Höhe herunter, wodurch die Unordnung unter der geschlagenen Infanterie so groß ward, daß sie sich über den Bach zu flüchten suchte. Bei dieser Gelegenheit ward der Erbprinz, der sie wieder an den Feind zu bringen bemüht war, gefährlich verwundet, und nur Luckners Gegenwart des Geistes rettete die Flüchtigen, indem er mit seiner Cavallerie die Franzosen vom weitern Verfolgen abhielt.

Gleich darauf bezog der Herzog die so äußerst feste Position an der Ohm, um die Belagerung von Cassel zu decken, welche Prinz Friedrich von Braunschweig befehligte. Mit allem erforderlichen versehn, ließ er am 16ten Oktober die Laufgräben eröffnen; und obgleich die Belagerung noch keine erheblichen Fortschritte gemacht hatte, so ergab sich doch die Stadt, sobald man im französischen Lager die vorläufige Nachricht vom Frieden erhalten hatte. Wenige Tage darauf meldeten Eilboten den Heerführern, daß die Friedenspräliminarien am 1sten November zu Versailles unterzeichnet worden waren. Bis zum Definitivfrieden bezogen nunmehr beide Armeen die Winterquartiere, und der Herzog Ferdinand legte ein Kommando nieder, welches er fünf Jahre hindurch mit so vieler Einsicht und so vielem Ruhme geführt hatte. Die Rolle, die ihm als Heerführer übertragen ward, war, in Rücksicht auf andere Armeen, ungleich schwerer. Die seinige war aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt, und jede derselben hatte ihren eigenen Nationalcharakter, ihre eigene Taktik, ihre Vorliebe oder ihren Haß gegen einander, ihren Stolz auf vermeinte Vorrechte, und ihre Empfindlichkeit gegen Zurücksetzungen. Es gehörte ein außerordentliches Talent dazu, so viele ver-

schieden denkende Köpfe zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zu vereinigen, und mit denselben glückliche Unternehmungen gegen eine wenigstens um ein Viertheil stärkere, in der Kriegskunst geübtere Nationalarmee, auszuführen. Dies alles leistete jedoch Ferdinand vollkommen. Auf dem so gedehnten Kriegsschauplatze, auf welchem ihn stets zwei Armeen auf zwei verschiedenen Punkten drängten, wo er seine Festungen nicht ohne beständigen Schutz lassen konnte, widerstand er — freilich mit abwechselndem Glücke — nicht allein dem ihm überlegenen Feinde mit Muth, sondern er deckte auch den nordwestlichen Theil von Deutschland, besonders die hannöverischen und braunschweigischen Staaten, mit so vieler Kunst als Weisheit. Die deutschen Truppen, die er befehligte, verehrten ihn, die Engländer aber — obgleich minder lenksam unter einem Heerführer aus einer fremden Nation — mußten doch seinen militärischen Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und so erntete der Herzog den Beifall seiner Zeitgenossen und das Lob der Nachwelt ein.

XXI.

Betrachtungen über den Ausgang des siebenjährigen Krieges und den allgemeinen Frieden.

Der zwischen Frankreich und England zu Versailles eingegangene Separatfrieden war gewissermaßen der Vorbote dessen, der am 15ten Februar 1763 zu Hubertsburg zwischen Oestreich und Preußen abgeschlossen ward. Der Zeitpunkt war endlich eingetreten, in welchem die erbittertsten Feinde sich mit einander aussöhnen sollten, um einem sieben Jahre hindurch in allen Welttheilen geführten Kriege und dem dadurch hervorgebrachten Elende ein Ende zu machen. So weitumfassend auch das gegen den König von Preußen eingegangene Bündniß war; so sicher man auch daraus auf seinen gänzlichen Sturz schließen zu können glaubte, so rettete ihn doch eine Reihe sonderbarer Vorfälle, und zwang die Theilnehmer an dieser grausamen Fehde zum Frieden. So mußte Elisabeth sterben; Peter III den russischen Thron besteigen, aus besonderer Vorliebe für Friedrich II nicht allein mit ihm Frieden schließen, sondern sogar durch seinen thätigen Beistand das zwischen Oestreich und Preußen verlohren gegangene Gleichgewicht wieder herstellen, auch Schweden veranlassen, vom Kampfplatz, ohne Entschädigung, abzutreten. Da indeß das zwischen Peter und Friedrich errichtete Bündniß — nach der Denkungsart beider Fürsten — den Krieg noch verlängert haben würde, so

so mußte Catharinens Ehrsucht ihrem nicht vorsichtig genug handelnden Gemahle Thron und Leben rauben, um den allgemeinen Frieden vorzubereiten.

Auf der andern Seite mußte Frankreich aus seiner völligen Erschlaffung, aus dem Verluste seiner Colonien in beiden Indien, aus dem Untergange seines Seewesens, und dem gänzlichen Verfall seines Handels, das Inconsequente des mit Oestreich geschlossenen Bündnisses endlich einsehen, welches der Nation in wenigen Jahren fast mehr Geld und Menschen kostete, als die seit Kaisers Carl V und Königs Franz I Zeiten zwischen beiden Mächten geführten Kriege. Diese Verluste, deren Folgen sich noch viele Jahre nach dem Frieden äußerten, und die Ohnmacht, zu der Ludwig XV neuer Alliirter, der König von Spanien, durch einen einzigen Feldzug herabgesunken war, mußten also diese beiden Bundesgenossen zwingen, mit ihren Erbfeinden, den Britten, den Frieden zu unterhandeln; dennoch aber dürfte derselbe noch nicht so bald erfolgt seyn, hätte nicht Bute das Herz seines ehemaligen Zöglings in seiner Gewalt gehabt, hätte er nicht den patriotischen Pitt vom Staatsruder verdrängt, und durch eine, seinem Vaterlande zu verschaffende, obgleich von einem großen Theile, der bloß auf ihre merkantilischen Vortheile bedachten Nation, nicht gewünschten Ruhe, seinen Stolz zu befriedigen gehofft. —

England erlangte im Frieden zu Versailles nicht die Vortheile, zu denen die Uebermacht seiner Geschwader und die Wichtigkeit ihrer gemachten Eroberungen es berechtigte. Dem Lord Bute, der Seele des englischen Ministeriums, war es bloß um Frieden zu thun. Er, den Pitt in den Stand gesetzt hatte, die härtesten Bedingungen vorzuschreiben, gab alles, was man in Asien und

Amerika erobert, — und gewissermaßen — nur durch Verschwendung ungeheurer Summen *) erkauft hatte, wieder zurück, und behielt nur Canada in Nordamerika. Minorka ward gegen Martinique vertauscht, und so entging Frankreich einem größern Verderben, als seine Lage vor Schließung der Präliminarien erwarten ließ. Das auf die Oberherrschaft auf allen Meeren stets so stolze England mußte jezt den günstigsten Zeitpunkt verfehlen, um seinen Erbfeind aus beiden Indien ganz zu verdrängen, und folglich den Alleinhandel mit den dortigen, Europa so unentbehrlich gewordenen Produkten, sich zuzueignen.

Wir haben eben das Reich, welches man vor dem Frieden, wegen der gänzlichen Erschöpfung seiner Finanzen, für moralisch todt hielt, in der Folge mit beitragen gesehn, den Engländern ihre Kolonien in Nordamerika zu entreißen, um daraus einen Freistaat zu bilden, der von Jahr zu Jahre blühender wird. Man weiß, daß der amerikanische Krieg Groß-Britannien 139,171,867 Pf. Sterling gekostet hat; man ist darüber einig, daß dieser Krieg eine, obgleich entfernte, zugleich aber durch den Drang der Umstände erzeugte, Veranlassung gab, daß Frankreich seine, Jahrhunderte hindurch bestandene, monarchische Verfassung durch eine Revolution zu einer republikanischen umformte, und diese gegen alle Anfälle seiner mächtigen Nachbaren behauptete.

Nicht zufrieden, gegen alle Traktaten einen Separatfrieden mit Frankreich geschlossen zu haben, bezeigte Bute sich noch dazu treulos gegen die Alliirten seiner Nation; denn sogar die deutschen Fürsten, die — wenngleich von England

---

*) Der siebenjährige Krieg kostete dem Staate 111,271,969 Pf. Sterling.

besoldet — die hannöverischen Staaten seines Beherrschers mit so vieler Tapferkeit vertheidigten, wurden nur in so weit in dem Frieden mit begriffen: daß ihre Länder geräumt und ihnen wiedergegeben werden sollten. Billig hätten Preußen, Hessen und Braunschweig für ihre geleisteten Dienste entschädigt werden müssen, da es nur von England abhing, darauf zu bestehen; allein dies ward nicht nur ganz aus der Acht gelassen, sondern man gewährte sogar den Franzosen den Besitz von Wesel und der clevischen Länder bis zum allgemeinen Frieden. So sehr auch sonst Friedrich II die englische Nation schätzte; so sehr auch der Enthusiasmus derselben für ihn seiner Eigenliebe schmeicheln mußte: so hat er doch nie diese ihm bewiesene Geringschätzung vergessen können. —

Oestreich und Preußen, von ihren Alliirten verlassen, standen jezt allein noch auf dem Kampfplatze, hatten aber beide ihrer Lage angemessene Gründe, gleichfalls den Frieden zu wünschen. Es kam nur darauf an, wer den ersten Schritt zur Annäherung thun würde, da der Stolz des Hauses Oestreich und Friedrichs Festigkeit hier ins Spiel kamen. Maria Theresia, obgleich ihre Armee gegenwärtig besser organisirt war, als die ihres Gegners, fing doch an einzusehn, daß das, was sie anfangs für so gewiß hielt, und durch die Kraft ihrer mächtigen Bundesgenossen nicht hatte bewirken können, nun um so mehr unausführbar bleiben dürfte, da der Zustand ihrer Finanzen keinen kostspieligen Feldzug mehr gestatten wollte. Das bare Geld war aus ihren Kassen verschwunden; der Staat mit einer Schuldenlast von 100 Millionen Thaler belastet; der Kredit schwach; der Gesundheitszustand des Kaisers Franz I bedenklich, und daher die Erhebung des Erzherzogs Joseph zum römischen

Könige wünschenswerth. Ein Blick auf diese Lage der Dinge veranlaßte sie also, durch den **Churprinzen** von Sachsen einen Versuch zu machen, ob ihr eine Aussöhnung gelingen werde, und **Friedrich** II trug kein Bedenken, die Hand zu Unterhandlungen zu bieten. In seiner Lage rieth ihm die Klugheit ebenfalls, einen gemäßigten billigen Frieden einem durch ferneres Beharren und nicht ohne Gefahr zu erzwingenden vortheilhaftern, vorzuziehen. Nur Siege konnten ihm einen solchen verschaffen; allein seine Armee war nicht mehr in dem Zustande, daß man dergleichen von ihrer überspannten Tapferkeit hätte erwarten sollen. Sie hatte bei der Dauer des Krieges gegen 180,000 Mann eingebüßt; die alten geübten Soldaten waren todt oder verstümmelt, noch viele schmachteten in der Gefangenschaft, und alle neu angeworbenen waren unzuverlässig. Zwar fehlte es dem Könige nicht an Geld zu noch einem Feldzuge, doch war dessen Ausgang mißlich, und nach so mancher Anstrengung, die nur noch schrecklichere Verwüstungen in den bereits an Allem erschöpften Provinzen verursachen konnte, am Ende vielleicht nichts mehr zu erlangen, als worüber man jezt einig zu werden hoffte. Es ward also ein Kongreß vorgeschlagen, zu welchem **Maria Theresia** den Herrn von **Kollenbach**, der **König von Preußen** den Geheimenrath von **Herzberg**, und der **König von Pohlen** den Geheimenrath **Fritsch** als Bevollmächtigte ernannten.

Das churfürstliche Jagdschloß Hubertsburg ward zum Kongreßorte bestimmt, und während der Dauer desselben, nebst der umliegenden Gegend, für neutral erklärt. Am letzten Tage des Jahres eröffnete man die Unterhandlungen, um die Präliminarien zu entwerfen, die zur Basis des Friedens dienen sollten. Nach seiner Gewohnheit, noch mehr

aber um ein gewisses, obgleich nur angenommenes Uebergewicht fühlen zu lassen, that das Haus Oestreich theils übertriebene, theils verfängliche Forderungen, worunter die Abtretung der Grafschaft Glaz eine der wichtigsten war. Der König, der sich auf dergleichen weder einlassen wollte noch konnte, ließ die verfänglichen Artikel, in Absicht ihres wahren Sinnes, verbessern, protestirte aber feierlichst gegen alle Abtretungen, obgleich man sie durch Aequivalente auszugleichen versprochen hatte, und bestand auf den statum quo ante bellum, wogegen er dem Könige von Pohlen sein Churfürstenthum Sachsen wieder zuzustellen versprach.

Dergleichen Diskussionen verzögerten das Friedensgeschäft eine Zeitlang, bis der stets dringender werdende Mangel an barem Gelde *) die Kaiserinn-Königinn nachzugeben zwang. Der Friede ward daher auf den vorigen Besitzstand abgeschlossen, die vom Gegentheile besetzten Provinzen wurden geräumt, und der König von Preußen machte sich anheischig, bei der bevorstehenden römischen Königswahl,

*) Personen, welche unterrichtet seyn wollten, haben behauptet: daß kurz vor Abschluß des Hubertsburger Friedens, nur noch auf einen Monat bare Löhnung für die Armee im kaiserlichen Schatze vorhanden gewesen sey; daß daher das Wiener Cabinet sich genöthigt gesehen habe, dem Herrn von Kollenbach aufzutragen, in allem nachzugeben, was der preußische Bevollmächtigte bisher verlangt habe, und daß, als Herzberg dem Könige die Versicherung gegeben, es sey nichts mehr zu wünschen übrig, Friedrich II — vielleicht aus Schadenfreude — ihm befohlen habe, die Ratification des Friedens, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, noch um einige Tage zu verzögern. In wie fern diese Anekdote ganz oder zum Theil gegründet sey, lassen wir dahin gestellt; jedoch rührt sie von einem sehr glaubwürdigen, damals in Leipzig anwesend gewesenen, bedeutenden Manne her.

dem Erzherzoge Joseph seine Stimme zu ertheilen. Sonderbar bleibt es, daß der Ehrgeiz des Hauses Oestreich bei diesem Friedensschlusse eben so befriedigt ward, als bei dem von Dresden (1745); damals erkannte der König Maria Theresia's Gemahl als Kaiser, gegenwärtig ihren Sohn als römischen König an, und nur in diesen unbedeutenden, von dem Eigendünkel des Wiener Hofes zeugenden Gegenständen, bewies er sich nachgebend. —

So endigte sich dieser grausame Krieg, der halb Europa auf den Kampfplatz brachte, der über 800,000 Streitern, und bloß in den brandenburgischen Staaten 30,000 wehrlosen, theils durch die Wuth der Barbaren, theils durch ein unausbleibliches Elend umgekommenen, Menschen das Leben raubte; der sieben Jahre lang Deutschland seine harte Geißel fühlen ließ, in welchem Friedrich II, allein, so vielen gegen ihn verbündeten Mächten widerstand, am Ende desselben nicht einen Fußbreit Landes verlohr, vielmehr sowohl durch seinen Muth als durch seine Standhaftigkeit, besonders aber durch die zweckmäßige Verwaltung seiner Finanzen, seine Feinde zwang, den Frieden nach seiner eigenen Bestimmung einzugehen. Es bleibt daher wahr, was er beim Ausbruche des Krieges vorhersagte, nämlich: daß nur derjenige Theil mit Ehren aus dem Handel kommen würde, der den letzten Thaler in der Tasche behielte. Wenn man also die abgenöthigte Maßregel des Königs, zu allen seinen Bedürfnissen schlechtes Geld schlagen und courfiren zu lassen, tadelt, so muß man dagegen auch gestehn, daß, bei dem Drange der Umstände, dies doch eins der wirksamsten Mittel blieb, ihn an der Hand des Glücks *) aus

*) Als einst zu Potsdam an der königlichen Tafel die Rede von dem siebenjährigen Kriege war, verschwendete General Lentulus

diesem verderblichen Kriege mit Ehre und Ruhm gekrönt in seine Residenz zurückzubringen, statt daß die zu seinem Untergange verbündeten Mächte eine lange Reihe von Jahren gebrauchten, um die ihren Ländern geschlagenen Wunden zu heilen.

Gleich nach abgeschlossenem Frieden eilte Friedrich II, seinen, durch den Krieg, besonders aber durch die Grausamkeit der Kosacken, ganz ruinirten Provinzen, theils durch bare Geldvorschüsse, theils durch Austheilung einiger Magazinbestände, ausrangirter Trainpferde und in Sachsen in Requisition gesetzter Schafe, aufzuhelfen; so wie er in der Folge Millionen aufopferte, um den so sehr gesunkenen Ackerbau, ingleichen die Fabriken und die Gewerbe zu beleben. Was aber am auffallendsten bleibt, und das Publikum nicht wenig befremdete, war, daß unmittelbar nach einem geendigten Kriege, der 125 Millionen verschlungen hatte, nach welchem die dabei interessirt gewesenen Mächte ihre kontrahirten Staatsschulden so bald nicht zu tilgen vermochten, Friedrich II, außer den Unterstützungen die er seinen Unterthanen schenkte, sich noch im Stande fühlte, unweit Potsdam ein prächtiges Schloß zu bauen, welches 11 Millionen zu errichten, und eben so viel zu meubliren gekostet haben soll *).

---

alles ersinnliche Lob, um die Thaten des Königs zu erheben; Friedrich war aber bescheiden genug, ihm zu antworten: gestehe Er vielmehr, daß ich viel Glück gehabt habe. —

*) Zwar mußte zu allem diesem die gleich nach dem Frieden eingerichtete französische Regie, durch welche ungeheure Summen in den öffentlichen Schatz flossen, vieles beitragen; allein so hart solche auch das Publikum drückte, so allgemein auch die Stimme des Volks dagegen war, und so bestimmt solche die Losung zum Con-

Welch ein auffallender Kontrast zwischen dem Könige, zu dessen Untergange man sich im Jahre 1756 verschworen hatte, und dem, der 1763 so glorreich zurückkehrte, daß er, aller ihm zugestoßenen Unglücksfälle ungeachtet, nicht nur seine mächtigen Feinde verdunkelte, sondern sich auch noch Monumente errichten konnte, die theils die Nachwelt bewundert, theils die Nachkommen seiner wieder beglückten Unterthanen segnen werden. Jahrhunderte werden vergehen, ehe, unter ähnlichen Umständen, ein so großer König, zugleich aber ein so großer Mensch, unter den gekrönten Häuptern wieder auftreten wird. Schwachheiten — die von der menschlichen Natur unzertrennlich sind — abgerechnet, vereinigte er in sich die Weisheit Mark-Aurels mit Alexanders Glück, und die Nachwelt wird — wie es bereits bei seinem Leben geschah — ihn stets den Einzigen nennen.

---

trebandiren — ein bisher in den brandenburgischen Staaten unbekanntes Wort — gab, so muß man doch bekennen, daß der König einen Theil der neuen Auflagen zu nützlichen Urbarmachungen, so wie zum Wiederaufbau mancher Städte, und zur Errichtung neuer Colonien verwendete, und dadurch gewissermaßen den Schmerz betäubte, den seine Einrichtungen erzeugt hatten.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Zusätze und Berichtigungen
zur
Charakteristik
der
wichtigsten Ereignisse
des
siebenjährigen Krieges,
in
Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen.

Von
F. A. von Retzow,
vormals Königlich-Preußischem Hauptmann.

Für die Besitzer der ersten Auflage.

Berlin, 1804.
In der Himburgischen Buchhandlung.

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Ferdinand von Preußen,

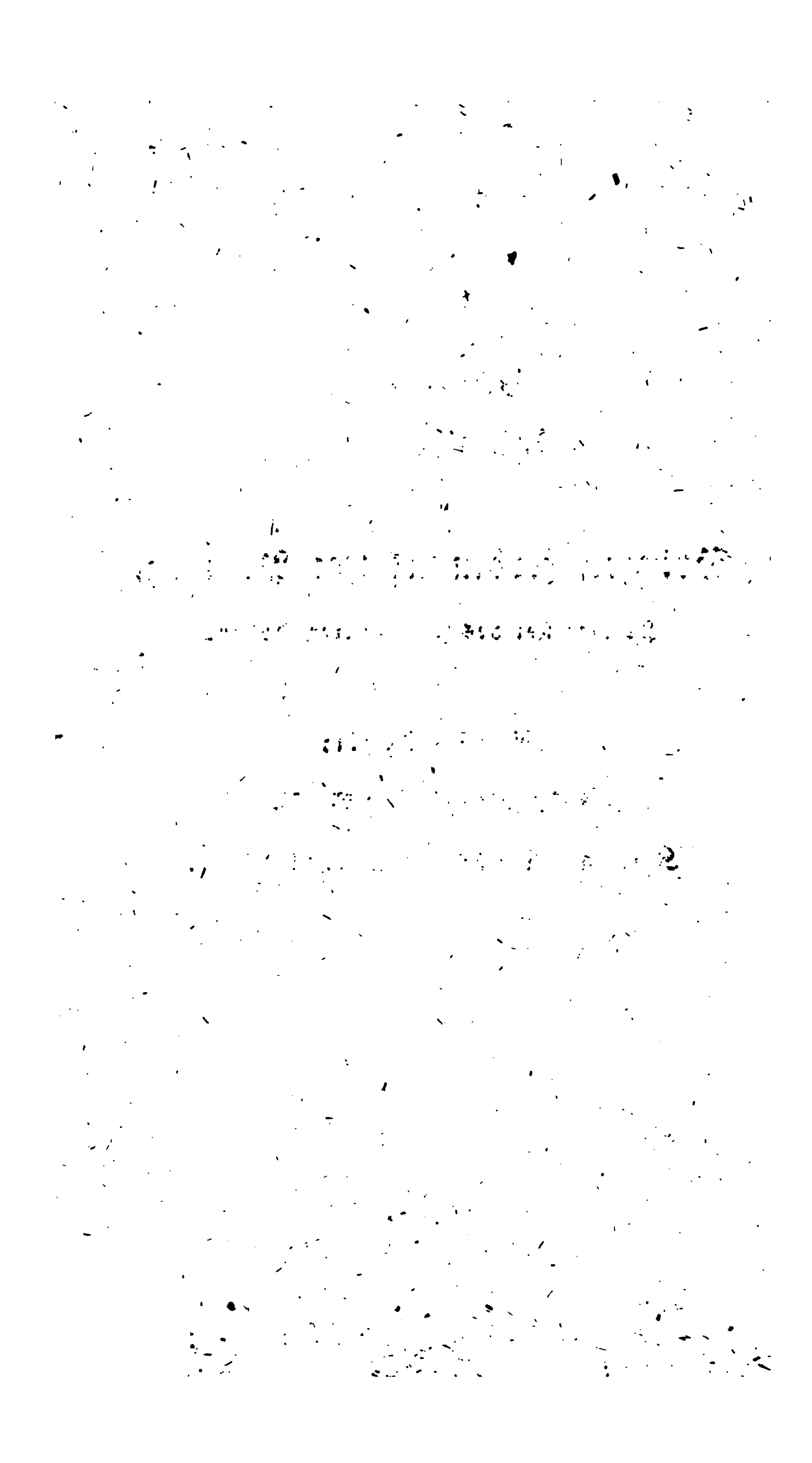
Heermeister des Johanniter-Ordens

und

Groß-Oheim

Seiner jetzt regierenden Majestät

König Friedrich Wilhelm III.



Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Prinz und Herr!

Ew. Königl. Hoheit verehrungswürdigem Herrn Bruder, dem nunmehr verewigten Prinzen Heinrich Königl. Hoheit, nahm ich mir die Freiheit, die erste Auflage meiner Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges zuzueignen. Da aber diese Auflage vergriffen ist, und eine zweite veranstaltet werden müssen, Ew. Königl. Hoheit aber die für mich so anziehende Gnade gehabt haben, mich durch manche interessante Particularitäten dieses unvergeßlichen Krieges auf eine so herablassende Art zu belehren: so halte ich es für meine Pflicht, Ew. Königl. Hoheit die zweite vermehrte Auflage dieses Werks um so mehr allerunterthänigst zu Füßen zu legen, da von den Helden, die sich in diesem Kriege so

besonders ausgezeichnet haben, Ew. Königl. Hoheit nur noch fast der einzige Ueberlebende sind.

Mögten Ew. Königl. Hoheit diesen gewagten Schritt nicht ungnädig aufnehmen, und mögten Höchstdieselben den Sohn nur eines Theils der besondern Gnade würdigen, die Ew. Königl. Hoheit dem Vater zu schenken das gnädige Wohlwollen gehabt haben. Dies wird schon Belohnung für mich seyn, der ich die Ehre habe, in tiefster Ehrfurcht zu ersterben

Ew. Königlichen Hoheit

Neu-Bellin,
den 10ten April 1804.

unterthänigster Knecht,

v. Retzow.

Einleitung.

Seitdem die erste Auflage der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges 1802 die Presse verließ, hat theils der geneigte Beifall des Publikums deren Absatz befördert, theils bin ich seitdem durch verschiedene einsichtsvolle Männer und noch lebende Zeitgenossen, in Absicht mancher noch aufzunehmender Thatsachen so unterstützt worden, daß zu einer zweiten zu schreiten die Veranstaltung getroffen werden konnte.

Wenn nun diese mit mehreren nicht unwichtigen Zusätzen bereichert, auch hin und wieder verbessert worden: so halte ich mich aus Dankbarkeit für die meinem Buche geschenkte gütige Aufnahme verpflichtet, auch diejenigen, die sich die erste Auflage bereits angeschafft haben, in den Stand zu setzen, dabei nichts vom Ganzen zu verlieren. In dieser Hinsicht

erscheint gegenwärtiger Anhang zur ersten Auflage der Charakteristik, in welchem der geneigte Leser alles dasjenige finden wird, was zur wesentlichen Ergänzung der Geschichte und Vervollkommnung der zweiten Auflage dieses politisch = historischen Werks benutzt worden.

Zur Bequemlichkeit des Lesers habe ich bei jedem Zusatze oder Abänderung die Seitenzahl des Originals vorausgeschickt, wo der Zusatz oder die Abänderung einzuschalten ist. Auch ist sowohl die Zueignungsschrift an Se. Königl. Hoheit den Prinzen Ferdinand von Preußen, als die der zweiten Auflage beigefügte Vorrede hier mit abgedruckt, so daß die Käufer der ersten Auflage hier wörtlich alles finden, was in der zweiten verändert oder hinzugekommen ist.

Glücklich werde ich mich schätzen, wenn durch die Veranstaltung dieses Anhanges ich den Beifall derjenigen, welche bereits die erste Auflage besitzen, zu erhalten das Vergnügen haben sollte.

von Retzow.

Vorrede

zur

zweiten Auflage.

Der gütige Beifall, den das lesende, besonders das militairische Publikum, der ersten Auflage meiner Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges zu schenken bewogen worden, so wie die besondere Geneigtheit, mit welcher verschiedene einsichtsvolle Männer und noch lebende Zeitgenossen mich seitdem in Absicht mancher noch aufzunehmenden Thatsachen unterstützten, haben die Veranlassung zur zweiten Auflage dieses politisch-historischen Werks gegeben.

Diese, mit manchen nicht unwichtigen Zusätzen bereicherte, hin und wieder auch verbesserte zweite Auflage, überliefere ich gegenwärtig dem geneigten

Der Herr Verfasser der Vertheidigung Friedrich des Großen scheint es sich unbedingt zum Gesetz gemacht zu haben, alle, theils bekannte, theils noch unaufgeklärt gebliebene Mißgriffe des verewigten Königs ohne Ausnahme entschuldigen zu wollen, indem er ihnen bald Politik, bald raffinirte Taktik, bald Heroismus unterlegt, folglich sich angelegen seyn läßt, die Nachwelt in Zweifel zu lassen. Allein so leicht es ist, bloß als Lobredner eines Monarchen auftreten zu wollen, eine eben so schwere Aufgabe bleibt es, die Handlungen desselben gehörig zu prüfen. Es wird dazu ein Studium seines Charakters erfordert, um Ursachen und Wirkungen gegen einander abzuwägen, und so ein sprechendes Resultat, welches das Gepräge der Wahrheit führt, herauszuziehen.

Wie soll man aber dergleichen einseitiges Benehmen, welches theils gegen das Zeugniß mehrerer Schriftsteller, theils gegen das Bewußtseyn so mancher noch lebenden Zeitgenossen streitet, entschuldigen? Ist bloß Enthusiasmus für alles, was Friedrich II während des siebenjährigen Krieges that, hier die Triebfeder gewesen, so dürfte derselbe wohl überspannt seyn, da, so groß auch sonst der verewigte König als Regent, als Politiker und als Held in seiner Biographie zu erscheinen berechtigt ist, er dennoch stets auch als Mensch auftritt, folglich, wie alle Sterbliche, manchen Leidenschaften und Launen unterworfen war.

Schwachheiten, die in der Person eines Monarchen — obgleich der Herr Verfasser dies gänzlich ableugnen zu wollen scheint — nicht selten in Egoismus, Härte, vielleicht auch einstweilige Ungerechtigkeit auszuarten pflegen. Es bleibt daher Pflicht eines Schriftstellers, Friedrichs Handlungen während dieses merkwürdigen Krieges aus beiden Gesichtspunkten zugleich zu betrachten, wenn die Nachwelt, die über jede Vorfälle der Vorzeit zu sprechen berechtigt ist, gehörig aufgeklärt werden soll. Hat hingegen — ohne es jedoch verbürgen zu wollen — der Herr Verfasser es sich nur angelegen seyn lassen, die Authenticität meiner Charakteristik verdächtig zu machen, oder hat derselbe aus unbekannten politischen Gründen sich bloß zu empfehlen gesucht: so schmeichle ich mir, daß er seinen Endzweck — wenigstens bei dem aufgeklärten Theil der Leser — verfehlt haben wird, da der geneigte Beifall, den das Publikum meinem Buche zu schenken die Gewogenheit gehabt hat, schon laut zu meiner Rechtfertigung spricht. Mancher Wortklaubereien, mancher zu buchstäblich gewürdigten rhetorischen Figuren, und des mit der vorher geäußerten Denkungsart des Herrn Verfassers im auffallendsten Widerspruch stehenden Satzes, S. 87, nicht zu gedenken, erhellet übrigens, daß derselbe in der Vertheidigung Friedrichs des Großen, auch in militairischer Hinsicht, manches unrichtige Urtheil gefällt

habe, wovon Sachkundige die Beweise in seiner Schrift finden werden. Um aber nicht eine Antikritik statt einer bloßen Vorrede zu schreiben, will ich mich begnügen, unter mehreren nur ein Paar Stellen anzuführen.

Seite 22 und 23 will derselbe nicht einräumen, daß der König, als er vor der Schlacht bei Prag über die Muldau ging, um sich mit der Schwerinschen Armee zu vereinigen, große Gefahr gelaufen habe, einzeln geschlagen zu werden. Wenn man aber bedenkt, daß die Schiffbrücke, über welche er am 5ten Mai gezogen, hinter ihm abgebrochen werden mußte, um die dazu gebrauchten Pontons dem Fürsten Moritz, Behufs der bei Branick zu schlagenden, zu senden, und daß Schwerin, durch ein bei Brandeis vorgefallenes hitziges Gefecht aufgehalten, erst am 6ten zum König stoßen konnte: so wird ein jeder, in die Taktik Eingeweiheter, eingestehen müssen, daß Friedrich II ohne alle Gemeinschaft mit der Keithschen, und in einer sehr precairen mit der Schwerinschen Armee sich befand; daher der Vorschlag des östreichischen Generals Matern, den gewissermaßen hier isolirten König sogleich anzugreifen, wohl einen einsichtsvollen Mann verräth.

Die Dispositionen, welche der König zu den Schlachten von Prag, Zorndorf und Cunersdorf entwarf, waren vortrefflich; sie hatten — wie billig —

Schwachheiten, die in der Person eines Monarchen — obgleich der Herr Verfasser dies gänzlich ableugnen zu wollen scheint — nicht selten in Egoismus, Härte, vielleicht auch einstweilige Ungerechtigkeit auszuarten pflegen. Es bleibt daher Pflicht eines Schriftstellers, Friedrichs Handlungen während dieses merkwürdigen Krieges aus beiden Gesichtspunkten zugleich zu betrachten, wenn die Nachwelt, die über jede Vorfälle der Vorzeit zu sprechen berechtigt ist, gehörig aufgeklärt werden soll. Hat hingegen — ohne es jedoch verbürgen zu wollen — der Herr Verfasser es sich nur angelegen seyn lassen, die Authenticität meiner Charakteristik verdächtig zu machen, oder hat derselbe aus unbekannten politischen Gründen sich bloß zu empfehlen gesucht: so schmeichle ich mir, daß er seinen Endzweck — wenigstens bei dem aufgeklärten Theil der Leser — verfehlt haben wird, da der geneigte Beifall, den das Publikum meinem Buche zu schenken die Gewogenheit gehabt hat, schon laut zu meiner Rechtfertigung spricht. Mancher Wortklaubereien, mancher zu buchstäblich gewürdigten rhetorischen Figuren, und des mit der vorher geäußerten Denkungsart des Herrn Verfassers im auffallendsten Widerspruch stehenden Satzes, S. 87, nicht zu gedenken, erhellet übrigens, daß derselbe in der Vertheidigung Friedrichs des Großen, auch in militairischer Hinsicht, manches unrichtige Urtheil gefällt

Magdeburg, verstorbene geheime Cabinetsrath Galster, dessen Freundschaft ich nicht allein schon in Potsdam genoß, sondern vorzüglich in unsrer beiden Zurückgezogenheit noch fester knüpfte, mir Manches, sowohl über den Charakter Friedrichs II, als über sein Benehmen während des Krieges, mitgetheilt. Bekanntlich war er vor Entstehung desselben Sekretär des Generals Winterfeld, folglich in allen Mysterien, die wahre Entstehung desselben betreffend, vollkommen eingeweiht, und genoß nach dessen Tode das Vorzugs, im Cabinette des Königs manche Jahre zu arbeiten.

3) Die ganz neue Darstellung der Schlacht von Kollin und deren Plan habe ich dem verstorbenen General Gaudi, der bei derselben als Adjutant des Königs gegenwärtig war, zu verdanken. Zwar hat ein im Januarstück der Minerva 1803 eingerückter Aufsatz diese meine Beschreibung verdächtig machen wollen; dagegen habe ich aber im Märzstücke eben dieses Journals mich hinlänglich gegen das Publikum gerechtfertigt, daher ich dasselbe darauf zu verweisen mir die Freiheit nehme.

4) Habe ich während des siebenjährigen Krieges theils Gelegenheit gehabt, eine sehr ausgebreitete Correspondenz meines seligen Vaters mit allen

allen Feldherren, die Armeen und Corps commandirten, zu lesen und zu beantworten, theils einen ununterbrochenen Briefwechsel mit deren Adjutanten und mehreren angesehenen Officieren geführt, wodurch ich, in Absicht mancher Thatsachen, ein unverdächtiges Licht zu erhalten Gelegenheit bekam. Hiernächst bürgen

5) meine eigenen Erfahrungen; das Studium der handelnden Personen, so wie die aus allen Begebenheiten nach Ursachen und Wirkungen gezogenen Resultate, ingleichen die in meiner Zurückgezogenheit, von einsichtsvollen Männern erhaltenen Beiträge eben so für die Authenticität meiner Arbeit, als ich nicht unterlassen habe, manche fremde Gewährsmänner in den Anmerkungen zur Charakteristik namentlich aufzuführen.

6) Habe ich das Antwortschreiben Sr. Königl. Hoheit des verstorbenen Prinzen Heinrich von Preußen, welches Hochdieselben wegen der Dedikation der ersten Auflage an mich abgelassen haben, als Beilage abdrucken lassen. Ich bin überzeugt, daß der Ausspruch dieses competenten Richters schon allein für die Authenticität meines Buchs bürgen dürfte.

Antwort des Prinzen Heinrich von Preußen.

Rheinsberg, den 10ten Mai 1802.

Wohlgebohrner Herr Capitain,

Ich kann Ihnen die Empfindung der Freude nicht verhehlen, welche ich empfunden, als ich Ihr Schreiben eröffnete; um so mehr ist es mir schätzbar, da Sie mir darin wieder Beweise Ihrer Anhänglichkeit und Zutrauens geben. Erhalten Sie hierdurch meinen verbindlichsten Dank für das übersandte, von Ihnen verfertigte historische Werk. Der erste Theil, den ich bis jetzt gelesen, ist mit aller Präcision und Wahrheit von Ihnen abgefaßt worden, und hat meinen ganzen Beifall. Sobald ich das Uebrige werde durchgelesen haben, so werde ich Ihnen über das Ganze aufrichtig meine Meinung sagen. Mit dem aufrichtigen Wunsch, eine Gelegenheit zu besitzen, Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen zu können, erhalten Sie die wiederholte Versicherung meiner immerwährenden Achtung, und wie sehr Sie schätzet

des Herrn Capitains

wohlaffectionirter Freund
Heinrich.

An
den Herrn Capitain von Retzow
zu Neu-Bellin bei Genthin.

Zusätze zum ersten Theil.

Seite 29, vierte Zeile.

Der Stoff zu dieser Allianz war schon früher, wiewohl anfänglich, ohne sonderliche Wirkung, vorbereitet worden. Der Graf, nachmaliger Fürst Kaunitz, der Schlesien für das Haus Oestreich unwiederbringlich als verloren achtete, so lange Frankreich und Preußen Freunde blieben, hatte schon auf dem Friedenskongreß zu Aachen (1748) dem französischen Gesandten eine genauere Verbindung ihrer beiderseitigen Beherrscher vorgeschlagen: allein damals war nicht daran zu denken, so lange nicht in Frankreich Männer an das Staatsruder gebracht waren, die von dem alten Systeme eines Heinrich IV und eines Richelieu geflissentlich abwichen. Bei Gelegenheit seiner nachmaligen Gesandtschaft am Hofe zu Versailles suchte er diese einmal aufgefaßte Idee mehr auszumahlen und ihr Leben zu geben; allein der gewöhnliche langsame Gang der östreichischen bedächtlichen Politik erschwerte seine Bemühungen eben so stark, als die Festigkeit einiger französischer Staatsbediente, bis eine gewisse Frau von Etioles zur Favoritin König Ludwigs XV erklärt wurde, die sich unter dem Namen einer Marquise von Pompadour so bekannt machte. Den Ehrgeiz dieser Maitresse wußte Kaunitz durch manche Intrigue, ja selbst durch die ihr von der Kaiserin-Königin verschwendeten Schmei-

cheleien in Bewegung zu setzen, und ihren, auf den schwachen König erlangten Einfluß in die Staatsadministration zu seinen Absichten zu benutzen. Der Graf von Stainville, nachmaliger Herzog von Choiseul, französischer Botschafter am Wiener Hofe, ein Mann, der unter den gegenwärtigen Umständen nur sein Glück zu machen trachtete, unterstützte ihn, ohne Rücksicht auf das wahre Interesse des Staats. Ludwig XV, der jetzt alles mit der größten Leichtsinnigkeit behandelte, was eine ernste Behandlung erforderte, ließ es geschehen, daß die Marquise Frankreichs ächte Stützen aus ihrem Wirkungskreis entfernte, und Männer empor hob, die ihr gänzlich ergeben waren, und so gelang es Kaunitz, schon damals ein ganz neues politisches System zu gründen, welches in Wirklichkeit zu verwandeln der Traktat von Westmünster nur die nähere Veranlassung gab.

Seite 36, achte Zeile.

Wir glauben indessen der ersten Behauptung den Vorzug geben zu können; denn außer den wechselseitigen Haß, der zwischen dem Großfürsten und Bestuschef herrschte *), mit in Anschlag zu bringen, war der Großkanzler, durch vieljährigen Verwaltung der Staatsgeschäfte, mit der Intrigue zu

*) Der Großfürst war nicht allein Bestuschef abgeneigt, weil er den König von Preußen verachtete, sondern er hatte auch auf ihn einen unauslöschlichen Haß geworfen; seitdem dieser, zu der Zeit, da er, um seinen Gesandschaftsposten bei dem Niedersächsischen Kreise anzutreten, durch Kiel reisete, verwegen und geschickt genug gewesen war, das Testament der Kaiserin Katharina I und die Originalakten, die das Bündniß der Herzöge von Hollstein mit Rußland betrafen, aus dem dortigen Archive zu entwenden. —
v. Saldern, Biographie Kaiser Peter III.

vertraut, als daß er Peters schwache Seiten nicht ausgespäht, daher mehr für die kluge, entschlossene Großfürstin eingenommen, sich unter ihrer künftigen Regierung ein bleibenderes Glück versprochen haben sollte. Man weiß sogar, daß, eben so sehr er es sich angelegen seyn ließ, den Großfürsten in den Augen seiner Tante und des Publikums herabzuwürdigen, er die Liebesintrigue Katharinens mit dem Stanislaus Poniatowsky auf alle Weise zu begünstigen, und dadurch sich ihrer Protektion zu versichern, bemüht gewesen ist.

Seite 41, neunzehnte Zeile.

Selbst das Ministerium hatte sich mit der darüber geführten geheimen Korrespondenz nicht befassen dürfen, und dem geheimen Legationsrathe, nachmaligem Staatsminister, Grafen von Herzberg, wurden die zur Anfertigung des bekannten Mémoire raisonné erforderlichen Originaldokumente erst dann eingehändigt, als man solche öffentlich aus dem Archive zu Dresden genommen hatte. Bis dahin besorgte Winterfelds Sekretair, ein Herr Galster, den Briefwechsel allein. Nach des Generals Tode ward er zum Geheimen Kabinetsrathe Friedrichs II befördert, und seiner, während seinem Aufenthalt zu Altenplatow im Magdeburgischen, mit mir unterhaltenen intimen Freundschaft, habe ich manches verschleierte Faktum, die Entstehung des siebenjährigen Krieges betreffend, zu verdanken. —

Seite 47, funfzehnte Zeile.

Alles Widerstrebens ungeachtet mußte die Königin von Polen die Kränkung empfinden, daß der General Willich das Archiv in Dresden eröffnen ließ, und aus demselben die

)riginalien nahm, deren Abschriften bereits in Friedrichs ¦änden waren *).

Seite 59, am Schluß der letzten Zeile.

Anmerkung.

Diesen Vortheil hatte der König der fehlerhaften Ausführung es vom Feldmarschall Brown dem Generale Odonell ertheilten ¦efehles zu verdanken. Brown, von dem Marsche der Preußen uf Lowositz unterrichtet, hatte diesen General mit einem starken)etaschement vorausgesandt, um die Berge über Lowositz hin- us zu besetzen, und noch 2000 Kroaten zur Unterstützung abgehen ¦ssen. Odonell nahm aber den erhaltenen Auftrag zu buchstäblich, nd besetzte nur die nächsten Weinberge vor Lowositz, statt sich des ¦owos selbst zu bemächtigen, der sie beherrschte.

Seite 64, dreizehnte Zeile.

Zur Rechtfertigung des Feldmarschall Brown, dieses ¦fahrnen Kriegers und würdigen Greises, glauben wir aber nführen zu müssen, daß wahrscheinlich durch die wiederhol- n Befehle seines Hofes: die Armee für den künfti- en Feldzug, und zur Deckung des Innern der Monarchie zu schonen, gewissermaßen gefesselt, er wohl

*) Das Publikum verdachte damals dem Könige von Preu- ßen diesen so auffallend gewaltsamen Schritt, und seine Feinde ¦tblödeten sich nicht, ihm daraus ein Kapitalverbrechen zu machen, dem sie ihn der Verletzung des Völkerrechts beschuldigten. Da in- ¦ssen Friedrich II zu der, zwischen den gegen ihn verschwornen Mächten geführte Korrespondenz auf eine indirekte Art gelangt war, gleichwohl Europa von der gegen ihn angezettelten Verschwörung ¦f eine authentische Art überzeugen und dadurch seine Kriegserklä- ¦ng rechtfertigen wollte; so mußte er sich die Originaldokumente ¦lbst auf eine in die Augen fallende Art verschaffen, wenn er ¦esen Zweck erreichen wollte.

nicht die Absicht gehabt habe, sich in eine Schlacht einzulassen. Daher ist vorauszusetzen: daß, als er die Nachricht von der Ankunft einer preußischen Armee im Gebirge erhielt, er nur die Stellung auf dem Lowosberge — von deren Behauptung so viel abhing — zunehmen gewilligt war, um hier den König fest zu halten, während die Sachsen, mittelst einiger Unterstützung von seiner Seite, ihre Befreiung versuchten. Der Fehler, den Odonell beging, und daß Brown, nach der damals üblichen Taktik, wo man auf stark besetzte Dörfer noch zu viel Wichtigkeit legte, ein Korps von 12 Bataillonen vor Lowositz stellte, statt solche hinter diesem Posten aufmarschiren und durch die vorgeschobene Kavallerie unterstützen zu lassen, veranlaßte den Verlust der Schlacht, so wie die Schnelligkeit, mit der ihm der König zuvor kam, dessen treffliche Schlachtordnung und Aktivität, so wie der ausdauernde Muth der preußischen Infanterie. den Ausgang derselben lenkten. Der immediate Rückzug des Feldmarschall Brown über die Eger ist also nicht einer unzeitigen Kleinmüthigkeit zuzuschreiben, sondern war eine Folge der ihm ertheilten gemessenen Instruktion. —

Seite 77, vierzehnte Zeile.

Anmerkung.

Nur durch Zufall ward diese unter die preußische Kavallerie vertheilt, die Veranlassung dazu gab aber der General Katzler: denn während der König die sächsische Infanterie musterte, ritt er zu der Kavallerie und rekrutirte das Regiment Gensd'armes mit einigen 70 der besten Mannschaft und Pferde. Mehrere preußische Kavalleriesoffiziere folgten diesem Beispiele, und als der König auch die sächsische Reiterei mustern wollte, fand er nur noch Ueberbleibsel der ehemaligen Regimenter. Zwar konnte er seine Empfindlichkeit, sich vorgegriffen zu sehen, nicht bergen, und sein Zorn traf vorzüglich den General Katzler; allein eine diesem Lieblinge eigene Naivität,

mit welcher er seine Unternehmung zu rechtfertigen wußte, und die Nothwendigkeit, seine Kavallerie, die bei Lowositz viel gelitten hatte, zu ergänzen, besänftigten den aufgebrachten Friedrich, der nunmehr seine Garde du Corps mit 2 Schwadronen vermehrte, und den Ueberrest unter seine Reiterei vertheilte.

Seite 78. Zum Schluß des zweiten Abschnitts.

Mit dieser merkwürdigen Begebenheit ward der Feldzug von 1756 beschlossen; der König von Preußen kam dadurch in den vollkommenen Besitz der sächsischen Erbländer, und nichts hinderte ihn, sein Heer daraus zu verpflegen, Magazine anzulegen, und von der Stadt Leipzig, so wie von den in der Lausitz befindlichen vier katholischen Klöstern Kontributionen einzufordern. Bei der bereits verstrichenen günstigen Jahreszeit war es indessen nicht mehr möglich, in Böhmen Unternehmungen von Wichtigkeit auszuführen: Friedrich II zog daher die Armee, mit welcher er bei Lowositz siegte, nach Sachsen zurück, und verlegte sein ganzes Heer in die Winterquartiere. Zu gleicher Zeit mußte der Feldmarschall Schwerin, der mit einer zweiten Armee aus Schlesien in Böhmen eingerückt und bis an die Elbe vorgedrungen war, dies Königreich gleichfalls verlassen. Da seine Bestimmung nur dahin gerichtet war, die Armee des Fürsten Piccolomini so lange zu beobachten, bis es entschieden seyn würde, ob es noch gelingen könne, Eroberungen in Böhmen zu machen: so hatte dieser Feldzug, in Absicht der militärischen Operationen, nichts Hervorstechendes. Dagegen zeichnete sich Schwerin von einer andern, ihm nicht minder Ehre bringenden Seite aus: denn die ganze Zeit über, die er im Standlager bei Aujest zubringen mußte, fehlte es seiner Armee — ein, während des siebenjährigen Krieges, seltner Fall — an keinem nothwendigen Bedürf-

nisse; ein wesentlicher Vortheil, den nur seine weisen Maaßregeln bewirkten. — Durch Mannszucht und Ordnung gelang es Schwerin, dergleichen Bequemlichkeiten bei einer Völkerschaft zu erhalten, die — durch die vorigen Kriege gewarnt — gewiß nicht geneigt war, den Preußen ihre Produkte zuzuführen. Dagegen sah man jetzt den böhmischen Bauer seine Felder in ungestörter Ruhe, selbst bei den Vorposten, bestellen. Er brachte täglich allerlei Lebensmittel auf die im Lager angewiesenen Marktplätze mit eben der Sicherheit, mit der er sie in einer Stadt, wo die beste Polizei herrscht, zum Verkauf anbietet. Alles mußte baar bezahlt werden, und auch die allergeringste Plünderung ward auf das schärfste geahndet. Diese Ordnung erwarb dem Feldmarschall das völlige Zutrauen der Nation, und entriß dem Fürsten Piccolomini das Geständniß: daß, wer auf eine edelmüthige Art Krieg führen lernen wollte, unter einem Schwerin dienen müsse.

Seite 79, funfzehnte Zeile.

Bei Gelegenheit eines durch den Herrn von Ponikau, sächsischen Gesandten zu Regensburg, gegen das Verfahren des Churfürsten von Brandenburg in Sachsen, zur Reichsdiktatur übergebenen förmlichen Klagelibells erlaubte er sich eine so beleidigende Sprache, als der Wiener Hof zu den Zeiten Karl V und Ferdinands I, wo das Haus Oestreich das deutsche Reich noch tyrannisirte, sich kaum bedient hätte.

Seite 96, zehnte Zeile.

Diese Gefahr war wirklich dringend, denn von der Keithschen Armee war er dadurch getrennt, daß die Pontons, welche ihm zum Uebergange über die Moldau gedient hatten,

dem Fürsten Moritz gesandt worden waren, um nach dem ihm ertheilten Befehle die Brücke bei Branik zu Stande zu bringen; Feldmarschall Schwerin hingegen hatte nicht, der erhaltenen Instruktion gemäß, schon am 5ten in dieser Gegend eintreffen können, weil er bei Brandeis in ein ziemlich hitziges Gefecht, in welchem der General Wartenberg blieb, verwickelt worden war. Zwar ward er schleunigst angewiesen, seinen Marsch während der Nacht fortzusetzen, allein erst am 6ten des Morgens konnte er sich mit dem Könige vereinigen.

Seite 97, zwanzigste Zeile.

Nach dem Zeugnisse des verstorbenen Generals, Grafen Schmettau, der sich im Gefolge des Königs befand, und der Unterredung mit beiwohnte, erlaubte sich Schwerin dagegen Vorstellungen zu machen, indem er den König abrieth, den Feind in seiner gegenwärtigen Stellung anzugreifen. Er behauptete vielmehr: „es sey besser, gerade nach „Mähren zu marschieren, und die Armee, von den in „Brandeis und andern Orten eroberten, Magazinen und De„pots zu verpflegen, bis man den schlesischen Magazinen „näher gekommen seyn würde. Folgte der Prinz Karl der „königlichen Armee, so könnte diese alles wegfouragiren „oder verbrennen, um den Marsch der Oestreicher zu erschwe„ren: auch stehe es in des Königs Macht, ihnen dann auf „einem mehr günstigen Terrain, als das bei Prag sey, eine „Schlacht zu liefern. Unterdessen könne das Corps, mit „welchem Feldmarschall Keith die sogenannte kleine Seite „einschlösse, die Belagerung von Prag unternehmen. Folge „dagegen — welches doch nicht vorauszusetzen sey — der „östreichische Heerführer der preußischen Armee nicht: so

„könne man stets weiter vordringen, die noch nicht organi-
„sirte Daunsche Armee zersprengen und Wien in Schre-
„cken setzen. Wollte aber Prinz Karl den Feldmarschall
„Keith angreifen: so habe dieser, falls er den Kampf zu
„bestehen nicht abwarten wolle, so viele gute Positionen
„rückwärts zu nehmen, daß der Prinz Bedenken tragen
„werde, ihm zu folgen, während über die Erblande Gefahr
„schwebe. Zwar halte er sich überzeugt, daß der König die
„intendirte Schlacht gewinnen werde, allein seine treffliche
„Infanterie könne auch leicht hier ihr Grab finden"*). Da
indessen Friedrich, wahrscheinlich aus Besorgniß, die 25000
Mann, die Feldmarschall Daun zusammengezogen hatte,
möchten zum Prinzen Karl stoßen**), sein Vorhaben auf-
geben, nicht gewilligt war: so wagte Schwerin abermals,
ihm die Seite 97 und 98 bereits erzählten Vorstellungen zu
machen.

Seite 103, zur Anmerkung dritte Zeile.

General Manstein hatte ihm dazu den Weg gebahnet, in-
dem dieser, ohne ausdrücklichen Befehl zu erwarten, die bei Plou-
petin, vor der Mitte der feindlichen Armee auf einem Berge ver-
schanzte Brigade Infanterie, mit einigen Bataillonen angriff, und,

*) Diese Anekdote ist mir durch den Hauptmann, Grafen Schmettau, Sohn des verstorbenen Generallieutenants, dessen Adjutant er war, mitgetheilt worden, und da solche wohl nicht in Zweifel zu ziehen ist: so scheint sie gewissermaßen einen Kommentar zu demjenigen abzugeben, was wir bereits S. 145 und 146 der ersten Auflage der Charakteristik aufzustellen gewagt haben.

**) Da solche erst am 8ten bei Böhmischbrodt eintrafen, so konnten sie mit aller Anstrengung erst am 9ten, also drei Tage nach der Schlacht, bei Prag anlangen.

wiewohl mit dem Verluste der Hälfte seiner Mannschaft, von diesem Posten hinunter und über den morastigen Bach zurückwarf. Der König, der hier gegenwärtig war, ging hierauf durch Kyge, drang in die durch das Weichen des rechten Flügels in der Mitte der östreichischen Schlachtordnung entstandene Lücke, und führte, nach einer standhaften Gegenwehr, endlich den völligen Sieg herbei.

Seite 130, dritte Zeile.

Anmerkung.

Zwei Tage nach der Schlacht waren zwei Officiere vom damalligen Regiment Münchow, nemlich der zuletzt im Kriegeskollegio gestandene Obristlieutenant Voß, und der auf seinem Gute in Schlesien verstorbene Hauptmann Schmettau im Hauptquartier zu Nimburg in ein Zimmer getreten, in welchem sie glaubten, daß die Parole ausgegeben werden würde, als die unerwartete Erscheinung des Herzogs von Bevern und des Fürsten Moritz sie eines andern überzeugte. Um unbemerkt zu bleiben, springen sie hinter den Ofen. Hier hören sie die vertraute Unterredung der beiden Prinzen mit an, und bemerken unter andern, daß Fürst Moritz sagt: „Ich wollte „vieles darum geben, wenn ich lieber den Hieb, mit dem mich der „König bedrohte, ausgehalten und ferner mich geweigert hätte, den „linken Flügel der Armee, den man gegen die gegebene Disposition „am unrechten Orte aufmarschieren ließ, gegen den Feind zu führen. Den ersten dazu gegebenen Befehl hatte ich durch Gründe „zu entkräften gesucht, allein jetzt, von Zorn entbrannt, ritt er „mit entblößtem Degen auf mich zu, hob solchen über meinen Kopf „und sagte: Thun Sie, was ich befehle, oder — Von diesem Augenblicke an war unser trauriges Loos geworfen. —“

Seite 157, sechste Zeile.

Anmerkung.

Diese Instruktion ward nach dem Recueil de lettres du Roi de Prusse S. 11. nur mündlich ertheilt; und obgleich der Prinz den ungefähren Inhalt derselben dem Könige schriftlich mit der Bitte

überreichte, solchen durch seine Bemerkungen zu sanktioniren; so gab doch Friedrich dem Prinzen, als dieser sich bei ihn beurlaubte, diesen Aufsatz wieder zurück, ohne ein Wort, geschweige seine Genehmigung beizufügen. „Hieraus erhellet, (sagt der Prinz in einer in eben dem Recueil de lettres befindlichen Relation) daß der König die Freiheit behalten wollte, meine Handlungen nach Gefallen zu billigen oder zu tadeln."

Seite 162, Siebzehnte Zeile.

Anmerkung.

Daß übrigens der Prinz, Winterfeld in Verdacht hatte, mit zu seinem Unglücke beigetragen zu haben, erhellet daraus, daß, als er die Nachricht erhielt, dieser General sey im Treffen bei Moys geblieben, er mit einer Art von Zufriedenheit äußerte: Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist; und noch in den letzten Augenblicken seines Daseyns rief er aus: ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer verursacht hat, aber Winterfeldt ist derjenige, der es mir verkürzte.

Seite 231, zehnte Zeile.

Gleich beim ersten Uebergange des Feindes ließ er ihn durch 10 Schwadronen, unter Anführung des Generals Penavaire angreifen; allein ein heftiges Kartätschenfeuer wies diese Kavallerie bald zurück. General Schulz, der hierauf mit vier Bataillonen angreifen mußte, war nicht glücklicher. Die Oestreicher, die sich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, sich zu wehren, wollten sie nicht ihr Grab in der Lohe finden, verdoppelten das mörderische Feuer ihres groben Geschützes dergestalt, daß sie die Preußen zum Weichen brachten. Zwar

nahm der Prinz Ferdinand von Preußen, nach dem Beispiele des verewigten Schwerin, eine Fahne in die Hand, um die gewichenen Bataillone wieder an den Feind zu bringen; es wollte ihm aber nicht, wie jenem bei Prag, gelingen, diese schon zu sehr geschwächten Truppen zu einem erneuten ernstlichen Kampfe zu stimmen.

Seite 247, siebzehnte Zeile.

Anmerkung.

Die Spitzen der preußischen Kolonnen wälzten sich gerade auf das Dorf Borne, welches vor dem östreichischen rechten Flügel lag. Ein Vorposten von Kavallerie, der auf der Anhöhe dieses Dorfes aufgestellt stand, ward von dem preußischen Vortrabe geworfen, und bis gegen die feindliche Linie verfolgt. Diese Ueberfälle machten den General Luchesi besorgt, der Hauptstoß dürfe den Flügel treffen, den er befehligte. Er verlangte daher Unterstützung, und da der vorsichtige Feldmarschall Daun solche noch bis zur nähern Aufklärung der feindlichen Schritte verzögerte: so forderte Luchesy solchen mit Ungestüm, unter der Aeußerung: daß er für keine seinem Flügel drohende Gefahr verantwortlich bleiben werde. Prinz Karl, hierdurch veranlaßt, bewilligte, daß mehr Truppen, besonders die ganze Reserve, nach seinem rechten Flügel gezogen würden, und es erforderte also viel Zeit, ehe diese Korps wieder nach dem linken Flügel abgerufen wurden, als man inne ward, daß die preußischen Kolonnen sich bei Borne rechts schwenkten, um den östreichischen linken Flügel anzugreifen.

Seite 250, zwanzigste Zeile.

Dies Feuer traf zuerst die Division der Mitte, welche der Prinz Ferdinand von Preußen anführte, es aber nicht erwiederte, weil die feindlichen Kugeln, die durch einen kleinen Wald streiften, die Bataillone nicht erreichten. Nach einiger

Zeit ließ indeß der Prinz einige Kanonen abfeuern, um den Oestreichern keine Antwort schuldig zu bleiben *).

Seite 294, eilfte Zeile.

Anmerkung.

In einem Stücke des politischen Journals von 1802 ist eine Recension meiner Charakteristik befindlich, in welcher der Herr Recensent ein ganz eignes Faktum, die Schlacht bei Leuthen betreffend, anführt. Er behauptet nemlich: — „er wisse aus einer „höchst authentischen Quelle, von einer damals in genauen Hofver„hältnissen stehenden Person zu Wien — daß eine seltene Un„vorsichtigkeit eines Kouriers, woraus ein noch seltsameter Irr„thum entstanden, zu jener großen Schlacht Gelegenheit gegeben „habe. Er wisse nemlich authentisch, daß zu Wien zwei Tage „zweimaliger Hofkriegesrath in Beiseyn des Kaisers und der „Kaiserin-Königin gehalten worden, um zu bestimmen, ob „man dem aus Sachsen in Schlesien angekommenen Könige von „Preußen eine Schlacht liefern solle? Am zweiten Tage wäre

*) Diesen kleinen Wald hatte der König, der bloß seinen rechten Flügel zum Angriffe bestimmte, den linken aber, sich vom Feind entfernt zu halten, befohlen hatte, zu seinem Aufenthalt gewählt, um dort den Ausgang der Schlacht beobachten zu können. Dies wußten seine Feldherren nicht, und da Prinz Ferdinand sein Geschütz auch nach dieser Richtung abfeuern ließ, so lief der König Gefahr, sowohl von den feindlichen, als seinen eigenen Kugeln getroffen zu werden. Er sahe sich daher genöthigt, das fernere Schießen untersagen zu lassen, bis er einen andern Beobachtungspunkt gewählt haben würde. Der Prinz war über diesen Vorfall äußerst betreten. Der Gedanke, daß er — wiewohl unverschuldet — die Veranlassung hätte geben können, seinen leiblichen Bruder getödtet zu sehen, machte auf sein empfindsames Herz den stärksten Eindruck, und ein jeder von dieser sonderbaren Begebenheit unterrichtete Patriot dankte Gott für die wunderbare Erhaltung seines Monarchen.

„das Resultat der Deliberationen dahin ausgefallen, daß dem „Prinzen Karl und Feldmarschall Daun der bestimmte Befehl „zu ertheilen sey, durchaus eine Schlacht zu vermeiden, erforder„lichen Falls Breslau und Schweidnitz mit Allem hinlänglich zu „versehen, und bei dem schon einbrechenden Winter die Armee „nach dem böhmischen Gebirge einstweilen in die Winterquartiere „zu führen, daß aber dieser so bestimmte Befehl — durch einen „ganz besondern Vorfall — erst zwei Tage nach der verlornen „Schlacht bei dem östreichschen Heere angekommen sey."

Ist diese Anekdote so richtig, als der Herr Recensent es versichern will: so giebt sie dem Philosophen reichlichen Stoff, Betrachtungen über die sonderbare Verkettung menschlicher Schicksale, so wie großer Weltbegebenheiten anzustellen, und auch ich rufe mit demselben aus: — So steht oft das Glück dem Kühnen bei.

Seite 289, fünfte Zeile.

Anmerkung.

Schon seit den ersten Jahren der Regierung Friedrichs II war der Obrist Balby dessen Liebling und Vertrauter gewesen, der ihn auch auf seiner damals unternommenen Reise nach Holland begleitete. Die gegenwärtig fehlgeschlagene Belagerung zog ihm aber die Ungnade des Königs zu. Seitdem zog er sich aus seinem bisherigen Wirkungskreise zurück, und verlebte seine Tage in stiller Ruhe. Hier schrieb er Denkwürdigkeiten des Lebens Friedrichs II, deren Existenz der König erfuhr, die Handschrift nach seinem Tode von der Wittwe einfordern ließ, sie durchlas und dabei äußerte: er habe herzlich dabei gelacht, und sich vieler Anekdoten seines Lebens erinnert, indeß bat er aber doch die Wittwe, sich mit der Bekanntmachung, während seines Lebens, nicht zu übereilen.

Seite 369, siebente Zeile.

Der ganz unerwartete Abzug der Dohnaischen Armee aus der Neumark erweckte ein sehr natürliches Staunen des Publikums; das Urtheil über einen, in dem kritischen Zeit-

punkte

punkte dieses Feldzuges so äusserst gewagten Schritt, fiel aber sehr verschieden aus. Nur der neuerern Geschichte scheint es vorbehalten gewesen zu seyn, getreue Aufschlüsse desjenigen zu liefern, was damals nur räthselhaft war: denn aus einer Stelle der geheimen Geschichte Katharinens II, Kaiserin von Rußland, geht nicht undeutlich hervor, daß der damalige Großfürst, aus besondrer Zuneigung für den König von Preußen, Gelegenheit gefunden haben mußte, die der Armee ertheilten Befehle durch den Staatsrath Wollkoff zu erhalten und solche Friedrich II mitzutheilen. Es heißt nemlich S. 108. des ersten Theils: „Die ganze Zeit „hindurch, da diese Feierlichkeiten *) dauerten, verging „fast kein Tag, den Peter III nicht mit übermäßigem Trinken hinbrachte, und diese Ausschweifungen brachten immer „gefährliche Handlungen der Unbesonnenheit hervor. An „einem Abende richtete er, nach seiner Gewohnheit, seine „Unterredung auf Friedrich II, und rief auf einmal aus, „indem er den Staatsrath Wollkoff, der ihm gegenüber „saß, ins Auge faßte: — Es ist gewiß, der König „von Preußen ist ein Tausendkünstler, ein Erz„zauberer. Er wußte die Entwürfe unsers Feld„zuges alle schon, wenn wir sie kaum entwor„fen hatten. — Wollkoff kam in Verlegenheit, und „erröthete. — Peter sagte zu ihm: — Warum so ver„legen? Du hast dich nicht für Siberien zu fürch„ten. Hast du mir nicht, trotz aller Furcht, die „du deswegen hattest, alle Plane und Entwür„fe mitgetheilt, die man in der Rathsversamm-

*) Es waren die Feste, die wegen des zwischen Rußland und Preußen geschlossenen Friedens (1762) angestellet wurden.

„lung faßte, und die ich alsdann an Se. Maje-
„stät den König *) schickte? Diese Anekdote scheint
die stets gehegte Vermuthung zu bestätigen: daß Friedrich II
den Enthusiasmus des damaligen Großfürsten zu seinem Vortheil
anzuwenden gewußt habe, so wie, daß, als er die
Dohnaische Armee abzog, er von dem bestimmten Rück-
marsche der Russen schon versichert gewesen seyn mußte, weil
er unmöglich seine Provinzen einem noch auf dem Kampf-
platze verweilenden Feinde bloß stellen konnte. —

*) So bezeichnete er Friedrich II, wenn er ihn nicht seinen Lehrmeister, seinen Freund, seinen Bruder nannte.

Zusätze zum zweiten Theil.

Seite 55, sechszehnte Zeile.

Auch muß man gestehen, daß nur die Talente der preußischen Generale und der Enthusiasmus ihrer Officiere das Gleichgewicht dieser so zusammengesetzten Maschine durch die Kunst, den gemeinen Mann zum Treffen zu führen und den zweideutigen Muth der Neuangeworbenen zu stählen, zweckmäßig zu erhalten verstanden. Nur dadurch gelang es ihnen, die Thaten auszuführen, die sie rühmlich auszeichneten. In Absicht der geschickten Führung solcher Heere aber, verstanden nur Friedrich II und Prinz Heinrich die schwere Kunst, auch den roheste Schaaren Hochachtung und unbegrenztes Zutrauen einzuflößen: Talente, welche vielleicht nur Hannibal unter ähnlichen Umständen und in ähnlicher Lage in gleichem Grade gezeigt hat. Pünktliche — wenn gleich nur der Nennerzahl nach — gereichte Besoldung und die ungewöhnlichen Feldherrentalente, welche dem Krieger auf der Bahn zum Siege mit kühnem Schritte vorgingen, zugleich aber Ruhm und Glanz, so wie Beschwerden und Mühseligkeiten mit dem Gemeinsten theilten, waren die vorzüglichsten Hülfsmittel, wodurch die kontrastirenden, einzelnen Theile zu einem vollkommenen Ganzen gebildet wurden.

Seite 104, sechszehnte Zeile.

Anmerkung.

Der ungenannte Verfasser der Vertheidigung Friedrichs des Großen, in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik des siebenjährigen Krieges Schuld gegeben worden, behauptet zwar Seite 69. das Gegentheil, indem derselbe versichert, der Unterförster habe jede ihm vom König vorgelegte Frage mit der größten Bestimmtheit beantwortet, allein das Faktum — so wie es hier erzählt worden — ist mir von einem Augenzeugen, der sich im Gefolge des Königs befand, mitgetheilet worden. Wenn man hiernächst das Imposante, was bekanntermaßen bei ernsthaften Angelegenheiten in dem Blicke des Königs lag, mit der vorauszusetzenden geringen Weltkenntniß eines Unterförsters zusammenstellt; wenn man annimmt, daß die Frage des Königs sich wohl mehr auf Taktik, als Forstwissenschaft bezogen: so läßt die Verlegenheit des Unterförsters sich eben so gut entschuldigen, als dessen S. 79. aufgestellte nachmalige, im Zirkel seiner Freunde vorgetragene Erzählung, leicht eine Praleerei seyn kann. —

Seite 114, ein und zwanzigste Zeile.

Anmerkung.

Wenigstens die russischen: denn daß es nicht an Laudon lag, daß die gänzlich zerstreute preußische Armee nicht noch mehr aufgerieben ward, davon zeugen Briefe, die vom Schlachtfelde an östreichische Officiere, die im Saalkreise Brandschatzungen eintrieben, geschrieben waren. Der damalige Landrath des Kreises, Herr von Dacheröden, der sich in Halle befand, um sich mit den Oestreichern wegen der verlangten Requisitionen zu besprechen, hatte Gelegenheit, solche zu lesen, weil man Ostentation genug besaß, sie zu zeigen, und die Forderungen drückender zu machen. In diesen Briefen hieß es: unser Sieg würde ungleich glänzender gewesen seyn, hätten wir es dahin bringen können, die Russen zum Verfolgen der flüchtigen Preußen in Bewegung zu setzen. —

Seite 120, vierzehnte Zeile.

In der Kriegskasse zu Dresden waren noch 5,600000 Thaler befindlich.

Ebendaselbst. Sechszehnte Zeile.

Diese in manchem Betracht merkwürdige Kabinetsordre die ein Spion, der durch die Elbe schwamm, dem General Schmettau am 25sten August einhändigte, lautete wörtlich also:

Vous avez peut-être déjà été instruit de l'échec que j'ai essuyé contre l'armée russe le 12 de ce mois. Quoique mes affaires ne soient pas désespérées vis-à-vis de l'ennemi, je me vois pourtant par là dans le cas, de ne rien pouvoir détacher pour vous secourir. Au cas donc que les Autrichiens viennent à tenter quelque chose contre Dresde, vous voirez s'il y a moyen de vous soutenir, surquoi il faudra que vous tachiez d'obtenir une capitulation favorable, savoir à fin de pouvoir vous retirer librement avec la garnison entière, caisses, magazins, hospitaux et tout ce que nous avons à Dresde, soit à Berlin, ou pour pourvoir à quelque corps de mes trouppes. Comme il m'est survenu une maladie que je compte ne point avoir de suites fâcheuses, j'ai laissé en attendant ici le commendement au Lieutenant-General *Finck*, les ordres du quel, vous aurez à exécuter, comme venant directement de ma part. Sur ce etc. Reitwein le 14 Août 1759 *). *Frédéric.*

---

*) Vielleicht werdet Ihr schon erfahren haben, daß die russische Armee mir am 12ten d. M. eine Schlappe angehänget hat. Ob nun gleich meine Angelegenheiten, in Absicht des Feindes, nicht

Der König verlangte vom General Fink, daß er dies Kabinetsschreiben an seiner Statt, nur mit seiner eigenen Unterschrift versehen sollte, und nur, nachdem dieser vorgestellt hatte, Graf Schmettau werde keinem Befehle Folge leisten, der nicht von Sr. Maj. selbst unterschrieben sey, bewog er endlich den König — wiewohl mit Widerwillen — den ertheilten bestimmten Befehl durch seine eigene Unterschrift zu sanktioniren. —

Seite 128 u. s. w.

Am 8ten August, als am Tage, an welchem die Generale Wehla und Brentano vor Dresden erschienen, überbrachte ein reisender Kaufmann dem Generale Schmettau einen anonymen Brief, worin ihm 100000 Thaler und Beförderung in der östreichschen Armee zugesichert würde, wenn er die Stadt übergäbe. Der Ueberbringer ward eingezogen, gestand, der Brief sey ihm vom General Brentano selbst

---

ganz verzweifelt sind: so befinde ich mich doch in dem Falle, nichts zu Eurer Unterstützung absenden zu können. Sollten also die Oestreicher etwas gegen Dresden versuchen wollen: so werdet Ihr ja sehen, ob es möglich sey, Euch darin zu behaupten, sonst müßt Ihr suchen, durch eine vortheilhafte Kapitulation einen freien Abzug für die Besatzung, imgleichen das Bergen meiner Kassen, Magazine, Lazarethe und alles dessen, was wir in Dresden haben, zu erlangen, dergestalt, daß Ihr die Freiheit erhaltet, Euch mit allem diesen nach Berlin oder zu einem andern meiner Truppenkorps zu verfügen. Da ich mit einer Krankheit, wovon ich jedoch keine nachtheilige Folgen befürchte, befallen worden bin, so habe ich hier dem Generallieutenant Fink den Oberbefehl übertragen, dessen Verfügungen Ihr eben so Folge zu leisten habt, als wären euch solche von mir selbst ertheilet worden, u. s. w.
Reitwein, den 14ten August 1759. Friedrich.

eingehändigt worden, der Inhalt desselben sey ihm aber unbekannt. Schmettau, zu stolz auf seine Ehre, beantwortete dies Schreiben nach Würden, und bedrohte den Ueberbringer mit dem Strange, sofern er, oder einer seines Gleichen noch einmal ein dergleichen Geschäft zu übernehmen wagen würden. Da nun dieses Mittel nicht fruchten wollen, so glaubte der Pfalzgraf durch Drohungen zu erhalten, was durch Versprechungen zu erlangen nicht möglich gewesen war. Gleich am folgenden Tage ließ er dem Kommandanten von Dresden bekannt machen, daß, sofern er sich unterfangen würde, die Vorstädte anzuzünden, er das Vergeltungsrecht an der durch die Reichsarmee besetzten Stadt Halle ausüben, und diesen Ort gänzlich zerstören lassen werde. Graf Schmettau ließ sich aber nicht irre machen; er antwortete in eben dem Tone, behauptete, das Wohl der Stadt Halle sey ihm nicht anvertraut, unmöglich könne er sich überzeugen, daß der Pfalzgraf eine den Rechten des Krieges angemessene Maßregel an einem offnen Orte zu rächen gedenke; versicherte zugleich, daß bei der ersten Feindseligkeit die Vorstädte abgebrannt werden würden, daß die Besatzung alles anwenden werde, was zu ihrer Vertheidigung erforderlich sey, und daß, im Fall sie gezwungen werden sollte, auch die Wälle zu verlassen, sie sich in das königliche Schloß zurückziehen, und sich darin bis auf den letzten Streiter wehren würde *). Da indessen seine nur aus 3769 Mann bestehende Besatzung zu schwach und zu wenig zuverläßig war,

*) Bei der täglich ernsthafter werdenden Belagerung, kam der Churprinz von Sachsen in große Verlegenheit. Für die Sicherheit seiner Person und Familie besorgt, entschloß er sich, allen Bequemlichkeiten seines Standes zu entsagen, und mit den Seinigen die gewölbten Keller des Schlosses zu beziehen. Zu Hoff-

um alle, größtentheils unvollkommene Werke der Festung zu vertheidigen, er auch zur Bedienung des Geschützes nur 3 Officiere, 2 Feuerwerker und 30 Kanoniere hatte: so verließ er die Neustadt rc.

Seite 129, vier und zwanzigste Zeile.

Am 4ten September, Abends um 9 Uhr ward solche unterzeichnet, und nachdem die östreichische und Reichsarmee die lange Brücke und das Pirnaer Thor besetzt hatten, schlich sich ein Spion durch die feindlichen Wachen, und überbrachte dem Grafen Schmettau nachstehendes Königliches Schreiben:

J'ai reçû votre lettre du 20 Août. Vous pouvez facilement vous imaginer sans que je vous le dise que vous ne sauriez me rendre un service plus important dans la crise présente qu'en vous conservant dans la ville de Dresde. Les choses changeront probablement dans peu de face, et vous devez vous attendre de recevoir en peu, et peut-être en quelques jours du secours du coté de Torgau. Cela doit vous suffire. Conservez nous Dresde, et servez-vous à cette fin de tous les moyens quels qu'ils soyent que vous pourrez mettre en usage. etc. Fürstenwalde le 25 Août 1759 *).

Fréderic.

---

nung, den Prinzen von Zweibrücken zu mehrerer Schonung zu bewegen, und hauptsächlich um Zeit zu gewinnen, fand der Kommandant Mittel, demselben die traurige Lage dieser fürstlichen Personen hinterbringen zu lassen, und diese beiden Umstände ließen dem Pfalzgrafen die Hand zu einer Kapitulation bieten.

*) Ich habe Euren Bericht vom 20sten August erhalten. Ohne es Euch noch sagen zu dürfen, werdet Ihr selbst ermessen, daß

Leider kam diese Kabinetsordre zu spät, und Schmettau sah sich durch die bereits eingegangene Verbindlichkeit gefesselt, ohne einen gültigen Ausweg zu finden, dem Königlichen Befehle genügen zu können.

Seite 131, zwölfte Zeile.

Dieser Behauptung wird von einem Augenzeugen *), der sich zu der Zeit mit in Dresden befand, widersprochen. Dieser, dem ich die Mittheilung der hier eingeschalteten drei Königlichen Kabinetsschreiben, so wie mancher, bei der Berennung und Uebergabe von Dresden sich ereigneten besondern Vorfälle zu verdanken habe, hat mir heilig versichert: daß nie der angebliche chiffrirte Brief in seines Vaters Hände gekommen sey; sonst derselbe — welches sich auch aus seinem im vergangenen Jahre bei einer ähnlichen Gelegenheit bezeigten äußerst festen Benehmen abstrahiren läßt — sich gewiß mit der Kapitulation nicht würde übereilt haben. Hat also — wie es sich wohl mit Friedrichs Denkungsart reimen läßt — ein solches durch das Kabinet ertheiltes chiffrirtes Schreiben

---

Ihr Mir in der gegenwärtigen Krisis keinen wichtigern Dienst erweisen könnt, als wenn Ihr Euch in der Stadt Dresden behauptet. Wahrscheinlich wird die Lage der Sachen sich bald ändern, und Ihr dürft in kurzen, vielleicht in wenigen Tagen, auf eine von der Seite von Torgau kommende Unterstützung rechnen. Dies mag Euch genügen. Erhaltet uns Dresden; und bedienet Euch zu diesem Ende aller dazu anwendbaren Mittel, sie mögen auch seyn, welche sie wollen. Fürstenwalde, den 25sten August 1759. Friedrich.

*) Dem Grafen Schmettau, Sohn des verstorbenen Generals, und ehemaligen Hauptmann im Regiment des Königs.

existiret; so muß es entweder vom Feinde aufgehoben, oder mit der Kabinetsordre vom 25sten August verwechselt worden seyn. Ueberhaupt bleibt sowohl des Königs Weigerung, den S. 120. aufgeführten bestimmten Befehl zu unterschreiben, als daß er angeblich dem General Schmettau einen anderweitigen Wink, bloß durch sein geheimes Kabinet, geben lassen, statt solchen durch seine Unterschrift zu sanktioniren, ein Räthsel, das sich nun dadurch lösen läßt, wenn man voraus setzt, daß er, aus Besorgniß, der Entsatz möchte dem schwachen Wunschischen Korps nicht gelingen, und aus Furcht, seine Kassen durch eine förmliche Belagerung zu verlieren, dem Kommandanten lieber überlassen wollen, sich den Umständen nach mit Einsicht zu benehmen, ohne sich dabei zu kompromittiren.

Seite 132, vierte Zeile.

Bei der Unzuverlässigkeit seiner, nach Abzug 129 Getödteter, 108 Verwundeter und über 1400 Ausreißer nur noch aus 2000 Mann Infanterie und 96 Reitern bestehenden Besatzung, konnte ein solcher Entschluß leicht den Verlust des in Dresden befindlichen, ihm zu retten besonders anempfohlnen Schatzes nach sich ziehen. Gesetzt aber auch, daß er bei der Ankunft des, höchstens aus 5000 Mann bestehenden Wunschischen Korps, dergleichen Wagestück zu versuchen beschlossen: so bleibt es doch zweifelhaft, ob im Angesichte einer Armee von 30000 Mann eine solche kühne Unternehmung den gehofften, glücklichen Erfolg würde gehabt haben, oder ob dieselbe nicht vielmehr den Untergang der in und vor Dresden befindlichen Preußen, benebst den Verlust aller königlichen Effekten hätte nach sich ziehen können.

Seite 132, sechszehnte Zeile.

Man kann wohl annehmen, daß der Mann, der im abgewichenen Jahre des Feldmarschalls Daun Vorhaben rückgängig zu machen, Talent und Entschlossenheit genug besaß, gewiß das Aeußerste würde gewagt haben, hätte er in der gegenwärtigen kritischen Lage des Königs es nicht der Klugheit angemessener gehalten, sich an dem ihm ertheilten ersten Befehl zu binden, besonders da der zweite ihm zu spät insinuirt worden. Die Nachricht von der Uebergabe von Dresden zog dem Grafen Schmettau die Ungnade des über den Verlust dieses wichtigen Waffenplatzes aufgebrachten Königs zu, der ihm darauf folgende bittere Antwort ertheilte:

Je viens de recevoir votre rapport du 9. Je ne saurois point approuver la conduite que vous avez tenue à l'occasion de Dresde. Il auroit fallu que vous tinsiez ferme. Vous n'auriez surement rien eu à apprêhender de l'artillerie ennemie, qui se seroit bien gardée de tirer sur Dresde. Mais il vous est arrivé ce qui arrive ordinairement à tous mes généraux: au moment qu'ils doivent faire contenance, elle leur défaut. Quoiqu'il en soit, mon intention est que vous laissiez à Magdebourg les caisses et les uniformes de l'armée que dès que vous serez arrivé dans cette ville, vous retourniez sur vos pas droit à Wittenberg pour y être à portée d'être employée quand il le faudra à Dresde. etc. Waldow le 10 Septembre 1759 *)

Frédéric.

---

*) Ich habe Euren Bericht vom 9ten so eben erhalten. Unmöglich kann ich Euer Betragen in Absicht Dresdens billigen.

Nach diesem Briefe sollte Graf Schmettau — wahrscheinlich in Hoffnung, Dresden bald wieder zu erobern, wieder angestellt werden, es scheint aber, daß seine Feinde bei dieser Gelegenheit nicht müßig blieben, und, dem Könige zu Gefallen, sein Benehmen verunglimpften; denn nach Verlauf von acht Tagen erhielt er den Befehl, die aus Dresden abgeführte Besatzung dem General Fink zu überliefern, für seine Person aber nach Berlin zu gehen*).

Ihr hättet Euch darin behaupten sollen; denn von der feindlichen Artillerie hättet Ihr gewiß nichts zu befürchten gehabt, da sie sich sicher enthalten haben würde, Dresden zu beschießen. Allein es ist euch begegnet, was allen Meinen Generalen gewöhnlich zu wiederfahren pflegt: in dem Augenblick, in welchem sie Standhaftigkeit zeigen sollen, fehlt ihnen solche. Dem sey nun, wie ihm sey, so ist es mein Wille, daß Ihr meine Kassen und die Montirungsstücke der Armee zu Magdeburg lasset, und daß, sobald Ihr in dieser Stadt angelanget seyn werdet, Ihr nach Wittenberg zurückkehret, um dort in Bereitschaft zu seyn, erforderlichenfalls in Dresden wieder angestellt zu werden. Waldau, den 10ten September 1759. Friedrich.

*) Graf Schmettau ward nicht wieder angestellt, ungeachtet er sein Generalsgehalt bis zum Hubertsburger Frieden unverkürzt bezog. Erst nach dieser Zeit erhielt er bloß eine jährliche Pension von 1000 Thaler, und ob er gleich zu wiederholtenmalen um unpartheiische Untersuchung seines Betragens, in Absicht der Uebergabe von Dresden, bat, so ist ihm solche doch nie gewährt worden: ein Beweis, daß Friedrich II vielleicht sich vorwarf, die erste Veranlassung zu dem Verlust dieses Waffenplatzes gegeben zu haben, und einer nähern Erörterung geflissentlich ausweichen wollte. Schmettau starb in seinem Exil zu Brandenburg und nahm den Ruhm eines geübten Taktikers, besonders aber geschickten Ingenieurs mit ins Grab. — Bessers, über die, bei der Uebergabe

Seite 303, achte Zeile.

Anmerkung.

Hier müssen wir eines sehr edlen Zuges aus dem Charakter des verstorbenen Generals von Saldern erwähnen, der dem Andenken an diesen, in so vielem Betracht würdigen Feldherrn Ehre macht. Er war es, der auf Anrathen des Obristlieutenants (jetzigen Feldmarschalls) von Möllendorf, der die gegenwärtige Lage des Feindes zuerst ausgespäht hatte, mit seiner Brigade das hier beschriebene Manöver glücklich ausführte. Als aber General Zitthen hier zur Stelle kam, Salderns Unternehmung rühmte und versicherte, wie er nicht unterlassen werde, dem Könige eine Heldenthat, die gewissermaßen den Sieg entschiede, mit dem gebührendem Lobe bekannt zu machen, erwiederte der bescheidene Saldern: „Ew. Excellenz muß ich bitten, meiner beim Könige „nicht zu erwähnen, denn die erste Idee zu diesem Manövre war „nicht mein. Wollen Sie aber demselben denjenigen besonders „empfehlen, dem eigentlich das wahre Verdienst dieser Unterneh„mung gebühret; so nennen sie den Obristlieutenant Möllen„dorf."

Seite 414, achtzehnte Zeile.

Diese Nachricht wurde wenige Stunden nach einem prächtigen Mahle bekannt, welches der König den Officieren seines russischen Regiments *), das sich mit bei dem Czernischeffschen Korps befand, gegeben hatte.

---

von Dresden vorgefallenen — damals fast allgemein auf Rechnung des Generals Schmettau geschobenen widrigen Vorfälle — unterrichtet, halten wir uns verpflichtet, gegenwärtig die Fakta mehr nach der Wahrheit vorgetragen: denn, wer opfert nicht gern einer bessern Ueberzeugung!!

*) Bekanntlich hatte Peter III, bei Gelegenheit des mit Preußen geschlossenen Bündnisses, sich vom Könige ein Regiment

Seite 416, am Schluß der Note.

Die Schrift des Herrn von Saldern giebt sogar die Behauptung: daß schon seit der Geburt des Großfürsten Paul Petrowitsch die nachmalige Kaiserin Katharina II, aus übertriebener Ehrsucht angetrieben, den stolzen Gedanken gefaßt habe, sich dereinst des Thrones zu bemächtigen. Daß das gewissermaßen verächtliche, obgleich verdiente Betragen ihres Gemahls, dieser Neigung Nahrung gegeben; daß, nachdem sie durch ihren Liebling Orlow, so wie durch die Intriguen der jungen Fürstin Daschkow sich einen starken Anhang zu verschaffen, ja selbst die Garden — dies bei jeder in Rußland vorgefallenen Revolution so thätig mitwirkende Korps — zu gewinnen gewußt, sie gerade in dem Zeitpunkt, da der Kaiser, als er der Verschwörung gegen ihn auf die Spur gekommen und Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen verabsäumte, ihren einmal gefaßten Vorsatz mit der beflügeltesten Eile zu Stande brachte, und die Geschicklichkeit besaß, ihren Gemahl durch den Verräther Ismailof in ihre Hände zu bekommen, um dessen Mord zu vollenden.

Seite 417, fünfte Zeile.

Je mehr er jetzt seine so sehr kritisch gewordene Lage überdachte, je drückender ward deren plötzliche Umwandlung seinem bekümmerten Gemüthe. Der schnelle Uebergang von

---

in seiner Armee ausgebeten. Friedrich hatte denselben zum Inhaber des gegenwärtigen von Arnimschen ernannt, solchem die Benennung Regiment Kaiser beigelegt, und dem Korps Officiere — als eine besondere Auszeichnung — silberne Achselbänder zu tragen befohlen. Aus Erkenntlichkeit beschenkte Peter den König gleichfalls mit einem Regimente Infanterie, dessen Uniform er bei Gelegenheit dieses Festes zum ersten, aber auch zum letztenmale trug.

der reizenden Aussicht, mit Hülfe der Bundesgenossen den Feldzug rühmlichst zu schließen, zu den Gedanken, diese wiederum als Feinde zu erblicken, und vielleicht ein trauriges Schicksal zu erleben, war zu angreifend, als daß nicht selbst der größte Geist hätte erschüttert werden sollen. Blaß, und beinahe empfindungslos, lag daher der sonst nicht leicht außer Fassung kommende Friedrich auf einem Kanapee, als der Major, Graf Schwerin *), den er hatte rufen lassen, ins Zimmer trat. Fast eine Viertelstunde lag der ganz in sich gekehrte König, ohne ein Wort zu sprechen. Schwerin fing an zu besorgen, der Monarch, den er wenige Stunden zuvor so heiter gesehen hatte, sey entweder gefährlich krank geworden, oder habe eine höchst unglückliche Nachricht von der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen erhalten. Staunend betrachtete er denselben, endlich aber faßte er Muth und sagte: „Um Gotteswillen, Ihro Majestät, was ist „Ihnen?" Mit kaum hörbarer Stimme erzählte ihm der König, was in Petersburg vorgefallen sey; wie Rußland von der Allianz abgehe, wie Czernitschef Befehl habe, zurück zu marschieren, und schloß mit den Worten; „Wie „muthlos wird diese unerwartete Begebenheit meine Armee „machen? Wie werde ich einem vielleicht traurigen Schick„sale ausweichen? Nein, dieser Schlag trifft mich zu „hart!"

Nach einer ziemlich langen Pause erhob sich Friedrichs Geist über die gewöhnlichen Menschenkräfte. Schnell sprang

*) Dieser Graf Schwerin war derselbe, der während seiner Gefangenschaft in Petersburg sich die Gunst Peters III erworben hatte, auch mit dem Charakter der Nation bekannter geworden war.

er von seinem Lager auf, ging an einen Tisch, auf welchem der Plan der Gegend, in welcher er und der Feldmarschall Dann standen, lag, betrachtete solchen eine Weile mit stiller Aufmerksamkeit, ging mit langsamen Schritten einigemal im Zimmer auf und nieder, faßte endlich Schwerin bei der Hand, und redete ihn folgendermaßen an: „Schwerin! „er weiß, wie ich ihn schätze; er muß mir jetzt den wichtig„sten Dienst erweisen, den mir noch je ein Mensch geleistet „hat. Reite er gleich ins russische Hauptquartier, und „bringe er mir Czernitschef; bringen muß er ihn, es „koste, was es wolle, ich muß ihn sprechen, heute noch „sprechen, er bürgt mir mit seinem Kopf dafür." Jetzt ließ er seine Hand fallen, und ertheilte ihm Verhaltungsregeln, wie er das Geheimniß sorgfältig zu bewahren und durch eine erkünstelte Heiterkeit allen Argwohn zu entfernen habe.

Mit schwerem Herzen und mit ängstlich-freundlich gezwungenem Gesicht ritt Graf Schwerin in das russische Hauptquartier. Hier traf er alles schon in der größten Bewegung. In eben derselben Stunde, in welcher der König die Nachricht von der in Rußland vorgefallenen Revolution empfing, hatte auch Czernitschef den Befehl erhalten, das Korps der neuen Kaiserin Katharina II den Eid der Treue leisten zu lassen. Alle Generale waren versammelt. Anfänglich wollte man Schwerin nicht melden, endlich that es doch einer seiner Freunde, ein Adjutant des Feldmarschalls, trotz des Verbots, keinen Fremden zu dieser Zeremonie zu lassen. Der Feldmarschall kam selbst, und nöthigte den preußischen Abgeordneten herein. Kaum war die Feierlichkeit der Eidesleistung geendigt, als man anfing, das Fest

auf

auf gut Russisch zu feiern, man trank tapfer auf das Wohl der neuen Beherrscherin; Schwerin benutzte aber einen günstigen Augenblick, den Feldmarschall allein zu sprechen, um ihm zu eröffnen, wie der König ihn zu sprechen wünsche. Czernitschef versicherte dagegen, jetzt gleich sey es ihm unmöglich, weil, da sich das ganze politische System so plötzlich geändert habe, es ihm sehr leicht übel ausgelegt werden, und von seinem Hofe Verantwortung zuziehen könne; überdieses habe er auch jetzt gleich nicht Zeit, weil er gleich einen Adjutanten in das östreichsche Lager senden müsse, um dem Feldmarschall Daun zu benachrichtigen, wie er von heute an aufhöre, als Feind gegen ihn zu stehen. Schwerin, dazu bestimmt, dem Könige einen wichtigen Dienst zu leisten, verlor den Muth nicht, vielmehr sagte er endlich dem Feldmarschall: „Ew. „Excellenz kennen meinen König, bringe ich Sie nicht noch „heute Abend zu ihm, so habe ich meinen Kopf verwirkt, „denn dies war meine Abfertigung gewesen; nun thun Sie, „was Sie können und wollen." Czernitschef fing an in seinem Entschluß zu wanken; Schwerin wurde noch dringender, und endlich sagte jener zur Gesellschaft: „Ich muß sie auf „einige Zeit verlassen, um diesen Adjutanten des Königs ab„zufertigen," und eilte mit ihm aus dem Zimmer. Ohne daß es jemand weiter bemerkte, ritt er mit ihm fort. Unterweges erkundigte sich der Feldmarschall, ob der König die in Rußland vorgefallene Veränderung schon wisse? Zum Glück für den Grafen war es schon so finster, daß der neugierige Russe auf Schwerins Gesicht nicht mehr lesen konnte, daß seine verneinende Antwort nur eine befohlne, aber keine gegründete sey. Auf dem ganzen Wege sprach Czernitschef von nichts, als von seiner Achtung und Liebe für den König,

und wiederholte mehrmals, wie unendlich Leid es ihm thue, seine Ergebenheit und seinen Eifer, ihm zu dienen, nicht so bezeugen zu können, als er es gewünscht und gehofft habe. Bei denen in Rußland vorgefallenen Veränderungen, bei denen er nicht anders, als gewinnen könne — bleibe es ihm doch schmerzhaft, aller Gelegenheit, dem Könige nützlich zu werden, benommen zu seyn. Unter solchen Gesprächen, und bei wiederholten Fragen: ob denn Schwerin wenigstens nicht wisse oder vermuthe, was der König von ihm wolle, kamen sie endlich vor dessen Quartier an.

Friedrich II lag im Fenster, kam herunter, und, mit einem Lichte in der Hand, führte er selbst den Feldmarschall ins Zimmer. Weislich hatte er zuvor schon seine ganze Dienerschaft entfernt, und jetzt befahl er Schwerin, ihn mit Czernitschef allein zu lassen, dagegen im Vorzimmer mit aller Anstrengung darauf zu halten, daß Niemand sie behorche. Die Unterredung dauerte über drei Viertelstunden. Endlich eröffnete der König die Thür, und rief Schwerin herein. Friedrich und der Feldmarschall hatten Thränen in den Augen. Ersterer umarmte Letztern und sagte: „Nun „will ich Sie nicht länger aufhalten; nie werde ich vergessen, „daß sie der Mann sind, der das Unglück, was mir „drohte, mindern half: hätte ich Königreiche zu ver„schenken, ich gäbe Ihnen eins; nun gute Nacht." Czernitschef konnte sich kaum vom Könige losreißen, und stammelte die wenigen Worte: „Machen Ew. Majestät mit mir, „was Sie wollen, das, was ich Ihnen zu thun versprochen „habe, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich „deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gerne hin, um Ihnen „zu zeigen, wie sehr ich Sie verehre."

Schwerin erhielt Befehl, den Feldmarschall wieder zu begleiten. Lange herrschte unter beiden ein anhaltendes Stillschweigen, bis endlich, wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, Czernitschef ausrief: „Gott, Schwerin! was „ist Ihr König für ein Mann! was gäbe ich darum, wenn „ich in seinem Dienste stünde! Wer kann dem Manne widerstehen, wenn man ihn reden hört! Auf dem Schaf„fotte, das ich vielleicht um seinetwillen besteigen muß, werde „ich noch mit Entzücken an alles das denken, was er mir „heute gesagt hat. Versichern sie dem Könige, daß, wenn „er noch etwas mehr, als mein Leben verlange, ich es mit „Freuden hingeben wolle."

Der Zweck der ganzen Unterredung war gewesen, Czernitschef zu bewegen, den Feldmarschall Daun nicht eher, als nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden, von dem was in Rußland vorgefallen war, zu benachrichtigen; ferner bei dem morgen zu unternehmenden Angriff auf Burkersdorf mit seinem Korps auszurücken, um Daun, dem die zwischen Rußland und Preußen aufgehobene Allianz noch unbekannt sey, zu veranlassen, ihm ein beträchtliches Korps entgegen zu stellen, dadurch seine Armee zu schwächen, und die preußische, im Vertrauen auf den Beistand ihrer bisherigen Bundesgenossen, desto stärker und muthiger zu machen. Um inzwischen seine Generale über das gewagte Unternehmen zu täuschen, befahl Czernitschef gleich nach seiner Rückkehr ins Hauptquartier, daß das ganze Korps morgen in der mit dem Könige verabredeten Stunde ausrücken solle, unter dem Vorwande: er träfe diese Veranstaltung aus Vorsorge, weil er nach einer mit dem Könige gehabten Unterredung — aus der er jetzt kein Geheimniß mehr machte —

bemerkt zu haben versicherte, daß derselbe über die Aufhebung der Allianz äußerst aufgebracht sey, es also nicht unmöglich scheine, wie er sie zu entwaffnen trachten könne: ein solches Verfahren dürfe auch um so leichter auszuführen seyn, da seine aus Petersburg empfangenen Verhaltungsbefehle so zweideutig wären, daß sie nicht einmal genau bestimmten, für welche von beiden kriegführenden Mächten die Kaiserin sich erklären wolle *). Die mehrentheils halb berauschten russischen Generale nahmen diese sehr auf Schrauben gesetzte Erklärung für lauter Wahrheit an, und so machten in dem Tages darauf erfolgten Treffen bei Burkersdorf 20000 Russen die allersonderbarste Figur. Gleich unerfahrnen Statisten in einem heroischen Schauspiele standen sie da, ohne zu wissen, warum; indessen trug ihre Gegenwart ein Vieles zu dem Siege bei, den Friedrich II an diesem Tage erfocht. Am folgenden Tage verließen sie die Armee.

In diesem kritischen Zeitpunkte leistete dem Könige die ihm so eigenthümliche Beredsamkeit, mit Geistesgegenwart gepaart, den wichtigsten Dienst; aber — auch er war unter so vielen gekrönten Häuptern vielleicht der Einzige, dem die Gabe der Ueberredung so zu Gebote stand, daß Czernitschef sich unwiderbringlich hingerissen fand, selbst mit Gefahr seines Lebens, sich ihm zu einer Zeit zu verpflichten, da die kürzlich erfolgte politische Staatsumwälzung ihm, in Absicht seines Hofes und dessen ihm bekannten Kabalen, durchaus alle Vorsichtigkeit empfehlen mußte.

---

*) Briefe eines alten preußischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. 7ter Brief.

Seite 447, neunzehnte Zeile.

Mit diesem Feldzuge beschloß Herzog Ferdinand gewissermaßen seine militärische Laufbahn; denn, wenn gleich er seinen Rang als Feldmarschall in der preußischen Armee wieder einnahm, so fand er sich doch kurze Zeit darauf (1766) veranlasset, seinen Abschied zu nehmen; er brachte den Rest seines thatenvollen Lebens in Braunschweig zu. Daß aber der Herzog diesen Schritt zu thun sich gemüßiget gesehen, davon werden mehrere Ursachen angegeben. Einige wollen die erste Veranlassung dazu in einem zwischen ihm und dem Könige, wegen einer zu freimüthigen Aeußerung Ferdinands über die gleich nach dem Hubertsburger Frieden eingeführte, dem Lande so gehässige französische Regie, entstandenen Zwiespalt finden. Andere behaupten, das unanständige Betragen, welches der Obrist Anhalt sich gegen ihn bei Gelegenheit der Magdeburgischen Revue erlaubte, und welches vom Könige nicht nach dem Wunsche des Herzogs gerüget wurde, habe ihn zu diesem Entschluß gebracht. So viel Wahrscheinliches aber auch in diesen Voraussetzungen liegt, so anschaulich besonders letztere dem Publiko blieb: so scheint doch, bei näherer Zergliederung der Sache, es glaubwürdiger, daß mehr Politik, als die angegebenen unangenehmen Vorfälle ihn dazu aufforderten. Vielleicht glaubte er in Friedrich II einen Neider seines erworbenen Waffenruhms zu erblicken, und da hiernächst in der preußischen Armee der König als alleiniger Feldmarschall, seine Feldmarschälle aber nur als bloße Generale betrachtet wurden, Herzog Ferdinand hingegen Feldmarschall im höchsten Sinne des Worts gewesen war: so mag es seiner Würde an-

ständig geschienen haben, jetzt wieder als abhängiger General aufzutreten, daher er denn jene Veranlassungen zum Vorwand genommen zu haben scheint, um die wahre Ursache seines Abganges zu verbergen. Die ganze Armee bedauerte den Verlust dieses talentvollen, leutseligen Feldherrn, und war nicht wenig betroffen, nach der damaligen allgemeinen Voraussetzung, den Herzog dem Obristen Anhalt aufgeopfert zu sehen, dessen Verdienste um den Staat mit denen, die Ferdinand sich erworben hatte, keine Vergleichung aushielten.

Abhandlung über den kleinen Krieg, und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Hinsicht auf den französischen Krieg. Von einem preußischen Officier der leichten Truppen. Mit Anmerkungen von L. G. v. Brenkenhof. Zweite vermehrte Ausgabe; mit einem Anhange von Fragmenten. Mit 18 Planen. gr. 8. 1802. 3 thl. 8 gr.

Militärische Fragmente; enthalten die Zusätze zur ersten Auflage der Abhandlung über den kleinen Krieg. Mit 7 Planen. gr. 8. 1803. 1 thl.

Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. Generals von der Kavallerie, Hans Joachim von Ziethen. Mit Planen und Kupfern. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1799. 2 thl. 8 gr.

Naumann, J. G., Handbuch über die vorzüglichsten Theile der Pferdewissenschaft, für Officiere, Bereiter und Oekonomen. Zwei Theile. Mit Kupfern. gr. 8. 1800. 3 thl. 12 gr.

Weigel, J. A. V., geographische, naturhistorische und technologische Beschreibung des souveränen Herzogthums Schlesien. Acht Theile. Mit einer accuraten perspektivischen Darstellung der Gebirgsgegend um Warmbrunn. gr. 8. 1800 — 1804. 6 thl. 20 gr.

Porbeck's, H. P. A. v., kritische Geschichte der Operationen, welche die englisch-kombinirte Armee zur Vertheidigung von Holland in den Jahren 1794 und 1795 ausgeführt hat. Mit Karten und Planen. Erster Theil. 8. Hannover, 1802. 3 thl.

Müller's, W. v., Elementartaktik der Kavallerie. Erster Theil. Mit Kupf. gr. 8. Hannover, 1803. 1 thl. 18 gr.



